

# Saarbrücker

# HEFTE

**Melange:** Der Traum von einem Land, in dem man ohne Angst anders sein kann. Über Exil und Asyl, Befremden und Fremdeln, Differenz und Einheit, Gleichberechtigung und Gleichmacherei, Einwanderer und Eingeborene, Xenophobie und Xenophilie, Heim- und Fernweh, Folklore und Exotismus.

**Sichere Tips, wie man hätte reich werden können**

*Der Merziger Krankenhausstreit – eine Untersuchung über die Taubheit der Fingerspitzen und andere Nebenwirkungen harter Bandagen*

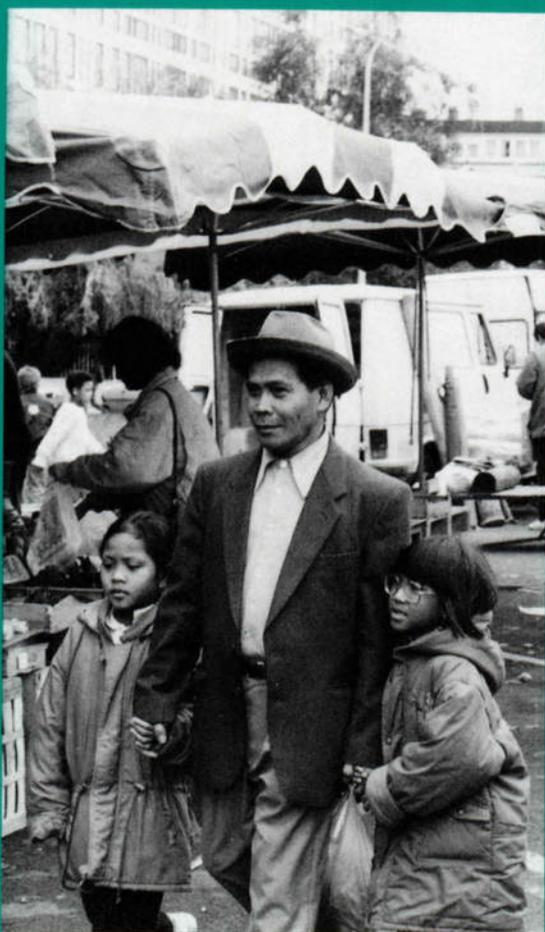
**Politische Kultur des Saarlandes, im SPIEGEL gesehen**

*Die Völklinger Hüttenruine oder: Didaktische Winke zum Umgang mit einem Weltwunder*

**Eine Hommage an einen großen Saarbrücker Baumeister, der aber schon lange tot und begraben ist**

*Die europäische Kulturfestung Luxemburg, dem Erdboden gleichgemacht durch Dichterswort*

**Prosa von Wolfgang Stauch, als Literatur feilgeboten**



**Der Autor Philippe Djian, wie er nackt und mit erigiertem Glied am Fenster nach Frankreich vorbeihuscht**

*Eine Fotoausstellung in der Galerie*

**Kluge Worte über den Komponisten Arnold Schönberg, welche sein Werk als Musik auszugeben trachten**

*Rezensionen über die Beziehungen zwischen wohlgefüllten Schweinsdärmen und investigativem Journalismus, über einen neuen Knaus und einen alten Schinken, über ein Denkmal für den ungehorsamen Deserteur sowie über eine Saarbrücker Stadtgeschichte, die erst noch geschrieben werden muß*

Heft 73, März 1995

# Impressum

**Saarbrücker Hefte Nr. 73, März 1995**

**Herausgeber:**

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

**Geschäftsführende Redaktion** (verantwortlich):

Dirk Bubel, Hans Horch, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf

**Redaktion:**

Dirk Bubel, Mechtild Grandmontagne, Günter Grewer, Hans Horch, Achim Huber, Eva Labouvie, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf, Johannes Petrenz, Josef Reindl, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Reinhard Wilhelm

**Redaktionsadresse:**

Dudweilerstraße 22, 66111 Saarbrücken, Telefon (06 81) 39 95 14

**Verlag:**

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH, Sauermilchstraße 14, 66564 Ottweiler, Telefon (0 68 24) 9 00 10

**Satz und Druck:**

Redaktion und Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH

**Layout:**

Uwe Loebens, Bernd Nixdorf

**Verkaufspreis:**

14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

**Jahres-Abo:**

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Verlag.

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

**Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:**

Dzermaludin Alic, Hervé Atamaniuk, Heiko Breit, Selma Ceylan, Bernhard Dahm, Stefan Fricke, Harald Glaser, Bernd Grass, Dieter Heinz, Harald Herold, Hans Horch, Margit Hübner, Fritz Kremser, Eva Labouvie, Suat Mentès, Jörg Metzinger, Sedat Pamuk, Guy Rewenig, Said, Wolfgang Schlott, Dietmar Schmitz, Frank Seibel, Hamid Shokat, Wolfgang Stauch, Wilfried Voigt, Margret Wilhelm, Reinhard Wilhelm

**Fotos:**

S. Andersson, Annie Assouline, Archiv Freyming-Merlebach, Archiv Saarbrücker Hefte, Dieter Heinz, Kaminski, Landeskonservatoramt, Löwer, LPM Dudweiler, Privat, Schröder Feinschmecker-Journal, Hamid Shokat, Stadtarchiv Merzig, Stadtarchiv Saarbrücken, Stadtarchiv Völklingen, Werbeagentur Charly Lehnert

**Titelbild:**

Löwer

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken, der „Arbeit und Kultur Saarland GmbH“ und dem Sparkassen- und Giroverband.

# SAARBRÜCKER HEFTE

# Inhaltsverzeichnis

<b>Editorial</b>	3	<b>Galerie</b>	
<b>Melange</b>		<i>Mechthild Schneider</i>	
<i>Hamid Shokat</i>		Fotografien 1992-1994	74
Impressionen eines Exilanten	4	<b>Gruß aus Luxemburg</b>	
<i>Bernhard Dahm</i>		<i>Guy Rewenig</i>	
Politische Flüchtlinge -		Unerschütterliche Festung, sturmfreie Insel?	79
Zwischen Statistik und Wirklichkeit	7	<b>Fenster nach Frankreich</b>	
<i>Suat Mentés</i>		<i>Wolfgang Schlott</i>	
"Oh, Sie sprechen aber sehr gut deutsch"	12	Philippe Djian und das Abenteuer Alltag	85
<i>Selma Ceylan</i>		<b>Literatur</b>	
Eine Geschichte vom Kommen und Gehen	15	<i>Wolfgang Stauch</i>	
<i>Sedat Pamuk</i>		Fünf Füße einer wunderbaren Frau	89
Gastarbeiterdoktorsozialarbeiter	20	<b>Musik</b>	
Interview		<i>Stefan Fricke</i>	
Zerissene Gefühlswelten	21	Arnold Schönberg	93
<i>Heiko Breit</i>		<b>Religion</b>	
Forza Italia und die Liebe zum Fremden	27	<i>Jörg Metzinger</i>	
<i>Hervé Atamaniuk</i>		Sind die Kirchen noch zu retten?	96
"Unreines Blut soll unsere Ackerfurchen		<b>Rezensionen</b>	
tränken ..."	31	<i>Reinhard Wilhelm</i>	
<i>Frank Seibell/Margit Hübner</i>		Kämpferisch, Offen, Trotzig, Zupackend	102
Nationale Identität und Lokale Integration		<i>Dietmar Schmitz</i>	
an den Beispielen Luxemburg und Metz	35	Die Reise nach St. Arnauld ...	104
<i>Hans Horch</i>		<i>Margret Wilhelm</i>	
Untertänigstes Gesuch ...	45	Sibylle Knaus: "Die Nacht mit Paul"	106
<b>Intermezzo</b>		<i>Bernd Grass</i>	
<i>Hans Horch</i>		Ein Lesebuch für Geschichtswerkstätten	107
Wie ich reich wurde	48	<i>Hans Horch</i>	
<b>Politische Kultur</b>		Anschauliche Geschichtslektionen	108
<i>Fritz Kremser</i>		<i>Harald Herold</i>	
Der Merziger Krankenhausstreit	49	Der Duft von tausend Jahren	109
<i>Wilfried Voigt</i>		Frisch eingetroffen	111
Der kleine König in der Puppenkiste	54	<b>Autorinnen und Autoren</b>	112
<b>Saarländische Weltwunder</b>			
<i>Dieter Heinz</i>			
Wer war Stengel - war Stengel wer?	57		
<i>Harald Glaser</i>			
Was läßt sich mit einem			
Industriedenkmal anfangen?	65		

Warum fällt es den Deutschen so schwer, ein gelassenes und entspanntes Verhältnis zu den bei ihnen lebenden Ausländern zu entwickeln, warum schaffen sie es nicht, normale Beziehungen zu ihnen zu unterhalten. Ich meine damit nicht nur diejenigen Deutschen, die Menschenjagden auf Ausländer organisieren oder den Mordbrennern und Schlägertrupps Beifall klatschen. Ich meine auch diejenigen, die aus lauter Mitgefühl ihre Identität aufgeben und sich und überhaupt (fast) alle in Ausländer umbenennen. Warum gibt es so wenig unverkrampften Umgang jenseits von irrationalen Überfremdungängsten und emphatischer bis zur Selbstverleugnung gehender Anteilnahme.

Die Frage stellt sich, weil dieses Land von seiner Migrationsgeschichte her eigentlich die besten Voraussetzungen mitbringt, Fremde zu integrieren und mit ihnen zurechtzukommen. Seine heutige Population ist das Resultat zahlloser Wanderungsbewegungen, eine bunte Mischung unterschiedlichster Ethnien. Das homogene Staatsvolk, zu dessen grausamen Verteidigung Faschisten und Rassisten angetreten sind und heute wieder antreten, war immer schon eine Fiktion. Warum sie Besitz ergreifen konnte von einer derart heterogenen Bevölkerung, ist das Rätsel, das immer noch einer befriedigenden Lösung harrt.

Die 'Saarbrücker Hefte' widmen ihren Schwerpunkt diesmal Menschen, die aus den verschiedensten Motiven heraus unter die Deutschen gefallen sind. Sie berichten aus ihrer Perspektive über Erfahrungen und Erlebnisse in diesem Land, über ihre Gefühle, ihren Zorn, ihre Einsamkeit und ihre Versuche, mit dem Leben in der deutschen Fremde fertig zu werden. Unsere Absicht war, es wegzukommen vom Diskurs über das sog. 'Ausländerproblem' und den tätigen, selbstbewußten Umgang der Migranten mit den Lebensbedingungen in einer unfreundlichen und hartherzigen Gesellschaft ins Zentrum zu rücken. Denn recht besehen ist das sog. 'Ausländerproblem' ja nicht dadurch charakterisiert, daß die Ausländer den Deutschen soviele Probleme bereiten würden, sondern eher dadurch, daß die Deutschen mit sich und ihresgleichen nicht klar kommen und von daher noch viel weniger mit der Anwesenheit der Fremden. Wer sich nicht mag, ist unfähig, mit dem Anderen in einen normalen Austausch zu treten, ihn weder zu dämonisieren noch zu stilisieren.

Weil das Ausländerthema ein deutsches Thema ist, gibt es diesmal auch keinen spezifischen Saarland-Bezug. Hier ist nichts anders als andersorts in Deutschland. Die Saartümelei als regionales Muster der Identitätsbildung ist eher komisch denn gefährlich. Stellt man sie in bezug zum neurechten Raunen über die 'selbstbewußte Nation', dann nimmt sie sich geradezu menschenfreundlich aus. Wir können es uns aber trotzdem nicht verkneifen, einen neuerlichen Exzeß im Identitätskampf der Saarländer zu kommentieren. Wenn der größte Dichter unseres Landstriches die Menschheit an den Schlagbäumen zu unseren Nachbarn enden läßt, sehen wir uns einfach gezwungen, auf diesen tribalistischen Rückfall zu reagieren. Irgendwie kommt da auch einer mit sich nicht klar, wenn er den Saarländer zum Gattungswesen schlechthin universalisiert.

# Impressionen eines Exilanten

Von Hamid Shokat

## Das Leben versichern

Der Versicherer bietet dem Exilanten eine Art Versicherung an, eine Lebensversicherung.

"Lebensversicherung? Wie kann man das Leben versichern", fragt der Exilant.

"Sie bezahlen jeden Monat einen gewissen Beitrag und am Ende bekommen Sie jede Menge Geld."

"Am Ende? Am Ende von was? Vom Leben? Wozu brauche ich jede Menge Geld am Ende vom Leben?"

"Nicht unbedingt am Ende von Ihrem Leben, das ist eine Art Zukunftssicherung für die Zeit, wenn sie nicht mehr arbeiten können."

"Das ist also eine Art Unfall- oder Invalidenversicherung", sagt der Exilant.

"Nein, wir bieten auch Unfall- und Invalidenversicherungen, gekoppelt mit dieser Lebensversicherung. Aber was ich Ihnen jetzt hier anbiete, ist eine Art Lebensversicherung. Wie gesagt, sie bekommen am Ende jede Menge Geld. Der beste Weg, Geld anzulegen."

"Dann ist das die Versicherung des Geldes und nicht des Lebens," sagt der Exilant.

"Man kann das auch so sehen, eine Art Zukunftssicherung, eine Allianz mit der Vernunft, mit Zukunft und Perspektive", versichert der Versicherer.

"Allianz mit wem, mit dem Leben? Oder mit dem Tod?" fragt der Exilant.

"Sehen Sie, wir wollen die Sache hier nicht philosophisch vertiefen. Machen Sie sich keine Gedanken über Ihre Zukunft, über das Altwerden, über Alterssicherung? Über das Sterben, über den Tod? Sehen Sie, unsere Lebensversicherung ist in dieser Hinsicht eine einmalige Gelegenheit", versichert der Versicherer.

"Dann sagen Sie mir, wie wollen Sie das Leben versichern? Nach dem Leben, ja besser gesagt, während des Lebens, kommt der Tod. Also ist Lebensversicherung ein absurder Begriff. Übrigens, warum sollte man eigentlich Angst haben vor dem Sterben? Vor dem Totsein? Epikur hat gesagt: solange man lebt, ist der Tod nicht da, und sobald der Tod da ist, ist man selbst nicht mehr da. Also ist Lebensversicherung eine absurde Sache. Das Leben kann man nicht versichern."

## Die Nächte im Grab auf der Flucht

Aber Angst hat der Exilant vor dem Sterben, vor dem Tod. Er hat sich in letzter Zeit sehr oft mit dem Thema beschäftigt. Zuletzt in seiner Heimat, vor seiner Flucht ins Exil. Die letzten zwei Nächte in seiner Heimat hat der Exilant in einem Grab verbracht. Er war die ganze Zeit unterwegs, als er die letzten Tage noch in seiner Heimat war und hatte immer ein Versteck gesucht. Freunde und Verwandte wollte er nicht gefährden, diejenigen, die noch nicht verhaftet waren. Mit dem Einbruch der Dunkelheit wußte er, der Flüchtling in seiner Heimat, daß die Gefahr zunimmt und es keinen Ausweg durch die nächtliche Ausgangssperre gibt. Als er dann plötzlich vor einem Friedhof stand, dachte er: dies ist deine Rettung, zumindest für heute nacht. Wohlgermerkt, keine hundertprozentige Sicherheit. Er konnte nicht sicher sein, ob er dort wirklich gerettet ist. Aber in einem Land, in dem das Leben nicht sicher ist, wie kann man dann vor dem Tod und vor dem Sterben sicher sein. Vor allem auf einem Friedhof?

Das frische Grab, das noch nicht besetzt war, war schlicht und einfach. Wie das Leben. Wie alle Gräber. Wie alle Friedhöfe im Heimatland des Exilanten. Solange er ruhig im Grab lag, wußte er, daß er in Sicherheit war, vorübergehend. Daß er noch am Leben war. Aber wie lange noch, wußte er nicht. Genauso wenig, wie er wußte, daß das Exil seine einzige Rettung ist, um am Leben zu bleiben. Wo er seines Lebens sicher ist. Mit oder ohne Lebensversicherung. Vorübergehend.

*Um zu bleiben*

*Um zu bleiben  
braucht man hier  
zwei Lungen  
für einen Atemzug,  
einen Wurzelstock  
für zwei Erdklumpen,  
zwei Schatten  
für eine Sonne,  
einen Kuß für  
zwei Hände.*

Said

## Gerettet im Exil

Landen in der Fremde. Fast wie eine Auferstehung aus dem Grab. Wie ein neues Leben, wie neu geboren. Aber gleichzeitig das Gefühl, als ob deine Nabelschnur durchtrennt wird. Sobald das Leben, das neue Leben in der Fremde beginnt, fehlt dir die Vertrautheit, die bekannte Umgebung. Das ist das Schlimmste in der Fremde, im Exil. Deine Nabelschnur wird durchgeschnitten. Es ist ein Riesenun-

terschied, ob man aus freier Entscheidung oder nicht aus freier Entscheidung in der Fremde lebt.

Aber was ist das: Heimat? Wenn diese Vertrautheit fehlt, das ist es, was das Leben im Exil so schwer macht. Die Heimat ist eine Blume, die der Exilant in seiner Kindheit am ersten Schultag seiner Lehrerin geschenkt hat. Es ist die Schleuder, mit der er ein Fenster zerschlagen hat. Es ist eine Gasse, in der er stundenlang vergebens auf ein schüchternes Mädchen gewartet hat. Es ist ein Schulhof, in dessen Ecke er heimlich seine erste Zigarette geraucht hat. Es ist der Geruch der Akazien- und Jasminbäume des Elternhauses. Heimat ist die Wärme, der Schoß der Großmutter, ist der unendlich deprimierende religiöse Trauertag, der sich alljährlich wiederholt. Heimat ist der Wachsoldat vor der Zelle des Gefolterten, der ihm ohne Erlaubnis seines Vorgesetzten eine Zigarette reicht. Heimat ist die Unruhe zwischen zwei Verhören und die Ruhe zwischen zwei Folterungen.

Tod und Sterben ist das Hauptthema des Exilanten in der Fremde. Die Hinrichtungen von Freunden und Unbekannten, die Hinrichtungen, die sich unzählige Male wiederholen. Diejenigen, die einzig und allein deswegen sterben mußten, weil sie einfach ohne Lebensversicherung lebten und kein Grab fanden, um sich am Leben zu erhalten.

## Treffen mit dem Folterer in Paris

Neulich mußte der Exilant nach Paris eilen. Dort wurden andere Exilanten, die im Exil umgebracht worden waren, auf dem berühmten Friedhof Père Lachaise begraben. An sich die letzte Ehrung, ein Zeichen dafür, daß die ermordeten Exilanten nicht vergessen werden. Es ist ein offenes Geheimnis zwischen Exilanten, daß nicht jeder im Exil Ermordete auf dem Père Lachaise begraben wird, und das weckt natürlich die Eitelkeit der lebenden Exilanten in der Fremde.

Nach der Beerdigung, als sie sich in einem Restaurant versammelten, merkte der Exilant, daß sein Folterer zwei Tische weiter saß und die Anwesenden neugierig betrachtete. "Kennst du den nicht?", sagte

der in Paris lebende Exilant zu dem aus Deutschland angereisten Freund. "Den kennst du doch, es ist Rasouli, bekannt als 'Doktor'. Unter dem Schah war er im Gefängnis für die Linken zuständig. Du hast ihn nicht erkannt. Exil macht alt und zerbrechlich. Seine kräftigen Hände sind zittrig geworden, wenn er sein Glas auf unser Wohl erhebt. Siehst Du, der lebt jetzt auch im Exil. Geflüchtet vor der 'Gerechtigkeit der Revolutionären Gerichte'. Harmlos ist er geworden, egal wo wir hingehen, er geht immer mit." "Der für die Linken zuständige 'Doktor'", sagt der in Paris lebende Exilant, "der kann nicht ohne seine Opfer leben. Seine Nabelschnur ist durchgeschnitten worden. Er fühlt sich einsam und allein. Das ist auch ein Stück Exil. Ihm fehlt die vertraute Umgebung. Er sucht nach Geborgenheit. Das ist auch ein Stück Heimat."

Heimat, das ist die Schlange vor dem Sozialamt, in der der Exilant zusammen mit seinem Folterer steht, um im Gastland seine erbärmliche Existenz zu sichern.



## Im Gastland

Ist der Exilant als Gast hier? Wer hat ihn eingeladen? Ein Gast, der sich selbst einlädt, ist nirgendwo willkommen. Kein Wunder, daß der häufigste Satz, den der Exilant im Exil hört, ist: "Seit wann sind Sie denn in Deutschland, wann gehen Sie denn zurück?" Oder anders gesagt: "Wie lange wollen Sie bleiben?"

Er will nicht lange bleiben, jedenfalls nicht für immer. Ein Gast, der für immer bleibt, ist kein Gast mehr und auch kein Exilant. Deswegen kommt ihm die gesamte Diskussion um die Beteiligung an den Kommunalwahlen oder um die doppelte Staatsbürgerschaft absurd vor. Zweifelsohne hat der Exilant im Exil mehr Rechte als in seiner Heimat. Deswegen geht es ihm in erster Linie nicht um mehr Rechte, es geht ihm nicht darum, ob er auf kommunaler Ebene den Vormarsch der Konservativen zur Erhöhung der Kanalisationsgebühr verhindern soll oder nicht. Ihm geht es nicht um doppelte Staatsbürgerschaft, weil er in Wirklichkeit seine eigene auch nicht mehr besitzt. Ihm geht es darum, daß er nach seinem Gefühl nicht auf Dauer Gast bleiben will. Und das in einem Land, in dem es nach bürokratischen Kategorien fürs Bleiben wenigstens folgende Begriffe gibt: Duldung, Aufenthaltserlaubnis, befristete Aufenthaltserlaubnis, unbefristete Aufenthaltserlaubnis, Aufenthaltsberechtigung, Aufenthaltsbefugnis, Aufenthaltsbewilligung und Aufenthaltsgestattung.

Neulich war der Exilant bei der Ausländerbehörde und zwar wegen seiner Arbeitserlaubnis. Der zuständige Beamte hat ihm mitgeteilt, daß er aufgrund seiner Papiere nur eine befristete Arbeitserlaubnis erhalten kann und keine unbefristete. Der Exilant, der sowieso nicht vorhatte, unbefristet zu leben, geschweige denn zu arbeiten, gab sich damit zufrieden. Obwohl diese Mitteilung den Beamten in Stauen versetzte. Jeder Versuch, dem Beamten seinen Standpunkt klar zu machen, war zwecklos. Jeder, der sich damit abfindet, befristet zu arbeiten, hat irgendetwas Seltsames, dachte sich der Beamte wahrscheinlich.

Aber wer sein Leben versichert, muß wahrscheinlich auch unbefristet arbeiten dürfen, um es auch zu finanzieren. Dies sind die Sachen, die den Exilanten im Gastland stören, ja befremden, und je länger sich der Fremde mit der Kultur des Gastlandes auseinandersetzt, seine Feinheiten kennenlernt, desto fremder wird es für ihn.

Er kann es nicht fassen, wieso es für das Recht aufs Bleiben so viele verschiedene Begriffe geben muß, die in keine andere Sprache zu übersetzen sind. Wieso benutzt eine so reiche Sprache, die so genau

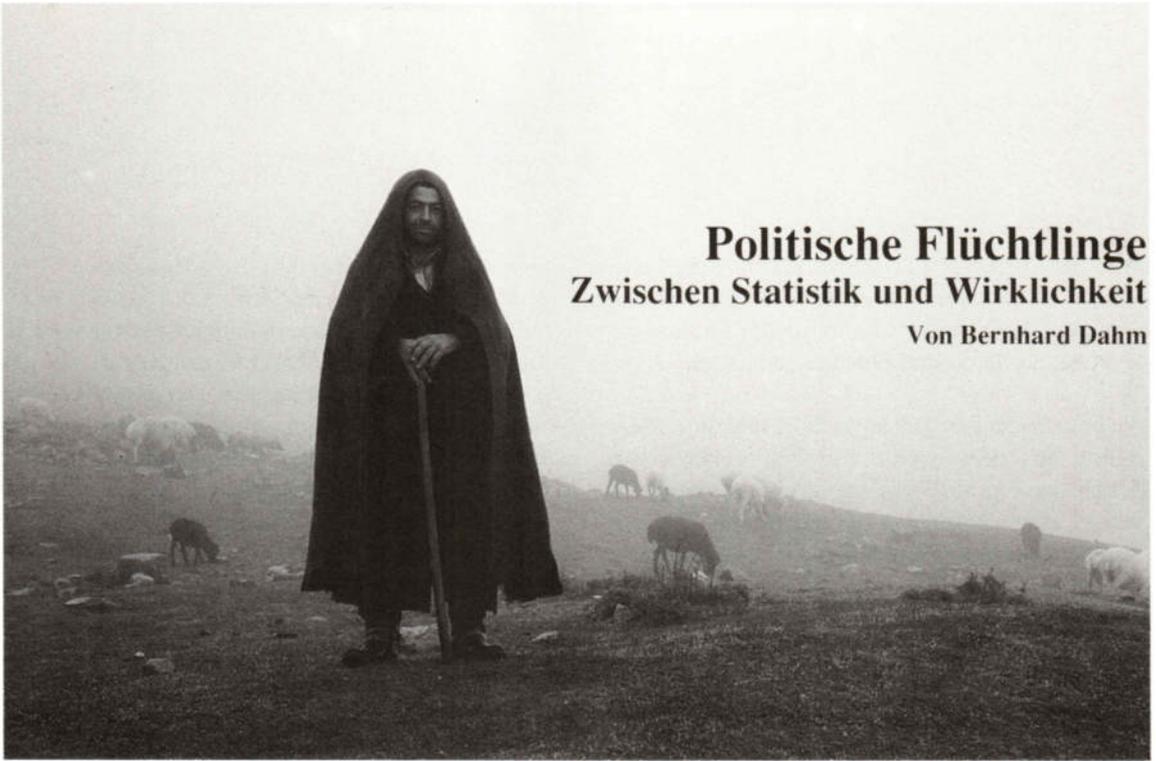
und präzise ist, wenn es um Autoverkehr geht und man von zähfließendem und stockendem Verkehr redet, für den Akt der Liebe ebenfalls das gleiche Wort 'Verkehr' oder 'Geschlechtsverkehr'. Warum sagt die Hure um die Ecke, wenn sie ihrem Geschäft nachgeht, zu dem Exilanten: "Schatz, hast du Zeit?" und nicht "Hast du Lust?".

## Attentat im 'Mykonos'

Sterben ist das Dauerthema im Leben des Exilanten. Im Gastland ist aber Leben das Hauptthema. Deswegen hat der Exilant zwei Kalender: einen für die Daten der Geburtstage der wenigen Freunde im Gastland und einen für die Todestage der unzähligen Freunde zu Hause und in der Fremde.

Das letzte Massaker geschah im Restaurant Mykonos in Berlin. Vier Oppositionelle wurden von Schüssen der 'Botschafter der Revolutionären Gerechtigkeit' durchsiebt. Die vier waren Gäste auf dem Kongreß der sozialistischen Internationale in der Stadt Berlin. Die Gastgeber haben versichert, alles zu tun, um die Verantwortlichen und ihre Drahtzieher zur Rechenschaft zu ziehen. Als der Exilant an der Begräbniszeremonie im Ostteil der Stadt teilnahm, hat er zum ersten Mal nach seiner Flucht wieder vor einem Grab gestanden. Naß und kalt. Neben ihm stand ein anderer Exilant, der auch an der Sitzung im 'Mykonos' teilgenommen hatte und nur durch Zufall am Leben blieb. Der sagte zu ihm: "Kannst Du dir vorstellen, hier begraben zu liegen? Mir kommt das so kalt vor. Ich weiß nicht, wie sich die Gräber in unserer Heimat von innen anfühlen. Aber hier kommt es mir zu naß und zu kalt vor. Hier möchte ich nicht begraben werden". "Du hast recht", versicherte ihm der andere Exilant. "Bei uns zu Hause sind die Gräber wärmer. Das kann ich Dir versichern."

Trotz aller Streitereien zwischen den Exilanten in der Fremde, in einem Punkt sind sie sich einig: Keiner will hier begraben sein.



## Politische Flüchtlinge Zwischen Statistik und Wirklichkeit

Von Bernhard Dahm

Im Jahre 1994 hat das Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge über das Asylgesuch von 352.600 Personen entschieden. Als asylberechtigt anerkannt wurden nach Angaben des Bundesinnenministeriums 7,3 %. (1)

Also 92,7 % "Wirtschaftsflüchtlinge" ?

Zu Zeiten des Ost-West-Konfliktes wurden diejenigen, die Flüchtlinge - vorwiegend aus den osteuropäischen Ländern - in die BRD brachten, als Fluchthelfer bezeichnet. Heutzutage ist nur noch von Schleppern und Schlepperbanden die Rede.

Bis zum 26.11.1986 genügte es, exilpolitische Aktivitäten in der BRD zu entfalten, um als Asylberechtigter anerkannt zu werden. Am 26.11.1986 hat das Bundesverfassungsgericht entschieden, daß sogenannte "subjektive Nachfluchtgründe" für sich allein genommen grundsätzlich nicht mehr geeignet sind, zu einer Anerkennung im Asylverfahren zu führen. In den Jahren zuvor war es politisch opportun, Flüchtlinge aus den osteuropäischen Staaten als Asylberechtigte anzuerkennen, wenn sie lediglich die Asylantragstellung und exilpolitische Aktivitäten in der BRD nachweisen konnten.

### Die Mauer

Seit den 80er Jahren ist jedoch zunehmend zu verzeichnen, daß die Flüchtlinge, die in der BRD um

Schutz nachsuchen, zu einem guten Teil aus der Dritten Welt stammen.

Seitdem ist zunehmend eine Politik der Abschottung der Industrienationen gegenüber dem existierenden Flüchtlingsstrom - Schätzungen gehen derzeit von 25 Millionen Flüchtlingen weltweit aus - festzustellen.

Gegen die Flüchtlinge werden "Mauern" der verschiedensten Art errichtet, sei es der zwischen den USA und Mexiko installierte und stark bewachte Metallzaun gegen das Eindringen mittelamerikanischer Flüchtlinge, sei es die Ausrüstung des Bundesgrenzschutzes mit modernster Technik zum Aufspüren von Flüchtlingen, die Einlaß in die BRD begehren. Weitere Bestandteile dieser "Mauer" sind die nationalen Flüchtlingsgesetze und die übernationalen Bestrebungen der europäischen Gemeinschaft, Außengrenzen gegen den Flüchtlingsstrom zu errichten (Abkommen von Schengen und Dublin).

Begründet wird die Errichtung der "Mauer" damit, daß der größte Teil der um Asyl nachsuchenden Personen "Wirtschaftsflüchtlinge" seien.

Wie bereits zuvor ausgeführt und vom Bundesinnenministerium verlautbart, wurden im Jahre 1994 lediglich 7,3 % aller Asylbewerber als Asylberechtigte anerkannt.

Was der Öffentlichkeit jedoch nie mitgeteilt wird, ist, daß es sich bei dieser Zahl lediglich um die Anerkennungsquote des Bundesamtes für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge handelt.

Nicht in dieser Statistik aufgeführt sind die Fälle, in denen das Bundesamt von der Verwaltungsgerichtsbarkeit zu einer Anerkennung verpflichtet wurde. Über die Zahlen der auf diesem Wege als Asylberechtigte anerkannten Personen existiert keine Statistik!

Erfahrungsgemäß kann jedoch davon ausgegangen werden, daß durch die Anfechtung ablehnender Bescheide des Bundesamtes bei den Verwaltungsgerichten mindestens noch einmal so viele Personen anerkannt werden, als dies auf seiten des Bundesamtes bereits der Fall war.

In den Statistiken des Bundesamtes ebenfalls nicht enthalten sind die Verfahren derjenigen Asylbewerber, die sich "auf andere Weise" erledigt haben, sei es durch Weiterwanderung, sei es durch Eheschließung in der BRD usw.. In den letzten Jahren belief sich die Quote der sich "auf sonstige Weise" erledigten Asylverfahren auf 20-25 % der innerhalb eines Jahres gestellten Asylanträge.

Ebenfalls keine Erwähnung in der Statistik des Bundesinnenministeriums findet die Zahl derer, die als de-facto-Flüchtlinge in der BRD verbleiben können.

## **Asylberechtigter versus Politischer Flüchtling**

Dabei ist zu berücksichtigen, daß das deutsche Asylrecht zwischen dem Asylberechtigten einerseits und dem politischen Flüchtling andererseits unterscheidet.

Nach der Genfer Flüchtlingskonvention (GFK), die von der BRD mitunterzeichnet wurde, existiert lediglich ein einheitlicher Flüchtlingsbegriff. Danach ist als Flüchtling anzusehen, wer aus begründeter Furcht vor Verfolgung wegen seiner politischen Anschauung, seiner Religionszugehörigkeit, seiner Zu-

gehörigkeit zu einer ethnischen oder sozialen Gruppe sein Heimatland verlassen muß. Die GFK ist im Gegensatz zum bundesrepublikanischen Asylrecht hierbei von der subjektiven Verfolgungsfurcht des potentiellen Verfolgungsoffers geprägt. Nach dem Asylrecht der BRD kommt es darauf an, ob die Verfolgungsfurcht objektiv begründet ist. Im übrigen schreibt die GFK in Art. 33 das Verbot der Kettenabschiebung fest. Dies bedeutet, daß niemand im Rahmen von Kettenabschiebungen letztendlich dem Staat ausgeliefert wird, in dem ihm Verfolgung droht.

Der Schutzadressat des Asylverfahrensgesetzes (AsylVerfG) ist zunächst einmal identisch mit dem der GFK.

In der BRD erhalten jedoch verschiedene Personengruppen ein Aufenthaltsrecht. Es handelt sich hierbei etwa um Personen, bei denen nach dem Asylverfahrensgesetz angenommen wird, daß sie bereits in einem Drittstaat vor politischer Verfolgung sicher waren. Eine solche Verfolgungssicherheit im Drittstaat wird bei solchen Personen generell angenommen, die sich länger als drei Monate in einem Drittstaat vor ihrer Einreise in die BRD befunden haben, wobei diese Vermutung im Einzelfall widerlegt werden kann. Diese Regelung der Versagung des Status des Asylberechtigten wurde mit der Novellierung des Asylverfahrensgesetzes im Jahre 1986 aufgenommen und trat 1987 in Kraft. Zuvor wurde den Personen politisches Asyl versagt, die in einem Drittstaat "Schutz" vor Verfolgung gefunden hatten. Dabei hatte ein Flüchtling nur dann den "Schutz" eines Drittstaates gefunden, wenn es ein bewußtes und gewolltes Zusammenwirken des Flüchtenden und des Drittstaates in Bezug auf die Schutzgewährung gegeben hatte. Diese Rechtsposition wurde aufgegeben, nachdem die Flüchtlingszahlen in den 80er Jahren erheblich zunahmen. Seitdem genügt es, daß eine vom Gesetzgeber angenommene "Sicherheit vor Verfolgung" in einem Drittstaat objektiv existiert, wobei ein mehr als dreimonatiger Aufenthalt im Drittstaat die objektive Verfolgungssicherheit indiziert. Der betroffene Personenkreis erhält in der BRD nur noch den Status des "politischen Flüchtlings", nicht mehr hingegen den des Asylberechtigten. Dies ist verbunden mit

dem Aufenthaltsstatus der Aufenthaltsbefugnis, die für einen Zeitraum von 2 Jahren gewährt wird und insgesamt bis zu 8 Jahren verlängert wird. Der Asylberechtigte seinerseits erhält eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis und damit verbunden eine Arbeitserlaubnis, mit der er ohne Zustimmung des Arbeitsamtes eine von ihm gefundene Arbeitsstelle antreten kann. Der Inhaber einer Aufenthaltsbefugnis erhält diese "Besondere Arbeitserlaubnis" erst dann, wenn er sich 6 Jahre in der BRD aufhält. Zuvor kann er allenfalls eine nachrangige "Allgemeine Arbeitserlaubnis" erhalten. Dies aber bedeutet, daß kein bevorzogter Arbeitnehmer die Stelle bekleiden kann. Gegenüber dem Inhaber einer Aufenthaltsbefugnis bevorzogen sind alle deutschen und europäischen Arbeitnehmer, sowie sonstige Arbeitnehmer mit einem günstigeren Aufenthaltsstatus.

Wie bereits dargelegt, erfolgt nach der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts bei Vorliegen lediglich subjektiver Nachfluchtgründe (Asylantragstellung und exilpolitische Betätigung) keine Anerkennung als Asylberechtigter. Eine entsprechende Regelung enthält das Asylverfahrensgesetz, wobei das Bundesverfassungsgericht im November 1986, wenige Monate vor Inkrafttreten der entsprechenden Regelung des Asylverfahrensgesetzes, bereits deren Verfassungsmäßigkeit bestätigt hat. Auch der von dieser Regelung betroffene Personenkreis kann grundsätzlich nicht den Status des Asylberechtigten beanspruchen, sondern lediglich den des politischen Flüchtlings mit der Folge des geminderten Aufenthalts- und Sozialstatus. Voraussetzung für die Anerkennung als "politischer Flüchtling" ist allerdings, daß die Asylantragstellung bzw. die exilpolitische Tätigkeit in der BRD dem Heimatland bekannt werden könnte und das Heimatland entsprechende Verhaltensweisen sanktioniert.

Es liegt auf der Hand, daß durch entsprechende Gesetzesänderungen die Anerkennungsquoten im Bereich des Asylverfahrens gesunken sind. Von politischer Verfolgung bedrohte Personengruppen werden auf diese Weise vom Gesetzgeber wegdefiniert!

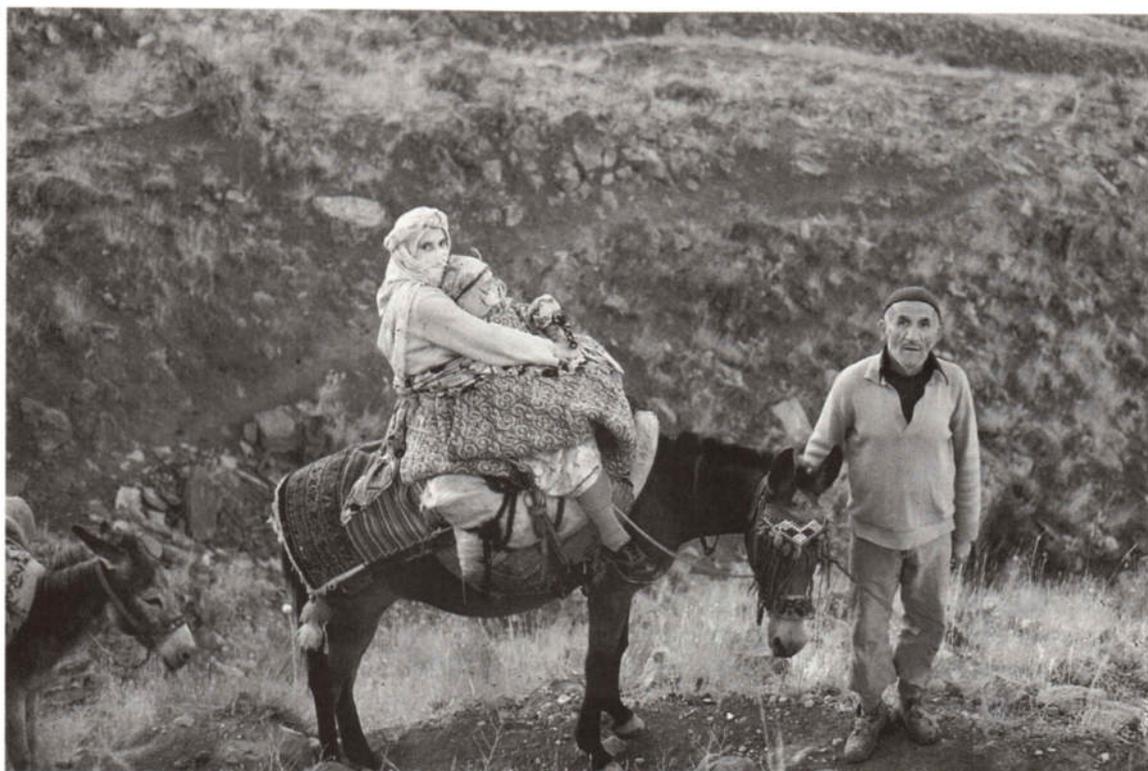
Genau diesen Weg beschreitet auch die letzte Novellierung des Asylverfahrensgesetzes, die am 1.7.1993 in Kraft getreten ist.

So wird nach dieser Novelle als Asylberechtigter nicht anerkannt, wer auf dem Landwege in die BRD einreist, da alle die BRD umgebenden Staaten als "sichere Drittstaaten" definiert werden. Für den Personenkreis, der auf dem Landwege in die BRD einreist, besteht allenfalls die Möglichkeit der Aufnahme als politischer Flüchtling, wenn nicht zuvor eine Abschiebung in den Staat erfolgt, aus dem der Flüchtling in die BRD eingereist ist. Inwiefern diese Neuregelung des Asylrechts verfassungskonform ist, muß das Bundesverfassungsgericht noch entscheiden. Nach Auffassung der Kritiker dieser Neufassung beinhaltet sie die erhebliche Gefahr, daß aus der BRD in den Drittstaat abgeschobene Personen dort im Rahmen der von Art. 33 GFK verbotenen Kettenabschiebung in ihr Heimatland zurückgeschoben werden.

Diese Regelung hat bisher erhebliche praktische Bedeutung. Eine Vielzahl von Flüchtlingen kann die BRD nur auf dem Landweg erreichen. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die BRD durch Verschärfung ihrer Einreise- und Visabestimmungen eine Einreise in die BRD ohne vorherige Zustimmung durch die Behörden nahezu unmöglich gemacht hat.

Ebenso hat die höchstrichterliche Rechtsprechung, insbesondere die des 9. Senats des Bundesverwaltungsgerichts, dazu geführt, daß eine Vielzahl von Personen, die in früheren Jahren noch den Status des Asylberechtigten erhielten, diesen nunmehr nicht mehr erlangen können.

So muß beispielsweise das Folteropfer zunächst einmal glaubhaft machen, daß es nicht nur einfach gefoltert wurde, sondern daß die Folter aufgrund asylrelevanter Merkmale erfolgte. Die Tatsache der Wehrdienstverweigerung ist für sich ebenfalls nicht von asylrechtlicher Bedeutung. Nur wenn klar ist, daß neben der ordnungsrechtlichen Seite des Verstoßes gegen die Wehrpflichtbestimmungen eines Staates auch die darin zum Ausdruck kommende politische Gesinnung aufgrund der Verhängung eines Polit-Malus bestraft wird, kommt eine An-



erkennung als Asylberechtigter in Frage. In der Bestrafung einer Frau im Iran wegen Verstoßes gegen des dort herrschenden Verschleierungszwanges wird von der höchstrichterlichen Rechtsprechung ebenfalls keine asylrelevante Beeinträchtigung gesehen. Auch derjenige, der vor einer Kriegs- bzw. Bürgerkriegssituation in seinem Heimatland geflüchtet ist, hat in der BRD in der Regel keine Chance, als Asylberechtigter anerkannt zu werden. Wer trotzdem aufgrund entsprechender Erlebnisse bzw. Verhaltensweisen sein Heimatland verläßt und in der BRD um Asyl nachsucht, taucht in der Statistik des Bundesinnenministeriums als nicht anerkannt auf.

Ebenfalls in der Statistik tauchen solche Personen nicht auf, die lediglich ein Bleiberecht (in Form einer Duldung oder einer Aufenthaltsbefugnis) erhalten. Es handelt sich um Personen, die bei einer Rückkehr in ihr Heimatland dort mit "unmenschlicher" bzw. "erniedrigender" Behandlung rechnen müßten. Hierunter fallen auch Menschen, die sich aus Somalia oder Angola in die BRD geflüchtet haben. Aufgrund des Umstandes, daß nach der Konzeption des deutschen Asylrechts politische Verfolgung grundsätzlich staatliche Verfolgung ist (oder zumindest von quasi-staatlichen Kräften ausgehen muß) können Flüchtlinge, denen im Heimatland, in dem eine staatliche Struktur nicht mehr existiert, Verfolgung droht, in der BRD als Asylberechtigte nicht anerkannt werden. Ebenso wenig finden sie Schutz als politischer Flüchtling. Ca. 10.000 Asy-

lanträge wurden im Jahre 1994 aufgrund dieser Umstände vom Bundesamt abgelehnt, wobei die Menschen jedoch aufgrund der Situation in ihrem Herkunftsland Schutz vor Abschiebung genießen. Auch hier ist wiederum zu berücksichtigen, daß weitere Personen aufgrund der Anfechtung ablehnender Bescheide des Bundesamtes von Seiten der Verwaltungsgerichtsbarkeit ein Bleiberecht zugesprochen bekommen werden.

Insgesamt lag die Quote der Menschen, die letztendlich in der BRD politisches Asyl, den Status als politischer Flüchtling oder ein Bleiberecht bekommen, in den letzten Jahren bei ca. 50 %.

## **Die Industrieländer als Produzenten von Flüchtlingen**

Damit aber verbleiben ca. 50 % die aus sonstigen Gründen in die BRD kommen.

Vielfach handelt es sich um Armutsflüchtlinge, wobei zu berücksichtigen ist, daß es sich bei ihnen immer noch um den Teil der Armutsflüchtlinge handelt, der in der Lage ist, die Kosten für die Reise in die BRD aufzubringen. Meistens legt die gesamte Familie Geld zusammen, damit ein Familienmitglied im "gelobten Land" einen besseren Lebensstandard erreicht und damit auch die Restfamilie im Heimatland unterstützen kann.

Diese Menschen werden aufgrund der wirtschaft-

lichen Misere in ihrem Heimatland vertrieben. Diese Misere ist jedoch in aller Regel bedingt durch die Wirtschaftspolitik der westlichen Industrienationen und ihrer Organe, wie Internationaler Währungsfond und Weltbank. Voraussetzung für die Gewährung internationaler Kredite ist bekanntlich die Durchführung einer äußerst restriktiven Wirtschafts- und Sozialpolitik. So wurde etwa Ghana durch den Internationalen Währungsfond aufgelegt, das Haushaltsdefizit abzubauen, den Kapitalmarkt zu liberalisieren, Importbeschränkungen abzubauen, den Wechselkurs freizugeben und Subventionen - z.B. für Nahrungsmittel - abzubauen und eine liberale Politik für ausländische Investitionen durchzuführen. Seit 1983 orientiert sich die Wirtschaftspolitik Ghanas an diesen Vorgaben. Die Konsequenz sind Ernährungsprobleme auf seiten der Bevölkerung (2). Mittlerweile wurden aufgrund dieser Politik in Ghana die Erlöse für den hauptsächlich angebauten Kaffee und Kakao erheblich gesenkt, so daß der Lebensstandard der Bevölkerung massiv gesunken ist. In allen westafrikanischen Ländern wird aufgrund der Konditionen von IWF und Weltbank eine entsprechende Wirtschaftspolitik betrieben. (3)

Die Industrienationen, die von den Rohstoffen der Dritten Welt profitieren und ihre Gewinne gerade aus der Armut herleiten, machen es sich deshalb sehr leicht, wenn sie die vor der Armut flüchtenden Menschen als Wirtschaftsflüchtlinge diffamieren und wieder in die Herkunftsländer zurückschieben. Nur eine Weltwirtschaftspolitik, die auf der Basis der Gleichberechtigung durchgeführt wird, könnte hier für Abhilfe sorgen. So lange eine solche Politik nicht betrieben wird, werden die Industrieländer mit dem Ansturm der Armen dieser Erde konfrontiert sein.

Auch die Errichtung einer "Mauer" wird das Problem nicht lösen.

Aufgrund ihrer Wirtschafts- und Flüchtlingspolitik sorgen die Industrieländer für erheblichen Zündstoff. Der islamische Fundamentalismus ist Ausdruck und Bestandteil dieses Zündstoffs. Die Entrechteten und Entwürdigten der Länder der Dritten Welt haben sich mittlerweile aufgrund der Perspektivlosigkeit ihrer Existenzen einer rück-

### *Exil an der Saar*

*Spät wenn du nach Hause kommst,  
findest du dein Abendbrot unaufgegesen  
und deine Bettstelle inmitten von Scham.  
Findest du deine Feder im Schmutz  
und Blätter regennaß,  
auf denen fremde Seufzer sind.  
Spiel nicht mit dem Feuer.  
Verheiz nicht deine Handschriften.  
Darauf haben fremde Finger  
eine neue Hemisphäre gezeichnet,  
und eine fremde Feder kratzte  
in deinem Hause,  
geblieben sind dort  
ein paar alte Spiele.  
Spät wenn du deinem Haus nahst  
vom Weg, auf dem du niemanden ereilt hast,  
aus dem Exil an der Saar,  
an der dich niemand gekannt hat,  
nimm mit dir deiner Seele stille Quelle,  
welche Murmelt,  
ach, wie sie murmelt.*

**Dzermaludin Alic**

wärtsgewandten Utopie zugewandt, da weder die Ideale der westlichen Industriegesellschaft noch die sozialistischen Modelle ihnen einen Ausweg anbieten wollen oder können. Wer fortfährt eine Wirtschaftspolitik auf Kosten der Armen zu betreiben und zudem diesen Armen den Zutritt zu einem anständigen Leben verweigert, darf sich über die eintretenden Konsequenzen nicht wundern.

Die Lösung des Problems kann selbstverständlich auch nicht darin bestehen, daß jeder Person, die Zutritt zu den Territorien der Industrieländer zu erlangen versucht, diesen auch zu gewähren. Dies würde letztendlich nur zu starken Ressentiments der dort lebenden Bevölkerung führen, auf deren Rücken eine entsprechende Politik ausgetragen werden würde.

#### **Anmerkungen:**

(1) taz vom 07.01.1995

(2) Andreas Germershausen, Flüchtlinge aus Ghana, in: Flucht und Asyl, Berichte über Flüchtlingsgruppen, herausgegeben für das Komitee für Grundrechte und Demokratie und Medico International am Berliner Institut für vergleichende Sozialforschung; Edition Parabolis, 1988

(3) "Der IWF ist kein Wohltätigkeitsverein" taz vom 12.01.1995

# "Oh, Sie sprechen aber sehr gut deutsch ..."

## Ein mißlungener Dialog

Von Suat Mentés

### "Oh, Sie sprechen aber sehr gut deutsch."

Mit diesen Worten werde ich öfters konfrontiert. Natürlich tue ich das oder meinen Sie, nur Deutsche können ihre Sprache sprechen. Bei diesen Personen läuft es scheinbar darauf hinaus, daß jeder nur seine Sprache sprechen kann. Und überhaupt, was meinen diese Personen mit solch einem unausgegorenen Denkvorgang eigentlich. Den Anspruch, den sie an sich stellen, übrigens ein Anspruch, den sie meist selbst nicht erfüllen, uns, den Nicht-Deutschen, selbstverständlich abverlangen, und zwar auf eine sehr abwertende und tolpatschige, jeden nur halbwegs vernünftigen Menschen nervende Art. Und dann dieses kleine immerzu zweifelnde Wörtchen "aber". Welches ich nur so verstehen kann, daß ich mir als kleiner nichtsnutziger Nicht-Deutscher erlaube ohne Vorwarnung dieses Monument der Hochkultur des Seins auf eine Art und Weise anzudeuten, die nur Schmarotzer und Parasiten sich erlauben.

Ist es denn wirklich unvorstellbar, daß ich die Sprache eines Landes kann, in dem ich seit zwanzig Jahren lebe, arbeite und wohne und eigentlich nicht weiß, wo ich sonst hingehöre oder hingehören soll.

### "Woher kommen Sie eigentlich?"

Wenn in der Diskussion die Frage auftaucht, wohin ich gehöre, heißt es prompt "Ja, ja. Sie sind doch Türke, in die Türkei halt, ist ein sehr schönes Land übrigens. Ich war vor zwei Jahren ...". Können solche Leute sich überhaupt vorstellen, daß diese meine angebliche "eigentliche Heimat", was Heimat in diesem Zusammenhang auch bedeuten mag, gar nicht meine Heimat sein kann, denn ich lebe hier und hier ist Deutschland und dort ist die Türkei. Vielleicht bin ich dort geboren oder woanders.

Aber ich bin doch hier und versuche mit diesem Menschen mein Hiersein, meine Existenz in einer ihm verständlichen Sprache zu begründen. Das ist übrigens die Pflicht aller Nicht-Deutschen, die Ausländer sind und sich als solche zu erkennen geben.

Und ich habe noch die Frechheit, mich mit ihm auf gleichem Niveau zu unterhalten ohne Demut und Dankbarkeit, und außerdem mir fast schon zu frech Sachen herauszunehmen, die darauf schließen lassen könnten, wir seien gleichberechtigt.

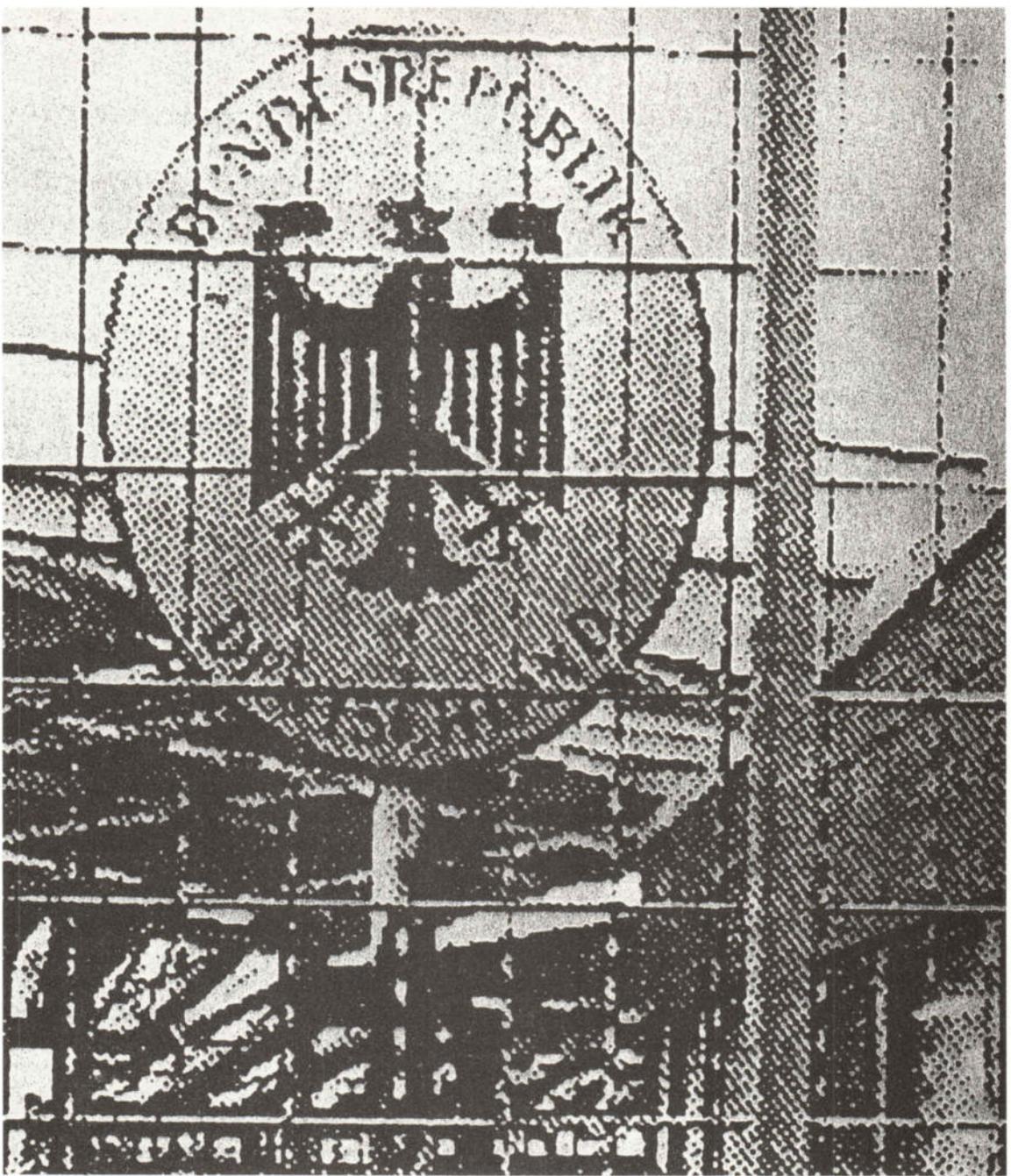
### "Natürlich sind alle Menschen gleich..."

... und dann doch der krampfhafteste Versuch, Abweichungen zu entdecken. Auch wenn man dies alles im Gesichtsausdruck des Suchenden nicht sieht, spürt man doch noch die kleinen Unterschiede, zu denen man hingedeutet wird, sowas wie Kulturunterschiede, Religionen oder bei manchen sogar physiognomische Merkmale. Wenn das alles nicht so ist, dann bin ich nicht gemeint und auch nicht der nicht-deutsche Freund oder Arbeitskollege, der sich hier angepaßt hat, sondern der, der das Asylrecht in Anspruch nimmt.

### "Aber die Asylbewerber ..."

Aha, da ist es. Der Asylbewerber und der Kriegsflüchtling werden in diesem Fall kurz zu Asylanten. Man kann sie ja verstehen, wenn sie aus politischen Gründen ihr Heimatland verlassen, weil ihnen Gefahr droht. Wenn sie es nicht schaffen, in ihren Ländern zu leben, können wir aus humanitären Gründen einige aufnehmen, aber auf keinen Fall ALLE, das geht doch nicht.

Wenn ich sie dann auf Tatsachen hinweise, daß man von hier aus vernünftige politische und wirtschaftliche Hilfestellungen geben sollte, um die Situation in den jeweiligen Ländern zu verbessern, heißt es entweder "Wir können uns doch nicht in innere Angelegenheiten eines Landes einmischen" oder, wenn sie es schon besser wissen, "Wir tun schon was, Millionen und aber Millionen Entwicklungshilfe, Deutschland ist der größte Entwicklungshelfer auf der ganzen Welt" und dann der Wink mit dem Zaunpfahl, daß die Sowjetunion oder was von ihr übriggeblieben ist, nichts oder ganz wenig zur Entwicklungshilfe beiträgt. Damit wären zwei Dinge auf einmal erklärt:



1. Wir tun mehr als genug, um euch aus dem Dreck zu helfen, was ihr alleine sowieso nicht schafft.

2. Du Parasit du, auf unserer Tasche liegen, bei uns sich ausbilden lassen und unsere Demokratie kritisieren.

Wobei die Tatsache gar keine Rolle spielt, daß ich kein Sozialist war und bin, sondern nur meine Rechte als Mensch vertreten möchte.

Da stehe ich oft. Nicht er ist wahlberechtigt, sondern ich. Ich muß mit vernünftigen Konzepten politische Veränderungen fordern und diese umsetzen. Nicht nur hier - hier geht es ja noch, heißt es immer im

Vergleich -, sondern auch in unseren angeblichen Heimatländern.

Also kommen sie, vor allem aber ihre Nationen, ihrer Verpflichtung nach, uns zu helfen. Sie tun soviel und ich, der aus diesem hilfsbedürftigen Staat komme, wage noch zu zweifeln, daß auch wirklich geholfen wird. Was kann er oder sie denn dafür, daß wir die Hilfsbereitschaft ihres Landes falsch interpretieren und gar mißbrauchen, z. B. für innenpolitische Spannungen?

Sollte ich sie darauf hinweisen, daß seit Jahrhunderten der Kolonialisierung durch Europa und unter dem Signum "Entwicklungshilfe" noch bis heute der

Rest der Welt als Rohstofflieferant ausgenutzt wird? Nicht nur für Rohstoffe, sondern auch als Lieferant von billigen Arbeitskräften und nicht zuletzt als Experimentierfeld für Versuche aller Art, z. B. für neue Waffentechnologien, die man in Kriegen ausprobiert, nachdem man ein Krisengebiet geschaffen hat, um später diese kampferprobten Waffen in andere Krisengebiete zu horrenden Preisen zu verkaufen.

### **"Ihr müßt mehr arbeiten ..."**

Viele Länder, aus denen wir kommen, sind wirtschaftliche und ideologische Handlanger der Industrieländer, sie lassen sich Begünstigungen für die Mächtigen zukommen, um alle Oppositionellen ohne wenn und aber samt Menschenrechten auszumerzen, damit sie weiterhin an der Macht bleiben, z. B. werden Rohstoffe für bestimmte Produkte hierher für Preise, die die reichen Länder bestimmen, geliefert und später veredelt und unbezahlbar in die Ursprungsländer zurückverkauft.

Nur so ergibt es sich für mich, daß es hier nur zwischen 3 und 5 Prozent und in den Entwicklungsländern 20 bis 200 Prozent Inflation gibt. Und prompt kommt von der anderen Seite: "Das darf man so nicht sehen. Die Europäer arbeiten hart und viel mehr als alle anderen. Dadurch haben sie eine viel bessere Wirtschaft. Wenn die armen Länder auch so fleißig wären, wären sie genauso reich."

### **"Aber es wird doch was getan ..."**

Genau so läuft es in der politischen Diskussion über die Ausländer. Statt um ein Einwanderungsgesetz geht es um Ausländergesetze, statt um ein Antidiskriminierungsgesetz um die faktische Abschaffung des Asylrechts und um die Beobachtung und das Verbot von ausländischen Vereinen und Organisationen. Statt mit uns zu reden treiben die Mächtigen und ihre Medien einen Keil in die multikulturelle Gesellschaft, um ihr wirtschaftliches und nationalistisches Handeln zu legitimieren.

Politische und kulturelle Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten gilt als suspekt. Die Ausländerbeiräte müssen auf kleinster Wirkungsebene agieren, damit man das schon längst fällige kommunale und allgemeine Wahlrecht für Nicht-Deutsche auf unabsehbare Zeit verschieben und gleichzeitig auf eine politische Vertretung der Ausländer hindeuten kann.

Es mag sein, daß die Politiker und Vordenker im Namen des Volkes handeln, vielleicht ist es aber auch so, daß die deutsche Gesellschaft wirklich nicht die demokratisch gereifte Gesellschaft ist, in der ein interkulturelles Leben möglich ist. Dann frage ich mich, was sie mit uns, den nicht von Geburt an Deutschen, machen wollen. Wenn wir nicht mehr die Gastarbeiter von einst sind, oder nicht zu den nicht-deutschen Europäern gehören, die hier sowieso nicht auffallen, zumindest nicht negativ, wo ist dann unser Platz in dieser Gesellschaft.

Dann sagt uns doch, was Ihr mit uns fast sechs Millionen Menschen unterschiedlichster Herkunft, Religion und Aussehen machen wollt, deren Lebensmittelpunkt genauso wie Eurer in Deutschland ist. Wollt Ihr uns weiter politisch für mundtod erklären? Hofft Ihr, daß wir freiwillig in irgendwelche Länder gehen, in denen wir ab und zu genau wie Ihr Urlaub machen? Sollten wir nicht alle zusammen nach politischen Wegen suchen, die uns allen nicht nur schlechte Kompromisse, sondern auch Lösungen bieten, damit wir eine friedliche, bunte, kontroverse und verantwortungsbewußte Zukunft für uns anstreben?

Es ist oft genug für einen selbst schwierig, sich diesen Fragen zu stellen.

Meist ist es auch noch sehr ermüdend, diese Probleme nicht einfachen Bürgern, sondern den Politikern, die es wissen sollten, nahezubringen. Ich werde sie trotzdem nicht nur mit Freunden und Betroffenen teilen, sondern auch weiterhin die Nerven, die etwas an der Situation von uns Migranten ändern können, weil sie die Machtmittel dazu haben.

# K E I N E G E S C H I C H T E V O M K O M M E N U N D G E H E N

Von Selma Ceylan

**F**rüh am Morgen kommt eine mittelgroße Frau mit Kopftuch in mein Büro. Sie sagt weinend: "Fräulein Tochter, mein Mann liegt im Halbkoma im Krankenhaus. Samstagabend geschah bei uns zu Hause eine Tragödie."

Sie weint. Ich biete ihr eine Tasse Kaffee an und sage: "Wenn Sie sich beruhigt haben, erzählen Sie bitte. Bitte, beruhigen Sie sich. Wenn sie Ihren Kaffee getrunken haben, erzählen Sie bitte weiter".

Sie holt tief Luft, wendet Ihre Augen von mir ab, wirft einen tiefen Blick aus dem Bürofenster.

Sie erzählt weiter: "1965 kam mein Mann nach Deutschland, und fing gleich bei den Fordwerken in Saarlouis an. 1968 ließ er mich und meinen einzigen Sohn nachkommen. Orhan war erst drei Jahre alt. Wir wohnten in einem kleine Ort bei Saarlouis. Wir waren die einzige türkische Familie. Ich bekam noch zwei Kinder in Deutschland. Ein Mädchen, Zehra, und einen Jungen, Ümüt. Die Kinder wurden wie deutsche Kinder groß. Wie jede türkische Familie bereiteten wir uns auf die Heimreise vor und fuhren in die Türkei. Ich kümmerte mich um die Kinder und den Haushalt und mein Mann verdiente das Geld. Wir waren eine normale Familie. Es ging uns gut. Wir besuchten die deutschen Familien und sie besuchten uns. Die Kinder wurden mit der Zeit groß und die Wohnung zu klein. Wir suchten und kauften ein Dreifamilienhaus in der Nähe von Dillingen. Mein Mann, meine Kinder und ich sollten arbeiten, um das Haus abzubezahlen. Alles, was mein Mann entschied, geschah. Mein Mann wollte Orhan gegen seinen Willen in die Türkei verheiraten. Orhan wehrte sich. Er beendete die Schule, erlernte einen Beruf und hatte danach eine deutsche Freundin. Sein Vater war dagegen. Die Beziehung zu einer deutschen Frau ärgerte ihn.

Als es schwieriger wurde, das Haus abzubezahlen, suchte sich mein Mann türkische Freunde. Er wurde Mitglied in der Moschee. Er zwang mich ein Kopftuch zu tragen. Er verbot meinen Söhnen, nachts das Haus zu verlassen. Er zwang sie in die Moschee zu gehen. Als es schwierig wurde, zog Orhan nach Stuttgart um.

Er zwang dann auch Zehra in die Moschee zu gehen. Dieser Mann, der seine Kinder wie deutsche Kinder erzogen hatte, nahm nun Zehra nach ihrer Schulpflicht von der der Schule und übte auch auf sie Druck aus. Es dauerte auch nicht lange und sie lief mit ihrem deutschen Freund von zu Hause weg. Wir haben seit zwei Jahren nichts von ihnen gehört.

Unsere ganze Hoffnung war nun Ümüt. Er trieb Sport, ging zur Schule und arbeitete nebenher. Als er neunzehn wurde, hörte auch er nicht mehr so sehr auf seinen Vater. Auch er brachte seine Freundin mit nach Hause. Ich freute mich sehr darüber. Aber sein Vater erzählte ihm einige Male, daß die Männer in der Moschee schlecht über unsere Familie sprechen würden, und dies seinen Stolz verletze. Aber Ümüt verstand das nicht. Ümüt ärgerte seinen Vater damit, daß er kein türkisch sondern nur deutsch mit ihm sprach. Sein Vater versuchte Ümüt beizubringen, daß er zu Hause wohnen müsse, um das Haus mitzufinanzieren, und in der Türkei heiraten müsse. Aber Ümüt hörte nicht auf ihn. Er brachte seine Freunde mit, die auch bei uns übernachteten.

Ümüt hatte keinen Kontakt zu Türken und wollte auch keine kennenlernen. Am Samstag hatte er Geburtstag. Seine Freundin kam und sie wollten zusammen in die Diskothek gehen. Er ist ja auch jung, kann er ja auch ruhig machen. Aber sein Vater nahm ein Messer und ging auf ihn los. Ümüts Freundin schrie und lief weg. Ich versuchte, meinem Mann das Messer wegzunehmen. Er schlug mich, zog mich an den Haaren und schrie: "Du bist diejenige, die ihn auf die falsche Bahn gebracht hat, bist schuld, daß sie 'verdeutscht' sind. In dieses Haus kommen nur Muslime und keine Christen!".

Ümüt rettete mich vor seinem Vater und schlug ihn. Sein Vater wollte ihn mit dem Messer erstechen. Als Ümüt sah, daß er mit dem Messer an der Hand verletzt worden war, wurde er noch aggressiver. Er klemmte den Kopf seines Vater zwischen seine Beine und schlug heftig auf ihn ein.

Mein Mann konnte nicht mehr, Ümüt rief die Polizei und den Krankenwagen. Ich fuhr mit ins Krankenhaus. Die Polizei nahm Ümüt mit. Sein Vater wurde sofort operiert. Als er zur Besinnung kam, schrie er mich an: 'Ich werde diesen Jungen nicht am Leben lassen. Ich werde ihm zeigen, was es heißt seinen Vater zu schlagen. Warum hast du mir diesen Ungeratenen geboren? Und sogar wenn ich Pilgern ginge, würde ich ihm das nicht verzeihen. Wehe, wenn ich hier rauskomme. Du, du hast mich absichtlich schlagen lassen. Statt Menschen habe ich Bestien großgezogen!.'

Sie schluchzte: "Ich habe Angst, ich habe sehr große Angst. Ist Deutschland schuld daran oder wir?" Um ihr Mut zu machen, streichelte ich ihre Schultern. "Weinen Sie nicht, Sie trifft überhaupt keine Schuld. Ich werde mit Ihrer Familie Verbindung aufnehmen. Ich möchte mit Ümüt sprechen. Geben Sie mir bitte Ihre Telefonnummer."

Mit Ümüt traf ich mich in einer Wirtschaft. Seine Freundin Silvia war auch dabei. Sie hatte langes, glattes, dunkelblondes Haar und blaue Augen. Wir begrüßten uns. Ümüt ist ein gut aussehender junger Mann. Er spricht gut türkisch. Wir bestellten uns Kaffee und Kuchen. Ich betrachtete ihn unauffällig. Er trug eine Lederhose und einen hellgrünen Pullover. Er fährt Motorrad. Ein sympathischer Mensch. Silvia und er scheinen gut zusammenzupassen.

Ümüt erzählt: "An jenem Samstagabend wollte ich mit meiner Freundin ein paar Stunden in meinem Zimmer verbringen. Danach wollten wir in die Diskothek gehen. Es ist unmöglich, mit meinem Vater manierliche Gespräche zu führen. Als wir klein waren, hat er uns nach deutschen Regeln erzogen. Kindergarten, gemeinsame Spiele zu Hause, Ausflüge mit Nachbarskindern und vieles mehr. Ein Haus hat er gekauft, wir hatten uns sehr darüber gefreut. Wir Geschwister hatten jeder ein Zimmer für sich. Einmal die Woche fuhren wir ins Schwimmbad und besuchten alte Freunde und deutsche Bekannte. Mein Vater erlaubte mir, bei meinen Freunden zu übernachten bzw. meinen Freunden, bei mir zu übernachten. Und irgendwann ging er in die Moschee und die türkischen Cafes. Er fühlte sich immer unwohler und wurde strenger. Meine Mutter ging putzen. Nach der Schule fing ich mit der Lehre an. Meine Geschwister und ich wollten unserem Vater helfen. Ich hatte sehr viel Verständnis für ihn. Es war nicht leicht, das Haus abzubezahlen. Jedes der drei Stockwerke sollte einmal einem von uns Geschwistern gehören. Meine Eltern wollten uns hier etwas zurücklassen, wenn sie

wieder in die Türkei zurückgehen würden. Mein Vater zwang uns in die Moschee zu gehen und wir gingen in die Moschee. Wir durften unsere Freunde nur noch außerhalb treffen. Er verbot uns die Beziehung mit deutschen Mädchen und meinen Bruder wollte er gegen seinen Willen in die Türkei verheiraten. Mein Bruder und meine Schwester gingen von zu Hause weg. Seine Wut auf meine Geschwister wollte er an mir auslassen. Statt türkisch sollte ich nun arabisch lernen. Mir wurde das alles zu viel, aber ich wartete noch, bis ich 18 wurde. Mein Vater hatte sich völlig verändert. Er fühlte sich erhaben, wenn er sich mit meiner Mutter und mir stritt. Er sagte immer wieder: 'Eine deutsche Frau kommt mir nicht ins Haus. Heirate ein sauberes Mädchen aus der Türkei, die uns auch helfen kann'.

Ich bin hier geboren und hier groß geworden und ich kenne die Menschen hier. Mein Blut kann türkisch sein, aber die Welt, in der ich lebe, ist deutsch. Nicht einmal in der Türkei gibt es so viele fortschrittsfeindliche Menschen. Wenn ich mir die Jugend in der Türkei so ansehe, sind sie viel ruhiger und freier. In Europa leben wir in einer Diktatur. Ich will keine Frau heiraten, die ich nicht kenne, besonders keine aus der Türkei. Es ist sehr kostspielig, sich außerhalb zu treffen. Zusammen mit meinen Freunden koche ich zu Hause. Wir hören Musik, ich rauche nicht, ich trinke nicht. Meine liebsten Hobbys sind Musik und Sport und Motorradfahren ist mein größtes Hobby.

Wenn mein Vater mich immer in der Moschee sehen würde, wäre ich sein liebster Sohn. 'Mein lieber Sohn!' Ich redete absichtlich kein türkisch mit ihm. Wenn er mich noch einmal angreift, werde ich ihn umbringen! Wenn er nicht mein Vater sein will, dann will ich auch nicht mehr sein Sohn sein. Meine Mutter tut mir sehr leid. Jetzt läßt er seinen Frust an ihr aus. Demnächst werde ich eine Wohnung finden und ausziehen. Solange mein Vater im Krankenhaus ist, werde ich bei meiner Mutter bleiben. Wissen Sie, ich liebe meinen Vater nicht! Meine Mutter ist in einer sehr bemitleidenswerten Situation. Seine Freunde aus der Moschee sollen ihm all die schönen Jahre wieder zurückbringen ... Ich habe keine Achtung vor dem Islam. Wenn das der Islam ist, was mein Vater mir vermittelt, dann möchte ich alle in die Luft jagen!"

Ich fragte: "Bereust du es?".

Ümüt: "Warum sollte ich?".

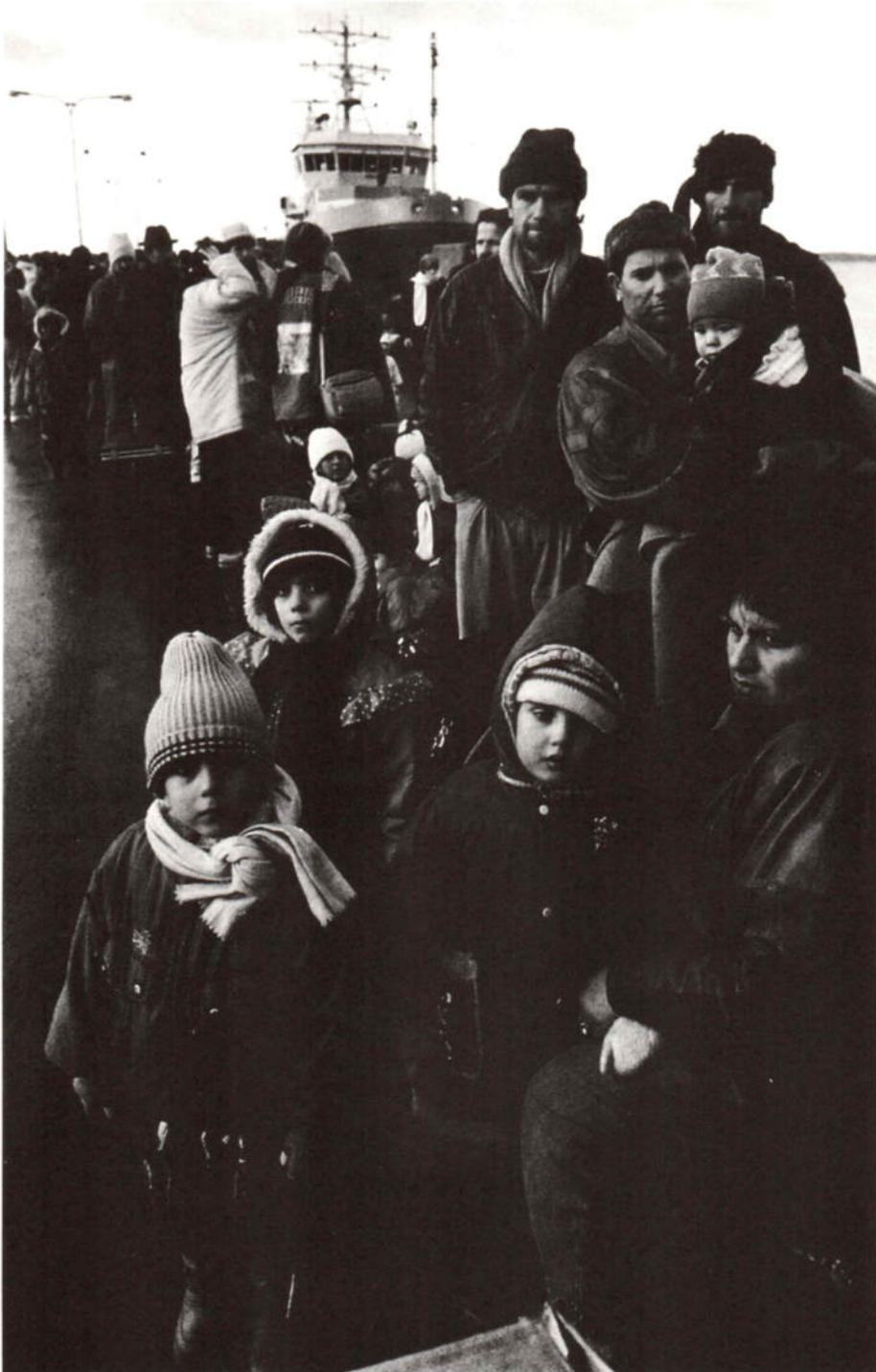
Ich antwortete: "Er ist dein Vater".

Darauf Ümüt: "Als ich klein war, war er mein Vater, jetzt nicht mehr!".

Ich sagte: "Wenn du ins Krankenhaus gehen und ihm gute Genesung wünschst würdest ...?".

Ümüt: "Auf keinen Fall! Ich habe das getan, was ich tun mußte. Er soll mich verstehen. Er soll verstehen, wo wir leben, wo wir groß geworden sind. Bitten Sie mich nicht darum. Gehen Sie in die Moschee und die geistlichen Lehrer sollen ihn besuchen. Ich bin ein Deutscher türkischer Herkunft. Ich bin nicht in Arabien, ich lebe in Europa. Mein Vater lebt seit 25 Jahren hier und ich dachte, er hätte etwas gelernt. Und jetzt geht er wieder in die Moschee, was will er da noch lernen. Einen Platz im Paradies soll er sich besorgen. Sagen Sie ihm das bitte!"

Ich sagte: "Sei nicht so wütend, versuche auch ihn zu verstehen". Darauf Ümüt: "Wenn er mich nicht versteht, werde ich ihn wohl niemals verstehen können".



Silvia hörte uns zu. Mit ihr konnte ich mich nicht unterhalten. Sie sagte mir: "Wir lieben uns sehr, wir planen sogar schon unsere Zukunft. Bitte versuchen Sie nicht uns auseinanderzubringen. Ich mache mir große Sorgen um unsere Zukunft. Meine Familie ist darüber sehr traurig. Bis Ümüt eine Wohnung findet, darf er bei uns wohnen. Meine Familie liebt ihn sehr."

Ich bewunderte ihre Beziehung. Sie wollten nur Unterstützung und Verständnis von ihren Eltern. Sie werden einmal Eltern sein, die diese strenge Familienpolitik ablehnen und die Gefühle ihrer Kinder akzeptieren. Ich verabschiedete mich von Ümüt und Silvia und fuhr ins Krankenhaus.

Vater Mehmet hatte die Nase verbunden. Seine rot unterlaufenen Augen tränen. Er schluchzte: "Habe ich die Verantwortung auf mich genommen, um von meinem Kind geschlagen zu werden? Ich habe für sie gesorgt und ein Haus gekauft. Damit sie muslimische Kinder werden, habe ich Druck auf sie ausgeübt. In Deutschland haben wir unsere Sprache verloren, sollen wir auch unseren Glauben verlieren?".

Um ihn zu beruhigen sagte ich: "Diese Probleme haben viele Familien, Herr Mehmet. Betrachten Sie diese Jugendlichen nicht wie ihre eigene Jugend. Bitte, sehen Sie die Sache nicht nur von einer Seite. Ihr Sohn hat das bestimmt nicht gewollt. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?".

Mehmet: "Gehen Sie bitte in die Moschee und rufen Sie den geistlichen Lehrer zu mir. Er muß mir sagen, ob man dem Sohn verzeihen kann. Was der Hoca sagt, werde ich tun. Ich werde ihn enterben. Wer den Vater schlägt, schlägt auch den Allah. Wenn Sie eine Muslime sind, werden Sie mich gut verstehen. Meine Kinder haben das Christentum gewählt, nicht den Islam. Alle drei sind mit Deutschen zusammen. Eines Tages werden sie ja doch wieder kommen. Ihr Mutter hat sie zu sehr verwöhnt. Die Mütter haben viel Schuld in dieser Hinsicht. Vor allen Menschen habe ich mein Gesicht verloren. Sie haben meine Ehre beschmutzt. Über meinen Glauben haben sie sich lustig gemacht. Sie sind auch eine Frau, eine Muslimin. Wenn über ihren Glauben Scherze gemacht würden, was würden Sie dann tun?".

Ich sah ihn an. "Das ist nicht das Thema, Herr Mehmet, jeder Mensch hat einen Glauben. Die Gründe für Ihre Situation sind nicht Sache des Glauben, sondern von Mißverständnissen innerhalb ihrer Familie. Suchen Sie keinen Schuldigen. Suchen Sie die Schuld auch bei sich selbst."

Mehmet: "Ich bin ein Vater. Die Väter trifft keine Schuld. Versuchen Sie nicht mich zu beruhigen. Wenn der Hoca kommt und es mir sagt, nur dann werde ich mit dem 'Hund' reden. Ich werde mein Versprechen nicht brechen. Ich möchte keine deutsche Schwiegertochter. Ich möchte keine Ungläubigen in meiner Familie. Er soll in die Moschee gehen und ein guter Hausherr werden!".

Als wir miteinander sprachen kam auch Frau Ayse. Mehmet spuckte mit aller Kraft seine Frau an. "Warum kommst Du noch? Um dich zu freuen? Ich will dich nicht mehr sehen, geh!!!" Die Frau konnte ihre Tränen nicht zurückhalten. Sie hatte Angst vor ihrem Mann. Sie sagte kein Wort und nahm auf einem Stuhl Platz. Ich wünschte gute Besserung und verließ das Zimmer.

Inzwischen ist eine Woche vergangen. Aus dem Landeskrankenhaus kommt ein Anruf. Es ist Frau Ayse, die in die Therapie aufgenommen wurde. Sie sagt: "Unsere Familie ist aufgelöst. Ümüt hat das Haus verlassen. Sein Vater hat mich geschlagen. Nun bin ich hier gelandet. Mein Mann ist in die Türkei geflogen ..."

# Gastarbeiterdoktersozialarbeiter

Von Sedat Pamuk



*du ... doktorarbeit schööön ... ich nix lesen zwar ... aber ganz schön dick mein lieber ... wo ich drin vorkommen ... du mir übersetzen ... okay? ... no problem ...*

Die Doktorarbeit, die mein erster Sozialarbeiter seit zwanzig Jahren schreibt, ist fertig. Jetzt macht er ein Fest. Da hat man es gerne, wenn ich so spreche. Ich sehe bestimmt viele Sozialarbeiter, die ich mal beschäftigt habe. Ja, am Anfang hat man ja nur mit Sozialarbeitern zu tun. Am Anfang dachte ich wirklich, in Deutschland gibt es nur Sozialarbeiter und Gastarbeiter.

*doktorarbeit fertig? ... ich freuen waahnsinnig .. du opa du ... du jetzt doktor oder was? ... du mir geben autogramm ... aber schreiben ... doktor ... gastarbeiterdoktersozialarbeiter ... okay? ... no problem ...*

Mein erster Sozialarbeiter ist ein Mensch, ja ich sehe ihn nicht nur als Sozialarbeiter, der spricht mit mir nur Gastarbeiterdeutsch. Ich habe ihm schon am Anfang gesagt: Du, warum ich sprechen immer Gastarbeiterdeutsch? Ich lernen auch Hochdeutsch. Du nix lernen Hochdeutsch, hat er gesagt. Ich lernen Gastarbeiterdeutsch, du brauchen Hilfe? Mir kommen. Ich dir übersetzen Okay? No Problem.

Mit ihm habe ich weiterhin Gastarbeiterdeutsch geredet. Aber heimlich auch Hochdeutsch gelernt. Es klingt einfach überheblich, wenn ein Gastarbeiter Hochdeutsch spricht, wo überwiegend Sozialarbeiterdeutsch gesprochen wird.

*du ... doktorarbeit schööön ...*

Ehrlich gesagt, ich hätte nie gedacht, daß er die Doktorarbeit zu Ende bringt. Aber er hat es. Entweder hat er es wirklich geschafft. Oder man gibt ab einem gewissen Alter den Dokortitel, weil er ihm nicht mehr nützt. So eine Art geistige Sozialhilfe.

Der ist doch eigentlich ganz schön fit, physisch ganz schön fit. Der Arme muß nun seine ganze Energie dafür einsetzen, wie er diesen bürgerlichen Titel ganz heimlich zum Vorschein bringt.

Na ja, bei uns sagt man auch nicht: Ich bin arbeitslos. Nein. Man sagt: freiberuflich oder freischaffend. In Deutschland sagt man: Doktor-rand. Ich kenne nämlich viele Doktor-randen, die gingen direkt vom Studentenwohnheim ins Altersheim.

*wenn ich haben Problem ... dir anrufen ... oder kommen vorbei ...*

Aber ich nix haben immer Problem. Wenn ich nix haben Problem, der machen langes Gesicht. Trotzdem, wenn ich merke, daß es mir zu gut geht, rufe ich ihn an und sage: Du viiel Problem, viiel Problem, ich kommen vorbei, okay? Mit einem Sozialarbeiter auszukommen ist eigentlich sehr leicht. Man muß bei ihm entweder Mitleid erregen oder Mitleid haben. Aber die Gastarbeiter, die ich kenne, benehmen sich, als ob sie keine Gastarbeiter wären. Sie kaufen Autos, investieren und machen Urlaub in ihren Ferienhäusern und sagen: Wir können die Sozialarbeiter nicht mehr riechen. Da sage ich immer: Warum? Nicht alle Sozialarbeiter stinken nach Tabak und Alkohol. Gastarbeiter und Sozialarbeiter haben was Gemeinsames: Identitätskrise. Man muß endlich sehen, wie schwiierig die Ausländersozialarbeit geworden ist, nachdem die Ausländer keinen Bock mehr darauf haben. Das Schwierigste bei der Ausländerarbeit sind aber immer noch die Sozialarbeiter, die bei der Arbeit arbeiten wollen. Obwohl ich von denen auch keinen Gebrauch machen kann, betreue ich meine Sozialarbeiter immer noch. Wir haben in Deutschland nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten.

*Doktorarbeit ... schööön ... du mir geben autogramm ... aber schreiben doktor ... gastarbeiterdoktersozialarbeiter ... okay? ... no problem ...*

**Sedat Pamuk**

In Freiburg lebender türkischer Kabarettist. Getürkt 1951. Geboren 1952. Gastarbeiteraufe in Deutschland 1980. Erste Begegnungen mit deutscher Bauch-Tanz- oder Dis-Tanz-Bereitschaft. Erstes kabarettistisches Programm: "Deutsch Perfect". Mehrere Auftritte bei gastfreundlichen Gastspielen.

# Zerrissene Gefühlswelten

Ein Gespräch mit Ikbal Berber  
und Mohsen Ramesani über erstarrte  
Politiker, produktive Zweifler, gute Derwische  
und den Abschied von Erwartungen.

**SAARBRÜCKER HEFTE:** *Eine Vision: Eine rot-grüne Regierung kommt an die Macht und betreibt eine ausländerfreundliche Politik. Kommunales Wahlrecht für Ausländer, Erleichterung der Einbürgerung, doppelte Staatsbürgerschaft, Beseitigung diskriminierender juristischer Regelungen. Würde all das die Lebenssituation von Ausländern entscheidend verbessern?*

**Moshen:** Das wäre gut, keine Frage. Und zwar nicht nur das kommunale Wahlrecht, wo es um den Asphalt der Bahnhofstraße geht. Aber das ist Wunschdenken. Man muß die heutige politische Landschaft in Deutschland anschauen. Nur ein Beispiel: Landtagswahlen im Saarland. Oskar Lafontaine vor der Saarschleife und darunter: Dem Saarland zuliebe. Wenn man dieses Plakat in irgendein afrikanisches Land hängte, sagen die Leute, das ist wunderbar, das ist wie ein Paradies. Man kann alle seine Sehnsüchte, seine Poesie, seine Wünsche dorthin entfalten. Wenn man aber in diesem Land lebt, da steht "Saarland zuliebe". Politische Aussage: Null. Es geht hier nur noch um das Verkaufen von Politik und die Ausländer sind keine zahlungskräftigen Kunden. Man muß doch nur gucken, das geht nicht nur die Ausländer an, man darf die Politik ja nicht trennen nach Politik gegenüber Ausländern und anderer Politik, das ist eine Politik. Und diese Politik bringt den Ausländern nichts und auch den Deutschen nichts. Sieh Dir mal die Arbeitslosenquote im Saarland an. Oder die vielen unfähigen Leute in den Ministerien. Es geht nur noch um Karrieren, nicht mehr um Inhalte.

**Ikbal:** Also, auch wenn Cohn-Bendit Minister würde, würde sich natürlich nichts ändern, wenn der Bundesgerichtshof, das Parlament usw. sich nicht ändern würden. All das, was Du gesagt hast, Wahlrecht, Einbürgerung, doppelte Staatsbürgerschaft, das könnte man machen ohne Probleme, wenn der politische Wille da wäre. Dann würde sich in der Tat auf der rechtlichen Ebene unheimlich viel ändern. Das ist der eine Punkt. Aber die Ausländer werden dennoch im Alltagsleben Ausländer bleiben. Die schwarzen Haare, das Aussehen, ein anderer Akzent in der Sprache, die Herkunft. Wir wollen unsere Herkunft nicht verleugnen, wir haben sie. Wir kommen damit hierher und wir bereichern eher als daß

wir etwas negativ beeinflussen würden. Im Alltag bleiben die Diskriminierungen, man braucht ja nur nach England gucken, wo es ein Anti-Diskriminierungsgesetz gibt, und trotzdem werden die Ausländer weiter benachteiligt.

*Was kann man denn auf dieser Alltagsebene tun?*

**Ikbal:** Es gibt inzwischen Untersuchungen, daß in Amerika und in Australien, in zwei typischen Einwanderungsländern, die Jugend in der vierten und fünften Generation plötzlich anfängt, nach der nationalen Identität zu suchen. Die Wissenschaftler haben die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, das waren Einwanderer und haben alle Rechte bekommen. Warum machen die das? Eine Erklärung ist, daß deren Identität und deren Kultur, aus der ihre Vorfahren gekommen sind, nie wahrgenommen und nie akzeptiert wurde, nie gefördert wurde. Anders ist es beispielsweise bei den Schweden. Die haben von Anfang an den Einwanderern ihre Kultur gelassen, sie sogar gefördert. Wenn da nur ein iranisches Kind in der Klasse war, haben sie geguckt, daß eine iranische Erzieherin noch zusätzlich dieses Kind fördert: in der Sprache und in der Kultur.

*Mit Kopftuch oder ohne?*

**Ikbal:** Völlig egal! Ich habe selbst Probleme mit Mädchen gehabt, die das Kopftuch getragen haben. Aber wenn ein Deutscher zu mir kommt und sagt, warum haben die türkischen Mädchen Kopftücher, gehe ich an die Decke. Toleriert erst mal eine andere Kultur!

*Du willst also ein Amalgam aus jeweils gefestigten unterschiedlichen kulturellen Identitäten?*

**Ikbal:** Nein, es geht nicht um gefestigte kulturelle Identitäten. Die Identität entwickelt sich. Wir haben eine Migrantidentität bekommen. Die ist anders als unsere Herkunftsidentität. Nur, wir dürfen diese nicht völlig zum Verschwinden bringen, sonst kommt sie in einer gefährlichen Form zurück.

*Was ist der Inhalt einer Migrantidentität?*

**Moshen:** Ich kann nur von meinen Gefühlen reden.

Wenn man von anderen Ländern hierherkommt, dann hat man irgendwo ein Kollektivgefühl. Die Migranten sind innerhalb eines Kollektivgefühls geboren und aufgewachsen. Und hier ist Hochindustrialisierung, Individualisierung. Es sind zwei unterschiedliche Gefühlsmuster. Wenn ich an meine Kindheit denke, dann spüre ich diese Kollektivgefühle. Und hier spüre ich individualistische Gefühle. Bei mir ist dadurch ein Gefühl der Zerrissenheit da, so daß ich manchmal nicht weiß, wer ich jetzt bin. In diesem individualistischen Gefühl ist oft so eine Leere, eine Einsamkeit da, und dann brauche ich diese Kollektivgefühle, um mich im Gleichgewicht zu halten.

Also die "zerrissene Identität" ist nicht nur eine Erfindung von Psychologen und Soziologen, die gibt es?

*"Wir wollen nicht nur über den Belag für die Bahnhofstraße abstimmen."*

klopft diese Leere oder diese Einsamkeit und einmal klopft dieses Kollektivgefühl an. Zum Beispiel guckt man Fernsehen, ich bin selber nicht religiös, und sieht auf einmal eine Moschee, da kriegt man ein ganz anderes Gefühl.

**Ikkal:** Ich habe Probleme mit dem Begriff "Zerrissenheit", das wirkt nämlich nur negativ. Migration muß sich nicht nur negativ auswirken, das kann sich auch stark positiv auswirken. Kontakt und Interaktion mit anderen Kulturen.

Sagst Du das jetzt, weil Du eine Intellektuelle bist oder kann das auch der "Gastarbeiter" sagen?

**Ikkal:** Ich behaupte, daß das auch der ausländische Arbeitnehmer sagen könnte und sagen würde, wenn er angenommen worden wäre, seit er da ist. Da liegt nämlich der Haken und das Problem etwa mit den Kopftüchern in Frankreich. Nicht in deren Intellektualität.

**Moshen:** Für mich ist Zerrissenheit nichts Negatives oder Krankhaftes. Es ist eine Leidenschaft. Es drückt auch dieses Gefühl des Leidens aus. Für mich ist diese Zerrissenheit okay. Es gibt Leute, die sie nicht zugeben oder die in ihren Gefühlen eine Starre haben, dann ist sie nicht da. Aber ich möchte diese Starre nicht.

**Ikkal:** Ich habe das deshalb gesagt, weil ich das Gefühl habe, daß die Deutschen das sehr gerne hören, wenn wir sagen, wir sitzen zwischen zwei Stühlen und sind ständig zerrissen. Es gibt mit Sicherheit Situationen, wo ich, obwohl ich jetzt seit 18 Jahren hier wohne, im Konflikt stehe mit mir und meinen Gefühlen. Aber ich behaupte dennoch, daß ich nicht zwischen zwei Stühlen sitze, sondern eher auf zwei Stühlen. Es ist nicht so, daß ich mich von den beiden Kulturen ausgeschlossen fühle, sondern zum größten Teil beherrsche ich beide Kulturen und fühle mich auch in beiden Kulturen relativ wohl. Es gibt aber Momente, sowohl hier als auch im Herkunftsland, wo ich denke, es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder reagiere ich gar nicht mehr darauf, wie viele es hier machen. Soll ich ein Individualist



**Ikkal:** Die gibt es, deshalb spreche ich auch von Migrantenkultur und Migrantenidentität. Aber die ist mit Sicherheit nicht mehr das, was sie in der Herkunftskultur war. Die Identität verändert sich in der Fremde. Es gibt eine Bereicherung durch Wahrnehmung anderer Kulturen. Auf der anderen Seite die Schmerzen durch die Zerrissenheit.

**Moshen:** Bei den Deutschen gibt es schon auch Zerrissenheit, aber das ist der Zweifel. Wir sind zerrissen zwischen zwei unterschiedlichen Gefühlen, die Deutschen sind im Kopf zerrissen. Wir kommen in ein Paradox, einen Widerspruch. Einmal

sein wie alle anderen hier, wirklich kein Gespür haben? Soll mir das nichts mehr ausmachen, was da läuft oder soll ich mich nach wie vor drüber ärgern? Ich ärgere mich nach wie vor, hier über die Wirkungen des Individualismus, die soziale Kälte, dort über die Zwänge der Gemeinschaft, der Solidarität. Ich kann z.B. hier nicht begreifen, wie sich Freunde aus den Augen verlieren und das dann mit der normalen Fluktuation zwischen Freunden begründen, mir tut das weh. Sowas könnte uns in unserer Herkunftskultur nie passieren, es sei denn man kriegt Krach. Solche Momente bringen mich dann dazu, zu überlegen, ist das eine kulturbezogene Sache oder eine personenbezogene. Da kommen natürlich die Gefühle hoch, die ich aus meiner Kultur mitbringe, die ich auch nicht ablegen möchte.

**Moshen:** Ich bewerte das jetzt nicht, ob Zerrissenheit negativ ist oder nicht. Ich kenne es nur. Du kommst abends nach Hause, hattest Schwierigkeiten bei der Arbeit, fühlst dich einsam und dann fragst du dich, was suchst du hier. Du hast irgendwie nicht dieses Gefühl der Geborgenheit. Aber ich weiß andererseits, wenn ich zurückgehe, in der Gemeinschaft, in dem Kollektivgefühl kann ich mich auch nicht mehr zurechtfinden. Dieses Paradox lebe ich.

*Wie lebst Du es und wie hältst Du es aus?*

**Moshen:** Wenn ich von Einsamkeit und Leere spreche, so nicht, weil ich nur leide. Ich versuche die Leere zu füllen und ich habe mir auch dieses soziale Netz geschaffen, einige Leute, die mich verstehen und mit denen ich mich verstehe, mit denen ich mich über diese Leere auseinandersetzen kann. Das hält mich, das läßt mich auch dieses furchtbare politische Klima ertragen.

*Du suchst einen Ausweg, indem Du Dir ähnlich "gestrickte" Menschen suchst, Dein soziales Netzwerk schaffst. Andere suchen einen Ausweg, indem sie ins "Getto" gehen, was in der Öffentlichkeit oft als mangelnde Integrationsbereitschaft gedeutet wird.*

*"Wir wollen unsere Herkunft nicht verleugnen, wir haben sie."*

*Wir sind zerrissen zwischen unterschiedlichen Gefühlen, die Deutschen sind im Kopf zerrissen."*

**Moshen:** Die Ausländer hier erfüllen eine Funktion, eine ökonomische. Insoweit sind sie integriert. Aber das ist nicht alles, das wäre ein mathematischer Integrationsbegriff. Sie haben auch Gefühle. Nicht alle haben dieses Gefühl der Leere, andere haben noch ihr Kollektivgefühl. Und die Deutschen verstehen dieses Kollektivgefühl nicht. Deshalb werden sie ein Cluster bilden, unter sich bleiben.

und die Deutschen verstehen dieses Kollektivgefühl nicht. Deshalb werden sie ein Cluster bilden, unter sich bleiben.

*Ist das "Getto" ein Versuch, die soziale Wärme der Herkunftsgesellschaft in die Aufnahmegesellschaft hinüberzuretten?*

**Ikbal:** Diejenigen, die sich nicht angenommen fühlen, suchen die Wärme unter ihresgleichen und finden sie gottseidank auch. Das wird gepflegt, das wird weitergeführt. Und andere, die sich bis zu einem bestimmten Punkt angenommen fühlen, die haben auch Kontakt zu Deutschen. Aber sie brechen nicht aus den Verkehrskreisen der Migranten aus. Und das liegt daran, daß sie einfach eine andere Begriffswelt haben. Die bleibt auch, wenn man die Sprache des Aufnahmelandes perfekt spricht.

*Wir haben zu Beginn unterschieden zwischen den politischen Rahmenbedingungen und dem Alltag und Ihr habt auf die Kluft hingewiesen, die da besteht. Jetzt ist ja diese Kluft in den letzten Jahren unter dem Begriff "multikulturelle Gesellschaft" positiv beschrieben worden. Ist das ein Begriff, mit dem Ihr etwas anfangen könnt, an den sich irgendwelche Erwartungen oder Hoffnungen knüpfen?*

**Moshen:** Das Wort wirkt positiv, bunt, neue deutsche Welle, positiv denken. Ich habe eine Abneigung dagegen. Dieses Wort spricht meine Gefühle nicht an. Es ist eine künstliche Positivität.

**Ikbal:** Egal welchen Begriff wir verwenden, solange sich an den Zuständen nichts ändert, wird dieser Begriff in kürzester Zeit negativ beladen sein. Ich denke bei dem Begriff an bunte, für sich separat lebende Völker oder Kulturen. Ich muß erst einmal tief Luft



**Moshen:** Wir brauchen andere Politiker, die auch einmal ins Zweifeln kommen, die sich als Individuen hinterfragen, was sie da eigentlich treiben. Die Politik darf nicht etwas dem Individuum Äußerliches sein.

*"Ich möchte nicht als staatlicher Kerzenständer fungieren."*

**Ikbal:** Der Unterschied zwischen uns ist, daß ich, wenn ich von Angriffen auf unsere Kultur, unsere Stellung hier höre, das Gefühl habe, ich muß dagegen etwas machen. Du sagst, es kann sich sowieso nichts ändern, deswegen brauche ich nichts tun.

**Moshen:** Das stimmt nicht. Du definierst die Politik anders als ich. Ich sage, diese Politik der Parteien, die bringt es nicht. Heute wird über Politik Karriere gemacht. Die Parteien laden dich schon ein, Politik zu machen, aber zu ihren Bedingungen. Du mußt ihr Meßdiener sein. Diese Parteien machen weder Politik für die Deutschen noch für die Ausländer, sie machen nur Politik für sich. Und wenn ich ehrlich bin, ich traue auch den Ausländern, die hier Politik machen, nicht. Die wollen auch ihr Eigenes sichern. Sie können aber nicht in die Innenpolitik gehen, genug deutsche Konkurrenz, nicht in die Sozialpolitik. Das einzige was bleibt ist, daß ich unter dem Namen von Ausländerpolitik Karriere mache. Aber ich habe dieses Motiv nicht, ich habe kein Techtelmechtel mit Parteien, ich bin bei Präsident Jupp (Bingert-Wirt) beschäftigt.

*Ist das jetzt eine Kritik der deutschen politischen Kultur oder eine allgemeine Politikkritik?*

**Moshen:** Das ist ein Problem dieser Gesellschaft, in der es der höchste Wert ist, einen Luftballon, in dem nichts drin ist, teuer verkaufen zu können.

**Ikbal:** Dann kann man also doch nichts machen?

**Moshen:** Innerhalb dieser Apparate und Strukturen nicht. Machen können nur Menschen etwas, die zweifeln, die nicht starr und fertig sind. Die nicht nur ihre Karriere im Kopf haben.

**Ikbal:** Aber mit Ausländerpolitik kannst Du als Ausländer keine Kar-

*"Hier ist es der höchste Wert, einen Luftballon, in dem nichts drin ist außer Luft, teuer zu verkaufen."*

riere machen, das schadet Dir eher. Ich war ja zwei Jahre Sprecherin des Ausländerbeirats. Du hast da die Aufgabe, auf negative Sachen aufmerksam zu machen und damit macht man sich nicht beliebt. Du hast die Politik und die Politiker

kritisiert. Aber dennoch! Ich fordere von denen die interkulturelle Erziehung, andere Curricula, die Einführung von Sprachen der Minderheiten, Toleranz. Das sind die Aufgaben des Staates. Ich kann in meinem kleinen Kreis darauf hinwirken, daß sich etwas ändert. Aber ich kann nicht dadurch die Politik ändern. Wenn ich warte, daß sie sich von selbst ändert, dann kann ich lange warten. Und ich weiß auch, daß man etwas erreichen kann. In Bremen etwa wird Migrantpolitik anders gemacht als im Saarland, ebenso in Rheinland-Pfalz. Ich verlange keine Illusionen, ich verlange das, was die anderen Bundesländer schon haben.

**Moshen:** Ich meine, die Träger der Politik müssen sich genauso ändern wie die Inhalte der Politik. Nicht heute mit mir im Bingert ein Bier trinken und morgen im Sozialministerium Entscheidungen gegen die Asylbewerber fällen und durchsetzen! Ich habe da meine Zweifel gegenüber den Politikern.

**Ikbal:** Ich habe auch oft gezweifelt. Aber ich kann sagen, woher meine Energie kommt. Mein Kind kommt nach Hause und bringt ein Blatt mit. Die Lehrerin nimmt mit denen "das ausländische Kind" in der Klasse durch. Das Bild sieht so aus, daß ein kleines, winziges Ausländerkind mitleiderweckend irgendwo in der Ecke sitzt, so daß beinahe die Tränen der anderen Kinder fließen müssen. Ich sehe so ein Bild und bekomme einen Adrenalinstoß. Dann sagt die Lehrerin, die ausländischen Kinder sollten Fotos aus ihren Heimatländern mitbringen und die deutschen Kinder sollen aus Zeitschriften Bilder von Ausländern ausschneiden. Ich spreche mit einigen anderen Müttern und bitte sie darum, daß sie auch

Fotos von schwedischen, englischen, amerikanischen Kindern ausschneiden, und ich gebe meinem Sohn Bilder mit, wo der schon sagt, 'nee solche Bilder wollte sie bestimmt nicht'. Ihr könnt euch vor-

stellen, wie das schon beladen ist. Ein Kind, das nicht kritisieren kann, aber schon spürt und fühlt. Und deshalb reagiere ich da. Das ist für mich Alltag, das ist konkret.

**Moshen:** Ich erlebe bei den Deutschen verschiedene Reaktionsformen auf uns Ausländer. Die eine Gruppe hat Mitleid. Die guckt von oben nach unten. Da bin ich total dagegen. Das einzige, was ich da machen kann, ist rebellieren. Andere, die reden offen mit dir. Aber wenn du sie ankratzt, die werden aggressiv und greifen dich an, du Kümmeltürke. Also, das sind offene Leute, die auch alles unterschreiben für die Ausländer. Und dann gibt es als dritten Teil diese zweifelnden Leute, mit denen ich gut zurecht komme. Und noch ein Teil, vor denen man alle Achtung haben muß. Die sind Derwische. Ein guter Derwisch, der etwas Gutes für jemanden tut, muß es am nächsten Tag vergessen. Die anderen brauchen sich dann nicht in seiner Schuld fühlen, nicht rebellieren, nicht widersprechen.

*Die Lichterkettenteilnehmer waren dann wohl vor allem Angehörige der Mitleids-Gruppe?*

**Ikbal:** Noch schlimmer. Es ging um Egoismus, ich möchte mein Gewissen ein bißchen beruhigen ...

*... und dem Standort Deutschland helfen.*

**Ikbal:** Wir haben jetzt oft über "die Deutschen" gesprochen und das ist natürlich ungenau. Aber dennoch! In Deutschland ist das Fremdsein etwas anderes als in anderen Kulturen. Es gibt heute in vielen europäischen Ländern Rassismus. Aber als in Schweden ein Amokläufer Ausländer umgeschossen hatte, haben am nächsten Tag über eine Million Menschen ihre Arbeit einfach niedergelegt und gesagt, das nicht! Und hier wurden Häuser und Menschen verbrannt, da haben sich die Leute gestritten, wer eine Kerzenkette organisiert und wer die Rede hält, wessen Name drunter steht. Das war eine organisierte Aktion. Also nicht die Spontaneität des Menschen, der dagegen ist und dies ohne Organisation zeigt. In Frankreich bewegt sich trotz des verbreiteten Rassismus die Masse ohne Riesenorga-

*"Die Leute, die heute Kerzen für Ausländer anzünden, gehen morgen in die Arbeit und machen Entscheidungen gegen die Ausländer."*

nisation, wenn gegen Ausländerfeindlichkeit zum Protest aufgerufen wird. Da sehe ich einen qualitativen Unterschied.

*Hast Du Erwartungen an die deutsche Politik?*

**Ikbal:** Ich habe keine. Es ist so, daß die Kulturen sich ziemlich fremd sind. Das Gemeinschaftliche und der Egoismus, Individualismus. In dem Punkt unterscheiden wir uns einfach voneinander. Ich denke, es ist besser, das so festzustellen und damit leben zu lernen und gesund umzugehen, als jeden einzelnen jetzt umstellen zu wollen.

*Ist für Ausländer im Saarland irgendetwas anders als sonst in der Bundesrepublik? Das Saarland hält sich zugute, im Herzen Europas zu liegen, viele Grenzerfahrungen zu haben, kulturell aufgeschlossen zu sein. Man reklamiert eine Kompetenz, mit Fremden gut interagieren zu können.*

**Moshen:** Bei den Saarländern kannst du eine gewisse Gemütlichkeit erleben, das paßt zu den Orientalen. Es gibt gewisse Parallelen.

**Ikbal:** Es gibt andere Bundesländer, wo die Politik wesentlich mehr für Ausländer tut.

*Das Saarland beruft sich ja auf die geringe Ausländerquote im Vergleich zu anderen Bundesländern und deswegen seien die Probleme nicht so massiv.*

**Ikbal:** Das ist eben diese Milchmädchenrechnung der saarländischen Politiker. Und "Problem". Das bringt gut die Qualität dieser Politik heraus. Es muß ein Problem sein. Anstatt qualitativ zu denken und zu sagen, wir machen da etwas, wir bauen etwas auf. "Wir haben keine Ausländerprobleme" - die beiden Begriffe miteinander zu verbinden, das ist schon eine reife Leistung.

*Vielen Dank für das Gespräch.*

# FORZA ITALIA

## und die Liebe zum Fremden

Von Heiko Breit

Über Xenophobie wurde schon so viel geschrieben, daß nur noch Handlungen zählen. Auch die sogenannten Ausländerfreunde haben schon ihr Fett erhalten, denn es war schon immer verdächtig, wenn man zu positiv über die spricht, die andere diskriminieren. So etwas - das hat die Geschichte gelehrt - kippt schnell um. Aber was weiß man eigentlich über die Personen, die andere Kulturen verehren, weil sie dort das in der Heimat Vermißte suchen? Jeder auf der richtigen Seite kennt das: Wer hat nicht schon mit Che Guevara geflirtet und gehofft, daß spätestens in Nicaragua die sozialistische Sonne aufging?

Das alles ist lange vorbei, und wie so oft gibt es für revolutionäre Romantik nur noch schlechten Ersatz. Betrachten wir beispielsweise den Liebhaber benachbarter - vorzugsweise südländischer - Kulturen. Traut man seinem Blick, so blüht hier das einst so ferne Utopia und ist jetzt durch eine Autoreise so nah gerückt. Der Skeptiker staunt und wundert sich, daß alles dort so anders sein soll, daß man so leicht den Zwängen einer bürokratisierten, politisch stickigen und bedrohlich gebliebenen oder gewordenen Lebensweise entkommen und dem wirklich "guten Leben" so nahsein kann.

Unser Freund sieht alles so leuchtend, weil er Deutschland und die deutsche Kultur haßt. Das kann man ihm nicht verdenken. Was aber erstaunlich ist, er überträgt seine kritischen Standards nicht etwa auf die von ihm geliebte Nation und Kultur, glaubt nicht, daß die anderen auch nicht besser sind, wie dies der normale Durchschnitts-Misanthrop tut. Er verfällt sogar in Verzückerung angesichts der für ihn als nicht-deutsche Tugenden wahrgenommenen Verhaltensweisen.

Betrachten wir ihn am Beispiel Italien, denn beim Anblick und Genuß der italienischen Kultur geraten ja so viele ins Schwärmen (das abgeklatschte Wort von der Toscanafraktion will ich noch nicht einmal andeuten). Soviel Positives führt dazu, daß sich der skeptische Misanthrop, schwach hoffend, wie alle in

Märchen, auf die Spurensuche nach den existierenden Pfaden des behaupteten besseren Lebens begibt. Gibt es sie tatsächlich oder sollte es sich am Ende um psychische Probleme unseres Liebhabers handeln? Schließlich haben wir heute, psychoanalytisch belehrt, erkannt, daß Liebe und Hass gar nicht so weit auseinanderliegen.

Unserem italophilen Freund graut es - wie mir übrigens auch - beim Anblick vereinzelter deutscher Fahnen, etwa bei der Fußballweltmeisterschaft. Erstaunlicherweise ist er nahezu beglückt über das bunte italienische Fahnenmeer beim gleichen Ereignis, denn hier zeige sich keinesfalls ein gefährlicher Chauvinismus, sondern es handele sich um eine

nette Geste von Solidarität und Zusammenhalt einer nationalen Gemeinschaft, ohne jegliche aggressiven Züge. Daß es beispielsweise zur Jahreswende 1994/95 in Vororten von Rom zu Pogromstimmung kam und tagelang Hatz auf die "marocchini" bzw. "extracomunitari" gemacht wurde, weil zwei Marokkaner ein Mädchen zufällig überfuhren, wird mit einer Handbewegung weggewischt: eine Ausnahmeerscheinung, die ganz und gar nicht mit einer deutschen Ausländerfeindlichkeit verglichen werden dürfe.



*Italien von oben, 1993*

Italien gilt dem Italophilen eben von vorneherein als ein menschenfreundliches Land. Herzstück dieser Menschenfreundlichkeit ist die Familie; sie bildet die Basis der italienischen Gesellschaft. Dies wird als ungeheuer positiv angesehen, denn es gibt in Italien eben keinen Staat, sondern es wird alles "faccia a faccia" geregelt. Man kann sich nicht etwa in der Bürokratie auf feste "gesetzte" Regeln berufen, sondern es geht eben familiär zu. Da freut man sich über jedes spontane Hinwegsetzen über die ohnehin nicht praktikierbaren Vorschriften. Leider birgt das Ganze aber auch eine Reihe von Nachteilen, die man in Urlaubstimmung nur allzugerne übersieht. Der Bürokrat auf der anderen Seite ist nämlich keineswegs immer freundlich gesinnt und man kann gegen schlechte Laune der Carabinieri oder sonstiger Hausmeister häufig

gar nichts anderes unternehmen, als zu kuschen. Jeder Italiener und jede Italienerin ist diesbezüglich leidgeprüft. Was in solchen Fällen offenbar hilft, ist der Griff in die Brieftasche, wie es die aktuelle italienische politische Auseinandersetzung gerade unter heftigen Geburtswehen ans Tageslicht zerrt.

Solche kleinen Verfehlungen kümmern den wirklich Italophilen wenig, schließlich sei das anderswo auch nicht anders. Und wenn die Korruption an anderen Orten nicht ganz so drastisch ausfällt, oder zumindestens funktioniert, - denn in Italien werden die durch kleine Bezuschussung von Politikern erhaltenen Aufträge nach Zahlung der letzten Rate noch nicht mal vollendet, wovon Tausende von Bau-ruinen zeugen -, so müsse jedenfalls anderswo für weniger oder besser funktionierende Bestechung ein zu hoher Preis bezahlt werden: der der generellen Unmenschlichkeit einer verstaatlichten und verrechtlichten Gesellschaft.

Zwar hat unser Freund sich mit Mühen dem Würgegriff der eigenen Familie mit äußerster Anstrengung entzogen, atmete eigentlich erst freie Luft zunächst in der WG, dann beim unehelichen Zusammenleben mit der geliebten Partnerin, aber nun tauchen wehmütige Reminiszenzen an die verlorene Kindheit auf. Ist sie nicht rührend, die traditionalistisch-familiäre Gesellschaft, die Gemeinschaft der Gesellschaft vorzieht, den Bekannten dem Fremden, den Verwandten dem Bekannten, die Tochter der Cousine und am Ende sich selbst vor jedem anderen?

Damit solcher Familiensinn auch ja nicht verloren geht, werden in Italien Sohn und Tochter von Geburt an bis zum Tage ihrer Ehe (!) so innig betreut, daß man sich wundert, daß sie überhaupt laufen lernen. Jedenfalls liegt es auch ins vorgerückte Alter gerutschten Kindern fern, die täglich von Mamma oder Schwester zubereitete Pasta gegen die Freiheit bitteren WG-Essens einzutauschen.

Auch die sexuellen Ausschweifungen der Jugendli-

chen und nicht verheirateten Angegrauten auf den Parkplätzen am Stadtrand, die dem ausländischen Beobachter heiße Erotik vorspiegeln, sind in Wirklichkeit nichts anderes als Folge einer traditionellen Sexualunterdrückung, ohne daß die Bambini, gleich welchen Alters, Mann oder Frau genug wären, sich eigene vier Wände zu suchen. Man glaubt schon an die Verfilmung antipsychoanalytischer Bücher eines R. D. Laing oder David Cooper, wenn man sieht, wie der Drang nach kindlicher Autonomie von früh bis spät unterdrückt wird und am Ende von den Betroffenen selbst als bedrohlich empfunden wird.

Nein, auch das stimmt den verliebten Schwärmer nicht skeptisch, denn auf einmal werden die Familie und ihre Strukturen als heilig erklärt. Angesichts der natürlichen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau wird dem fremdländischen männlichen Betrachter endlich wieder die Sicherheit verliehen, die ihm hierzulande, trotz aller verbalen Bekenntnisse zum Feminismus, eigentlich ja doch fehlt.



Aeroporto Leonardo da Vinci, 1993

Aber spielen wir nicht den Laien-Psychologen, sondern lauschen wir den italophilen Argumenten: Italien ist von alledem, was sich hier an Alternativkultur entwickelt hat, so weit entfernt, daß der Normenverstoß gegen die Selbstverständlichkeiten dieser, im Kern ja doch repressiven, Kultur erfrischend wirkt. Nur der Deutsche, der schon so rigide Philosophen wie Kant hervorgebracht, hat, kann den Vorzügen des bunten und mobilen Alltags durch eine asketische und im Kern lebensfeindliche Ökoideologie entsagen.

Ganz anders dagegen beispielsweise die italienische Liebe zum Auto, die soweit geht, daß sowohl Fahrer als auch Fahrerinnen den Motor so oft wie möglich zum Leben bringen und so lange wie möglich am Leben erhalten, auch beim Warten beim Einkauf, beim Telefonieren in der Telefonzelle usw., als ob sie beim Ausschalten ein geliebtes Lebewesen erdrosseln würden. Dies erscheint unserem Freund als Ausdruck südländischer Lebenslust und Unkompli-

ziertheit, ebenso wie die Kraft und Potenz verheißende rücksichtslose Fahr- (und Park)weise (nicht nur der Männer!), die auch das teuerste, immer doch nur Surrogat bleibende Fahrrad, noch nicht einmal erahnen läßt.

Unser Freund ist geradezu geblendet von der Glück verheißenden Erotik, die sich ihm beim Anblick der schicken Italienerinnen bietet, wenn sie fernab jeglicher im Grunde männerfeindlichen Ökodiktatur dem selbstgestrickten Wollpulli entsagen und sich goldbehangen und Sonnenbrillen im Haar in Pelze kleiden und sich die Haare an den Beinen und unter den Armen abrasieren, um dem Latinlover (und vielleicht einem deutschen Italienerverehrer?) begehrtestenswert zu erscheinen.

Das ist Leben in seiner urwüchsigen Naturwüchsigkeit. Die Natürlichkeit und Spontanität südländischer Kultur zeigt sich nämlich nicht etwa in einer mit dem Geruch von Blut und Boden behafteten Liebe zur Natur, sondern in der Abneigung gegenüber derselben und der umso innigeren Liebe zur Kultur. Nein, nicht etwa, was der typisch deutsche Bildungsbürger darunter versteht: Keine Musik, Malerei und Literatur, sondern es geht um die vielfältige Alltagskunst auf den bunten Straßen, die durch das wichtigste Identitätsverschaffende Kriterium hervorgerufen wird: bella figura machen. Nichts ist der Italienerin und dem Italiener so wichtig, als einen individuellen ästhetisch schönen Schein zu erwecken, auch wenn das Umfeld noch so sehr in Verkehrgestank und Müll erstickt. (Der mißmutige Adorno würde das natürlich wieder als Verblendungszusammenhang abwerten.)

War da nicht noch was? Ach ja die Politik. Die Vorstellung des letzten Jahres mit den Hauptdarstellern Berlusconi, Fini, Bossi und Kameraden haben unserem Italophilen die Pasta sciuta ordentlich verwässert. Zwar hoffte unser Freund, die Republikaner würden bei der Bundestagswahl über 55% erhalten, damit die Deutschen dem oberfächlichen politischen Erscheinungsbild nach nicht besser stünden

als die Kultur, wo alles so anders ist, aber trotz dieses Kratzers am Lack verweist unser Freund auf vergangene Zeiten, als Biermann noch sang: "Die BRD braucht eine KP, wie ich sie unter Italiens Sonne gedeihen seh'" oder so ähnlich. Wer erinnert sich schon noch an Biermann? Noch weniger kann man sich aber an die hoffnungsvollen Tage politischer Kultur in Italien erinnern. Denn auch die PCI hat in den 80er Jahren Positionen eingenommen, z. B. in der Rechtspolitik, die man bei uns nur von der CSU kennt.

Überhaupt: das Stichwort politische Kultur. Öffentliches politisches Leben, woran man beim Anblick der herrlichen Piazzas (nicht Pizzas!) denkt, kann man vergessen. Der enge und bornierte Familiensinn der meisten Italiener hat sich nämlich die dazu passende Medienlandschaft geschaffen, die einem "slime of the video" wie Berlusconi aus dem Stand Erfolg verschaffte. Hauptsache, der Mann sieht gut aus. Wer bei der ganzen Diskussion - auch auf der Linken - eine inhaltliche Auseinandersetzung erwartet hätte, sieht ins Leere. Die auch hiezulande bekannte Rossana Rossanda sieht heute sozialdemokratische Positionen (!) nur noch durch die Neugründung der kommunistischen (!) Partei, der Rifondazione Comunista, gewährleistet, aber sie selbst konstatiert, daß diese in der gegenwärtigen italienischen Polit-Diskussion als extremistisch (!) eingestuft wird.



Der schiefe Turm von Pisa, 1993

Und die Zukunft? Düster, denn die Rechte wurde überdurchschnittlich von den jungen ItalienerInnen bis 25 gewählt, bei denen traditionelle Wahlgewohnheiten nicht mehr vor dem Aberglauben an den "uomo libero" in der entfesselten Markt- und Medienwirtschaft schützten.

Überhaupt, die Medien (Ausnahme "Il Manifesto")! Allen voran die Fernsehcultura! Der Stumpfsinn, der sich dort abspielt, ist bar jeder Worte. Ein willkürlich herausgegriffenes Beispiel: Die italienische "Sportschau" zur Fußballweltmeisterschaft. Zwei blonde Weibchen mit wahnsinnigen Decoltés in etwas ähn-

lichem wie Badeanzügen (!) kommentieren freudig den Sieg, interviewen, singen und tanzen und zwischendrin spielt 'ne Militärkapelle. Das ganze nicht in einem obskuren Privatsender, sondern im staatlichen Fernsehen ...

Natürlich muß ich am Ende dieser Worte einigen Mißverständnissen vorbeugen, denn es packt einen schon das schlechte Gewissen, wenn man so schlecht über andere schreibt. Deswegen will ich jetzt aufhören, zu sagen gäbe es noch genug. Es geht mir aber auf keinen Fall darum, eine Debatte zwischen italophilen oder -phoben Zeitgenossen aufzumachen. Es geht gegen das Stereotyp schlechthin, gleich ob es positiv oder negativ verzerrt. Der Psychoanalytiker Mario ERDHEIM spricht in diesem Zusammenhang von Exotismus und Xenophobismus.

*"Xenophobie und Exotismus erhalten erst in der Adoleszenz ihre entscheidende Ausprägung, und zwar durch ihren Stellenwert im Antagonismus zwischen Kultur und Familie. Mit der Pubertät sollte der Ablösungsprozeß des Jugendlichen von seiner Ursprungsfamilie anfangen: Xenophobie ist dann diejenige Haltung, die die Ablösung von der Familie dadurch verhindert, daß alles Fremde gehaßt und vermieden werden muß; Exotismus zieht zwar den Jugendlichen in die Fremde, fördert in diesem Sinn die Trennung von der Familie und ihren Werten, konserviert aber im Untergrund die alten Bindungen. Xenophobie und Exotismus, auf den ersten Blick Gegensätze, sind beide insofern verwandt, als sie Vermeidungsstrategien sind. In der Xenophobie meidet man das Fremde, um das Eigene nicht in Frage stellen zu müssen, im Exotismus zieht es einen in die Fremde, und man muß deshalb zu Hause nichts ändern."<sup>1</sup>*

Beide trennt also gar nicht so viel, (wenngleich der Liebhaber anderer Kulturen natürlich um so unendlich vieles sympathischer ist als der Xenophobe).

Es geht in diesem Artikel genausowenig um eine noch so versteckte Rehabilitierung der deutschen Kultur, schon gar nicht der deutschen Nation. Die Beschwörung eines "normalen Chauvinismus", wie er jetzt auch in Deutschland zu finden sei, widert einen an. Der Aufsatz warnt nur davor, das Fremde in allzu grellen Farben positiv zu überzeichnen und zuviel zu erwarten, damit nicht enttäuschte Liebhaber am Ende dem verdrängten Stereotyp anheimfallen. Solche Anzeichen lassen sich im Lager der Italophilen nach dem politischen Erdstuch nach rechts schon ausmachen. Die Toscanafraktion bröckelt ab, das "salt' in bocca" mundet schon weniger gut.



Petersdom, 1993.

Vielleicht liegt in solchen Liebesgeschichten ohne happy end auch das Geheimnis so vieler geläuterter ehemaliger Linke, die auf einmal mit fliegenden Fahnen zu den Positionen der Gegenseite überlaufen.

Der aufmerksame Geist muß darum stets wach bleiben, derjenige, der blind andere Kulturen verherrlicht, gehört nicht dazu. Kritische Italiener sind übrigens ganz und gar nicht italophil, schon in besseren Jahren behaupteten sie, Italien sei "metà giardino, metà galera", halb Garten, halb Gefängnis. Es geht auch nicht darum, Bewertungen einzubetonieren. Die Geschichte wandelt sich und vielleicht

ist ja in ein paar Jahren alles ganz anders. Postmoderner Kultur-Relativismus? Im Gegenteil: um solche Veränderungen zu erkennen, braucht man einen Maßstab, der eben nicht in sozio-historischen Kontexten variabel ist, sondern die Kritik bestehender Verhältnisse ermöglicht, gleich wo diese angesiedelt sind.

1. (Erdheim M. (1988). Zur Ethnopschoanalyse von Exotismus und Xenophobie. In ders.: Die Psychoanalyse und das Unbewußte in der Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 261.)

# "Unreines Blut soll unsere Ackerfurchen tränken ..."\*

## Essay über die Kultur der

## Ausländer im lothringischen Kohlebecken

Von Hervé Atamaniuk

Mein Aufsatz könnte beginnen wie das Gedicht von Jacques Prévert: "Zwei und zwei sind vier, vier und vier acht, acht und acht sind sechzehn ...", denn es ist eine Tatsache, daß man, bevor man das Individuum überhaupt ansieht, sich um die Anzahl der Individuen Sorgen macht. So fragt man gemeinhin: "Wieviele Ausländer leben in diesem Land" und niemals "Was für Menschen sind diese Ausländer?" Die Frage nach der Anzahl ist ärgerlich, denn sie hat ihre Wurzeln im Argwohn. Eine Zahl ist dazu da, zu messen, zu multiplizieren, zu subtrahieren. Eine Zahl dient dazu, etwas zu widerlegen, zu beweisen und auszuschließen. Die Zahl steht im Zentrum unseres Wissens über die Ausländer, wo eine Zahl an sich doch gar nichts besagt. Sie ist nur ein Schatten. Wie in den Propagandaplakaten aus einer anderen Zeit, die jetzt wieder auftauchen, ist die Zahl eine Silhouette, einfach eine statistische Kolonne, ein Drittel vom Käse, eine Graphik, eine verfälschende Darstellung der Wirklichkeit. Man sollte auch nicht wie Le Pen sagen: "Es gibt mehr als 4 Millionen Ausländer in Frankreich.", sondern man sollte sagen: "In meinem Mietshaus lebt ein türkisches Ehepaar". Die Feststellung – ich kenne persönlich einen Ausländer – befähigt am ehesten zum Dialog. Sie erlaubt mir nämlich, im weiteren festzustellen: "Ich weiß, daß sie Türken sind, weil sie sich anders kleiden als ich. Sie ziehen sich sommers wie winters gleich an. Man könnte meinen, ihnen sei immer kalt."

Und trotzdem präsentieren uns unsere Gesellschaft, unsere Sozialwissenschaften, die mit immensen Kosten durch die Studien, die die Medien in Auftrag geben, ergänzt werden, nur einen Horizont, der aus Zahlen, Untersuchungsergebnissen, Jahrbüchern und wirtschaftlichen Daten besteht. So erscheint uns die Welt in große Sphären zerschnitten, von denen jede ihre eigene Population hat. Es gibt die Sphäre der Vorstadt, die der Arbeitslosigkeit, die der Arbeit, der Kultur und die der Immigration ... Keine Brücke verbindet sie miteinander, und es kann keine Kommunikation hergestellt werden. Und so leben wir auf uns selbst zurückgezogen. Wir lassen uns täglich berieseln von einer trüben Informationsbrühe und werden einander immer fremder und ebenso den Sphären, die uns umgeben. Aus diesen Gründen wird mir immer deutlicher, daß die Aufgabe der

"action culturelle" nur die sein kann, diese Parzellierung, diese Zerstückelung der Welt in kleinste Scheibchen aufzuheben. Wir müssen dieser Konzeption einer Gesellschaft entgegenwirken, indem wir Brücken schlagen, Orte und Möglichkeiten der Begegnung schaffen, die sich über die Kulturen definieren. Aus diesen Überlegungen heraus habe ich meinen Aufsatz über die Immigration im lothringischen Kohlebecken niedergeschrieben. Ausgehend vom allgemeinen will ich zum besonderen kommen und zeigen, was das Anliegen unserer Aktion ist.

## Das Kohleland

Das lothringische Kohlebecken ist eine Region, die traditionell von einer Monostruktur, dem Kohlebergbau, geprägt ist. Dieses 'schwarze Land' oder 'Kohleland' ist im übrigen Frankreich kaum bekannt bzw. wird ignoriert. Seine Grenzlage, "so ganz an den Rücken Deutschlands gepreßt" – wie Louis Arti singt –, und der industrielle Charakter haben sehr zu seiner Isolierung beigetragen. Es ist interessant, festzustellen, daß das Kohleland durch sehr präzise Grenzen vom Rest des Departement Moselle, zu dem es gehört, abgetrennt ist. So beschreiben etwa die Einwohner von Saargemünd, das nur 15 km von Forbach entfernt ist, das Kohlebecken als eine "schwarze Gegend mit vielen Immigranten". Am Sonntagnachmittag fahren gutgelaunte Saargemünder in ihren Autos durch die Industriesiedlungen von Behren und Farebersviller, neugierig und erschrocken zugleich. Sie haben, ohne sich selbst darüber im klaren zu sein, den Industrietourismus erfunden. Diese Abgrenzung zum südwestlichen Plateau um Saargemünd gilt ebenso für die anderen Hochebenen, die von Faulquemont im Süden und die von Boulay im Osten.

Dieser Ruf als hartes Land, als schwarze Region, so überholt er auch sein mag, verdient einiges an erhellenden Erklärungen. Wenn es richtig ist, zu sagen, daß sich in diesem Industriebecken eine buntgemischte und arbeitsame Bevölkerung zusammengefunden hat, so ist es dennoch falsch, anzunehmen, daß diese Bevölkerung ein homogenes Ganzes darstellt. Die Ansiedlung der Bergleute im Kohlebecken geschah in drei großen Phasen. Einer ersten,

die mit dem Beginn des Kohleabbaus zusammenfällt, einer zweiten in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und schließlich der dritten, die in der jüngeren Vergangenheit liegt.

## Die Anfänge

Der Kohleabbau in Lothringen begann 1856. Er wird im Vergleich zum Ruhrgebiet und zum Saarland immer von untergeordneter Bedeutung sein. Der Bergbau kam in seinen Anfängen mit der lokalen Bevölkerung als Arbeitskräften aus. Die ersten Bergleute rekrutierten sich aus der ländlichen Bevölkerung. Die Einrichtung der Eisenbahn, des berühmten 'Gauzuges' erlaubte es ihnen, täglich von den Dörfern zu den Schächten zu fahren. Die Grubenverwaltung versuchte nun sehr rasch, diese ländlich-industrielle Bevölkerung in der Nähe der Schächte anzusiedeln. Charles de Wendel – beeinflusst von den Ideen englischer Utopisten wie Robert Owen und deren Vorstellungen von idealen Wohnstätten – ließ die ersten Gartensiedlungen in Stiring (1853) und später in Klein-Rosseln (1856) nahe dem Schacht Saint-Charles erbauen.



## Die Zeit zwischen den Kriegen

Am Ende des Jahrhunderts zwingen die hohen Preise des Ruhrkokes die Eisenindustrie dazu, sich auf die lothringische Kohle zurückzubedenken. Mit 3,9 Millionen Tonnen Steinkohle (1913) blieb Lothringen jedoch weit hinter dem Saarland, das 14 Millionen Tonnen förderte, zurück. In der Zwischen-

kriegszeit gab es einen Aufschwung des Bergbaus und eine Weiterentwicklung der Abbaumethoden. Zahlreiche Bergarbeitersiedlungen wurden zu dieser Zeit gegründet, um dem starken Bevölkerungszustrom aus Osteuropa (aus Polen, der Ukraine, der Tschechoslowakei und Jugoslawien) gerecht werden zu können. So entstanden um die Schächte von Freyming und von Merlebach herum eine ganze Anzahl von Gartensiedlungen nach dem gleichen Modell. Zur Cité Hochwald, 1914 im Nordteil des Straßendorfes Freyming erbaut, kamen Sainte-Barbe (1927), Cuvelette (1928) und Reumaux (1926).

Die Raumaufteilung innerhalb der Gartensiedlung ist charakteristisch für einen ganz eigenartigen Zusammenhang der ländlichen mit der städtischen Lebensweise. Diese Struktur hängt zusammen mit der besonderen Organisation der Siedlung, die gegenüber der Stadt (hier gegenüber dem Ursprungsdorf) autonom ist. So treffen alsbald zwei Welten aufeinander: die des Dorfes und die der 'Kolonie' und es richten sich regelrechte Mauern auf zwischen diesen beiden Lebenswelten. Diese sind umso deutlicher spürbar, wenn die Siedlungen direkt in die Ortschaften hineingebaut wurden. Eheschließungen zwischen 'Kolonischn' und Dorfleuten werden gerade noch toleriert. Die neuen Emigranten sehen sich so gleichzeitig vor Probleme der Integration und der Akkulturation gestellt. Das Lothringer Platt, francique genannt, die Sprache der Gruben, gewinnt schnell die Oberhand, die Dialekte und die anderen Sprachen werden nur noch zu Hause oder in den Vereinen gesprochen, etwa im polnischen Kreis, in der slowenischen katholischen Mission ... Es fällt auf, daß die französische Sprache im lothringischen Kohlebecken einen ganz besonderen Status hat. Sie ist die Sprache der Grubenverwaltung, deren Direktoren und leitende Angestellte aus dem Innern Frankreichs kommen. Im Gegensatz dazu ist das Lothringer Platt die Sprache der Bergleute und das Französische erscheint als Sprache des sozialen Aufstiegs. Nach dem zweiten Weltkrieg ist das Französische die Sprache der 'Sieger', während das francique als germanophoner Dialekt an die Vergangenheit erinnert, die es – koste es was es wolle – auszulöschen gilt, um eine stabile soziale und kulturelle Vereinigung mit dem übrigen Frankreich sicherzustellen. So erlebt die erste Generation von

Einwanderern nach Lothringen, die schon ihre Muttersprache aufgegeben hat, um sich an die Sprache und Kultur des *francique* anzupassen, erneut eine Identitätskrise.

## Die jüngere Vergangenheit

Direkt nach dem Zweiten Weltkrieg werden die lothringischen Kohlegruben verstaatlicht. Es ist die Epoche (manche nennen sie Epos) der Schlacht um die Kohle. Frankreich hat dringenden Bedarf an Energie und der Wiederaufbau geschieht auf den Grundlagen der Bergbauindustrie. Die Förderung wird von 6 Millionen Tonnen (1948) auf mehr als 15 Millionen Tonnen (1959) gesteigert. Um den nach dem Kriege herrschenden Arbeitskräftemangel auszugleichen, ziehen die Grubenverwaltungen neue Arbeiter ins Kohlebecken: Sarden, Sizilianer, Algerier, Marokkaner folgen in der Region aufeinander. Um die Wohnungsprobleme zu lösen und die Entstehung von Barackensiedlungen zu verhindern, baut man, inspiriert durch die Entwürfe von Le Corbusier, sogenannte *'cités radieuses'* in Farebersviller, Behren-les-Forbach, Folschviller, Freyming, Hombourg-Haut, Rouhling – alle nach dem gleichen Modell. Diese Siedlungen, in denen eine große Zahl von Menschen auf engstem Raum zusammenlebt, jeweils in der Nähe des Ursprungsdorfes, werden in den 50er Jahren gebaut. Entgegen dem ursprünglichen Anspruch wurden kulturelle und soziale Einrichtungen (Schulen, Kulturzentren ...) nicht in ausreichendem Maße integriert.

Das heißt, man baute nach dem zur damaligen Zeit in Frankreich allgemein üblichen Modell und völlig übereilt genau die Schlafstädte, die nach wenigen Jahren zu den für sie typischen Problemen führten. Denn im Zentrum dieser sukzessiven Ansiedlungsstrategie gibt es einen grundsätzlichen Planungsfehler, ein Problem, das nicht das der Industriellen ist und das erst dann zum Problem für die Politik wird, wenn die Situation ausweglos ist.

**Sagt nicht mehr 'lothringisches Kohlebecken', sagt 'Ostmoselland'.**

Das lothringische Kohlebecken ist eine komplexe Region mit einer wechselvollen Vergangenheit und

einer ungewissen Zukunft. Dieses Gebiet mit industrieller Monostruktur und hoher Immigrationsrate hat in 100 Jahren fünfmal die Nationalität gewechselt. Es ist für Frankreich ein Niemandland. Im schlimmsten Falle ist es Klein-Sibirien, im besten Falle wird es als ein Teil von Deutschland angesehen. Die Frage, die diese Region wie ein Leitmotiv begleitet, ist die der kulturellen Identität. Für den Lothringer, der jedes Ende eines Krieges in der Gefangenenuniform erleben mußte, wie für den jungen Arbeitslosen ist die Frage "Wer bin ich?" die zentrale Frage. Wer diese Komponente in ihrer unendlichen Komplexität nicht kennt, kann die Geschichte dieser Region nicht verstehen ... Denn schließlich verbergen sich hinter den Klischees der *'kulturellen Wüste'*, des *'Klein-Sibirien'*, des *'schwarzen Landes'* eine menschliche Realität und individuelle Lebensläufe. Um dies zu begreifen, genügt es schon im Telefonbuch des Departement Moselle zu blättern, um diese Zusammenballung von Müllers, Biancos, Abdessalhems und Mikowskis zu entdecken.



Aber außer dieser Feststellung kann man sich nur eine Vorstellung von der sozialen und kulturellen Wirklichkeit im Kohlebecken verschaffen, wenn man bereit ist, die Bekanntschaft seiner Einwohner zu machen. Genau das tun die Mitarbeiter der *'action culturelle du Bassin Houiller'*. Und wenn wir die Tür zu einer Mietskaserne aufstoßen, einen Schluck am Küchentisch trinken, dann entdecken wir, daß die Immigration keine Ähnlichkeit mit den Klischees und den Vorurteilen hat, die in den Medien solches Aufsehen erregen. Man merkt plötzlich, daß jede Unterhaltung den Blick auf ein komplexes Schicksal

und eine einzigartige Geschichte eröffnet. Es wird auch die Lage der jungen Leute klar, der Immigranten der zweiten Generation, die allzu oft festgelegt werden auf ihren Status als die Generation mit den größten Problemen. Die jungen Leute aus Behren lehnen sich gegen ihre Väter auf, sie erzählen vom Ramadan und vom Rap. Von Algerien und von ihrer Siedlung. Sie sagen, daß sie keine Kaffbewohner ('bled') mehr sind, daß sie weder aus Oran noch aus Algier kommen, weder aus Frankreich noch aus Deutschland. Sie sind Bewohner der Siedlung. Wenn man sich die Zeit nimmt, den Worten dieser Menschen, die von jeglicher Kultur ausgeschlossen sind, zu lauschen, denjenigen, die in den Statistiken des französischen Kulturministeriums unter der Rubrik 'nicht-öffentlich' erscheinen, so entdeckt man die zweite Seite der Kultur, die der mündlich überlieferten, der lebendigen Kultur, die so oft abgelehnt und verachtet wird und keinen Ruf genießt, weil sie nicht den sakrosankten Ansprüchen eines elitären Kulturbewußtseins entspricht. Und dabei stellt diese mündlich überlieferte Kultur das einzige kulturelle Erbe der Benachteiligten dar, die einzige Identifikationsmöglichkeit für diese Bevölkerungsschichten. Und dieses kulturelle Erbe strukturiert eine zusammenhängende Welt, die die schäbigen Bilder der Vorstadt, der Immigranten als Wurzel allen Übels, die Gewalttätigkeit in den Städten und die Vorstellungen der gesitteten Gesellschaft weit hinter sich läßt.

Diese Welt besteht aus sich kreuzenden Wegen und Schicksalen, aus denen die kollektive Geschichte des Kohlebeckens gewoben ist. Sie ist die Quelle von Freude und Gaunerei, Quelle der Sprache und der Einfachheit und ergibt für uns ein reiches, vielfältiges, einzigartiges und von Toleranz geprägtes Bewußtsein. Und wenn wir diese Schicksale aufnehmen und in ihren wunderlichen Verschlingungen vergleichen, so erkennen wir, daß sie sich über mehrere Kontinente verbreiten in einer Konstellation von Schicksalen, durch die sich das Kreuzen der Wege und die Begegnung wie ein Leitmotiv hindurchziehen.

Aber darüberhinaus muß man sich an einem entscheidenden Wendepunkt unserer Geschichte, nämlich dem Punkt, an dem die Industrie, die diese Welt

der Siedlungen hervorgebracht hat, am Sterben ist, mehr als je zuvor nach der Zukunft fragen ... Nicht nur nach der ökonomischen Zukunft dieser Bevölkerung, die ehemals Einwanderer waren, sondern nach der kulturellen und sozialen Zukunft der Bewohner des Kohlebeckens. Wenn man die politischen Verantwortlichen auf lokaler, regionaler und gar nationaler Ebene hört, so muß eine Änderung zwingend mit einer Änderung des Images des Kohlebeckens einhergehen. So ist ihnen nichts Besseres eingefallen als das 'lothringische Kohlebecken' in 'Ostmoselland' umzutaufern.

So haben – ohne ein Zutun der betroffenen Bevölkerung – 'Kommunikationsspezialisten' an ihren Computern beschlossen, daß die Geschichte des Kohlebeckens zu Ende sei. Sie wollten einfach das Image des Kohlelandes, wo es ihrer Meinung nach zu viele rote und schwarze Flecken gibt, loswerden. Dieser symbolische Akt der Namensänderung kann uns nicht gleichgültig sein. Zu sehr erinnert er an eine schmerzhaft Tradition in diesem Grenzgebiet, wo jeder Wechsel des Namens mit einem Identitätsverlust einherging. Zu einer Zeit, in der die Diskussion um 'le droit du sol' und 'le droit du sang' erneut die Gemüter erregt, ist es wichtig, sich über den Stellenwert der Wohnbevölkerung bei dieser tiefgreifenden Änderung klar zu werden. Welcher Raum wird für diese unterschiedlichen Kulturen, die bis heute kaum Wohnrecht genießen, vor dem Hintergrund der nationalen Einheit übrigbleiben? Zu Zeiten, zu denen sich ein und dieselbe Musik mit größter Geschwindigkeit über den ganzen Planeten verbreitet, während Onkel Big-Mac im Ofen schmort, scheint es mir wichtiger denn je, sich auf den Einzelnen, das Besondere, die Unterschiedlichkeit zu besinnen. In einem Augenblick, wo die Ideologien in sich zusammenfallen, jahrhundertealtes Wissen untergeht, ist es wichtig, den Tausenden von Leuten im Kohlebecken, die von der offiziellen Kultur ausgeschlossen sind, Gehör zu verschaffen. Es geht auch um ihre Zukunft. Den Ausländern, die wir alle sind, das Wort zu erteilen, wird die einzige Möglichkeit sein, die Phantasie zu mobilisieren.

\*) Aus der Marseillaise (1792)

# Lokale Integration und Nationale Identität

## Eine kulturalanthropologische Recherche - Reportagen aus Metz und Luxemburg

Wie funktioniert multikulturelle Praxis in verschiedenen europäischen Ländern vor dem Hintergrund unterschiedlicher Vorstellungen von nationaler Identität?

Im Rahmen einer Untersuchung erfuhren Frankfurter Kulturalanthropologen Mitte der 80er Jahre, wie die französisch-deutsche Grenze jenseits politischer Konzepte die Erfahrungen und das Miteinander von Saarländern und Lothringern - also den Fremden auf der jeweils anderen Seite - prägen: Die Grenze existierte allen politischen Bekundungen zum Trotz in den Köpfen der Menschen weiter und prägte den Umgang miteinander. Die in Hochglanz-Broschüren skizzierte "grenzenlose" Euroregion Saar-Lor-Lux wählten wir nun - zehn Jahre später - als Untersuchungsraum für unsere Frage nach dem Umgang mit den "eigenen Fremden": Hat die Idee dieser Euroregion auch zur Herausbildung eines interkulturellen Miteinanders geführt oder einzig die Wahrnehmung der Nachbarn, der Luxemburger, Lothringer und Saarländer verändert?

Eine studentische Forschungsgruppe unter Leitung von Heinz Schilling recherchierte über den Zeitraum von einer Woche in Metz, Luxemburg und Saarbrücken das Miteinander von In- und Ausländern. Wir näherten uns dem Untersuchungsgegenstand in eher journalistischer Manier: "nosing around" hieß das Motto. Ohne detaillierte Kenntnisse der Gegebenheiten vor Ort, setzten wir auf die Erfahrung des "ersten Blicks". In diesem Sinne sind auch die folgenden Reportagen aus Metz und Luxemburg zu verstehen: Sie beschreiben unsere Erfahrungen des Umgangs mit Fremden, Formen eines Miteinanders oder von Grenzziehungen. Wir waren selbst Fremde und mußten uns erst mit den formalen wie informalen Strukturen in Metz und Luxemburg vertraut machen. Im Hinterkopf hatten wir Begriffe wie Integration, Assimilation, Multikultur, Interkulturalität und Ghettoisierung, für die wir Anzeichen abseits der spezifischen Einwanderungsdiskurse in Frankreich und Luxemburg, nämlich im lokalen Raum, entdecken wollten. Auf der lokalen Verwaltungsebene fragten wir unsere Gesprächspartner nach Konzepten "ausländerbezogener" Stadtpolitik, die wir vor dem Hintergrund nationaler Identitätskonzepte zu verstehen versuchten. Zudem besuchten wir "interkulturelle" Institutionen, nahmen an Veranstaltungen teil, befragten Menschen auf der Straße, ließen sie uns ihre Stadtviertel zeigen.

**Beatrice Ploch**

## Nationale Identität - lokale Integration in Metz

Von Margit Hübner

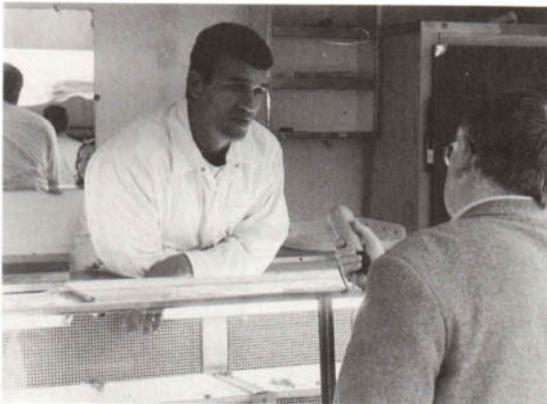
*"... nirgendwo ist man besser Fremder als in Frankreich. Da ihr unwiderruflich anders und unakzeptiert bleibt, seid ihr Faszinationsobjekt: Man bemerkt euch, man spricht über euch, man haßt oder bewundert euch, vielleicht beides zugleich. Jedenfalls seid ihr kein banales und belangloses Phänomen, seid nicht Herr oder Frau Jedermann. Ihr seid ein Problem, ein Begehren: positiv oder negativ, niemals neutral."*<sup>1</sup>

'Fremder' und 'besser' provozieren, weil sie das Ergebnis eines Vergleichs sind.

Wir haben bei unseren Recherchen im Herbst 1993 auch oft einen vergleichenden Blick gehabt, jedoch war unser Ziel, mehr hinzuschauen und zu beschreiben als zu werten. Dazu gehört auch die Beschreibung unserer eigenen Position: Wir sind eine Gruppe von fünf Studenten und eines Lehrenden der Uni Frankfurt. Wir fahren nach Metz, weil diese

Stadt unser 'Feld' für die Frage nach dem Umgang eines Landes mit seinen Fremden ist. Genauer gesagt: wir wollen erfahren, welche Rolle 'Nationale Identität' und 'Lokale Integration' für Fremde in dieser Stadt spielen.

Wir fahren über die 'Grenze' mit ihren verlassenem Grenzposten. Wir merken jedoch bald: Wir selbst sind Fremde in Frankreich. Fremd auf Zeit, für eine Woche. Es wird uns in den Gesprächen klar, die wir mit Franzosen, mit Immigrés, mit Offiziellen und weniger Offiziellen auf der Straße, auf dem Markt, in Wohnvierteln, vor der Schule oder in Amtsstuben führen.



Metz, für uns ist es die erste größere französische Stadt nach Saarbrücken, für viele Franzosen ist es schon eher eine deutsche Stadt. Die Pariser gucken 'hochnäsig', heißt es. Nur vergessen sie zum Beispiel, daß der Eiffelturm aus lothringischem Stahl gebaut wurde. Die Metzger selbst sind Lothringer und sie sind Franzosen. Aber wenn sie von Frankreich sprechen, dann nennen sie es auch schon mal 'Innerfrankreich'. Blickrichtungen.

Metz, die 'Mirabellenstadt', ist Hauptstadt des Départements Moselle und der Region Lorraine und war in den Jahren von 1870-1918 und von 1940-1944 vom deutschen Reich annektiert. Noch heute sind diese Grenzverschiebungen und -irritationen in Identitätszuschreibungen und -beschreibungen spürbar. Welche Begriffe aus welchen Zeiten soll man verwenden? - "... ich selbst bin Lothringer, meine Eltern, die waren Elsässer, meine Großeltern,

wie kann ich das sagen, na wissen's von 1870 bis 1918 waren wir ja deutsch".

## Integration 'à la française'

Das französische Modell der Integration ist maßgeblich national orientiert, mit Blick auf das große Ganze, das sich aus Individuen zusammensetzt. Die französische Staatsbürgerschaft ist ein Willensakt, ein zwischen Bürger und Nation geschlossener Vertrag - Frankreich sieht sich als eine Willens- und Vertragsgemeinschaft.

Frankreich, das ist aber auch die 'eine und unteilbare' Republik, die laizistische Republik, und die Staatsnation - Elemente der nationalen Identität, die Ausgangspunkte für eine staatliche Integrationspolitik darstellen:

Es wird eine Beteiligung an der übergeordneten nationalen Gemeinschaft gefordert. Dies in Abgrenzung zur Anerkennungspraxis von ethnischen Gemeinschaften wie in den Niederlanden oder in Großbritannien. Das Diktum des Laizismus verteidigt die *volonté générale* des Staates gegenüber religiös motivierten Partikularinteressen. Die Staatsnation konstituiert sich aus den Staatsbürgern. Die Staatsbürgerschaft ermöglicht über den Erwerb der Bürgerrechte die Teilhabe und Teilnahme an der nationalen Gemeinschaft mit den universellen Leitideen der Revolution *liberté, égalité, fraternité*..

Doch bevor es zur Frage der Staatsbürgerschaft kommt, entscheidet ein kompliziertes Regelwerk des 'titre de séjour' über den Status des geregelten Aufenthaltes oder den des 'clandestin'. Die Vorstellungen einer multikulturellen Gesellschaft sind mit der Staatsräson nicht kompatibel.

'L'Express' veröffentlichte im September '93 ein 'dossier d'immigration' mit Fakten und Meinungen. Die Zahl der in der 'république française' lebenden Ausländer bleibe mit 3,6 Mio. stabil, während die Zahl der Immigranten, 4,2 Mio. im Jahre 1990, bei einer Gesamtbevölkerung von 56,6 Mio. steige. Zur Zeit entspricht die Zahl der Einwanderer (ca. 100.000 jährlich) der Zahl der neu erworbenen Staatsbürgerschaften. Seit 1987 wird ein 'Boom des

naturalisations' registriert. Im Jahre 1992 kommen 41,7% (Anfang 80er Jahre 15%) der 'neuen Franzosen' aus dem Maghreb, während 13,9% (Anfang der 80er Jahre 40,5%) Italien, Spanien und Portugal als Herkunftsländer nennen.<sup>2</sup>

Diese Zahlenverhältnisse drücken sich auf allen Ebenen unserer Befragungen durch eine Polarisierung, mindestens aber eine gegenüberstellende Betrachtung, zwischen maghrebischen Einwanderern einerseits und südeuropäisch-katholischen Immigranten andererseits aus.

## Metz und seine Fremden

In Metz werden wir zunächst auf eine Immigrantentradition hingewiesen: Lothringen - 'wir waren immer eine Gegend, die die Fremden hier empfangen haben.' Kohle- und Stahlindustrie schufen einmal viele Arbeitsplätze für viele. Es kamen Italiener, dann Polen und später Afrikaner, wie uns der Maire-adjoint de la culture, M. Tritschler, erklärt. Es soll uns signalisieren: Das ging gut. Man hat Erfahrung im Umgang mit Fremden.

Doch wie war, wie ist dieser Umgang? Welches Bild hat man dabei von dem Fremden? In der Stadt Metz mit einer Einwohnerzahl von ca. 165.000 leben ca. 18.000 Menschen, die eine andere Nationalität haben als die französische. Im Rathaus erläutert man uns, daß alle 'ihre' Kultur haben, die nicht erst aufgebaut werden müsse. Die Italiener zum Beispiel veranstalten in Metz 'ihr' Filmfestival. 'Auch die Türken haben ihre Kultur'. Was ist hier mit Kultur gemeint? Jeder hat 'seine' Kultur. Multikulturelle Praxis? Koexistenz?

Als Beispiel für ein gemeinschaftliches kulturelles Leben wird berichtet: Bei der großen Prozession am 15. August jeden Jahres sind Tausende von Katholiken in der Kathedrale - 'da haben wir alle Delegationen mit ihren Kostümen'. Gemeint sind Italiener, Portugiesen, Spanier, Vietnamesen. Alle sind katholisch. Es gibt ein Integral: Es heißt katholisch-universalistisch. Das 'Andere' wird Kostüm, ist Folklore. Folklore wird häufig als Synonym für Kultur gebraucht und ist deshalb auch oft mißverständ-

lich bei unserer Frage nach Multikultur. 'Le Républicain Lorrain' spielt hier keine unwichtige Rolle: viele Kostüm-Fotos und das Wort 'folklore' gehört zum wiederkehrenden Vokabular. Das von dieser Zeitung präsentierte Bild des Fremden in Metz ist ein folklorisiertes Bild. Hülle. Kostüm. Der Inhalt bleibt leer.

Ein Besuch in der Diözese bei M. Müller, 'vicaire général chargé des migrants' macht das Modell 'katholisch-universalistisch' deutlich. Das System der personalen Pfarreien (paroisse personnelle) ermöglichte zahlreiche 'nationale' Kirchengemeinden, die Messen in ihren jeweiligen Landessprachen halten. Seit wenigen Jahren findet jährlich ein 'journée



d'immigration' statt. Auf dem Programm steht ein gemeinsamer Gottesdienst und im Anschluß treffen sich die verschiedenen 'paroisses' beim Verzehr nationaler Spezialitäten. Die Kirche unterscheidet Assimilation und Integration. Selbst Naturalisierte wollten nicht assimiliert werden. Integration steht für die Übernahme der Rechte und Pflichten als zivile Personen bei kultureller Selbständigkeit. Bis hier folgt die Kirche in Frankreich noch ganz dem Diktum ihrer Trennung vom Staat im Sinne von 'vie de citoyen' und 'vie privé', das bestimmte kulturelle Ausprägungen in den privat-individuellen Bereich verweist und damit dem öffentlichen Raum entzieht.

Die Kirche übt Kritik an den Veränderungen des Code de la nationalité, 'la loi Pasqua'. Der Bischof schrieb einen Brief. Das Gesetz mache die Ausländer zum Sündenbock. 'L'accueil' gehört zum Evangelium. Die katholische Kirche ist offen für die

Ganzheit (holos), d. h. für jeden 'paroissien', den Wanderer. In der Konsequenz steht die Forderung des 'accueil' für alle Ausländer. Zwei universalistische Konzepte geraten in Konflikt - ein national orientiertes, die Staatsnation bildet das Dach, und ein international-katholisch orientiertes, das die christliche Gemeinschaft als das große Ganze denkt.

Mit der Existenz muslimischer Migranten konfrontiert, ist die Reaktion verhaltener. Es wird als 'Faktum' bestätigt. Seit ca. zehn Jahren sei ein 'réveil de l'islam' zu beobachten. In Metz gebe es eine Moschee, eine 'prière'. Die Zusammenarbeit mit dem Service relation d'islam (SRI), wenn auch nicht im Sinne des ökumenischen Dialogs, wird erwähnt. Der Islam stellt mit vier Mio. Muslimen die zweitgrößte Religion in Frankreich. Angesichts der zunehmenden Forderungen der Muslime nach mehr gesellschaftlichen Gestaltungsmöglichkeiten als islamische Gemeinschaft propagiert auch die katholische Kirche das Modell der individuellen Integration, welches zum gemeinsamen Nenner wird, auf den sich Staat und Kirche seit langem eingespielt haben.

Der Fremde wird akzeptiert, wenn er sich 'universalistisch' orientiert und sich damit als integrationsfähig erweist. Der Fremde, der dem etwas entgegensetzen hat, wird dem Universalisten zum Problem. Ein universalistisches Konzept erfordert das Individuum, nicht die Gruppe oder die Gemeinschaft.

Wir sind auf die Straße, vor eine Schule und auf Märkte gegangen, um Eindrücke von Menschen zu gewinnen, die in ihrem Alltag unterwegs sind. Wir wollen z. B. wissen, wie sich diese Menschen zu den Gesetzen Pasquas äußern. Oder auch, was Fremde über Fremde denken. Seit 45 Jahren in Frankreich, seit 35 Jahren in Metz, und dennoch fühlt sich eine Frau, "tzigane d'origine Allemande", weder dem Land noch der Stadt verbunden. "J'ai toujours le sang quand-même". Ihre Kinder, sagt sie, fühlen sich wohl, sie haben dieses Problem nicht. "Moi, je suis intégré" weiß ein Maurer "d'origine italien". Das treffe nicht auf alle zu. Er aber habe eine "familie française". Ein Problem sei der Arbeitsmangel. Doch in Luxemburg hat er trotz der Fahrerei noch

einen guten Job in der Baubranche gefunden. Dort arbeitet er gemeinsam mit Belgiern, Portugiesen, Luxemburgern, Deutschen, Polen... Mit der Verständigung falle es manchmal nicht leicht "mais il faut faire avec". Schließlich: "Ça fait l'europe unie". Privat jedoch lebe jeder sein eigenes Leben. Ein senegalesischer Verkäufer sieht für sich in Frankreich gute Möglichkeiten zu arbeiten und nach 15 Jahren in diesem Land fühlt er sich auch etwas als Franzose. Über Weihnachten fährt er in den Senegal. Genau er ist derjenige über den ein Franzose 'd'origine italien' zu berichten weiß, daß er bloß für sechs Monate käme, um Geld abzuzocken und dann in seinem Land ein angenehmes Leben zu führen, währenddessen er selbst in dem Land bleibe, in dem er arbeitet und sein Geld verdient.



"La loi Pasqua?" Man ist skeptisch. Dennoch, das Argument der 'clandestins' zieht. Eine Einwanderungskontrolle wird von vielen begrüßt. Man will verhindern, daß zusätzliche Immigrés auf den Arbeitsmarkt stoßen, und daß 'clandestins' die bisher erhaltenen Rechte zunichte machen. Ein Journalist erzählt uns dazu: Immigrés mit französischem Paß wählen auf lokaler Ebene zu 72% sozialistisch und auf nationaler Ebene zu 62% Le Pen. Selbstschutz an zwei Fronten?

## Borny : "C'est dure" - "C'est très cosmopolite"

Immer wieder stoßen wir bei Gesprächen auf die Namen von Wohnvierteln, in denen viele Ausländer wohnen. Die Sicht aus der Stadt: Die Fremden haben einen Platz in der Peripherie von Metz. Borny. Woippy. Metz-Nord. Wir wissen, daß auch im Stadtzentrum viele Immigranten wohnen.

Der Umgang mit diesen Vor-Orten scheint heikel. Als 'quartier à problèmes' und 'quartier dangereux' sind sie vor allem sozialer Brennpunkt. In vielen Köpfen entstehen die von den Medien immer wieder verbreiteten Bilder der brennenden 'banlieues'. Barrikaden, Schießereien zwischen Polizisten und jugendlichen Immigranten, brennende Autos... Es ist dieses Bild, das man kennt. Wenige kennen z.B. Borny aus eigener Anschauung. Aber man weiß, daß die Stadt dort viel tut - 'animation sociale' und Fassadenverschönerung. Eine kritische Stimme dazu: "C'est pour ça, les hommes politiques font beaucoup dans ces quartiers, parce qu'il y a des médias".

Vor Ort. Borny. Ein Wohnviertel, in dem ca. 18-20.000 Menschen wohnen, der Anteil ausländischer Bewohner liegt bei 25 %. Eine Lehrerin erklärt uns die Struktur des Viertels: Es gibt ein altes Borny, einige Wohnblocks mit kleinen Pavillons, Einfamilienhäuser. Sie nennt es 'Borny chic'. Und es gibt die Wohnblocks mit mehrstöckigen Häusern, gebaut in der Schnell-Architektur der 60er und 70er Jahre. Monotone Fensterfassaden. Vor einem einzelnen Fenster zwei Blumenkästen. Vermalte und zerkratzte Treppenhäuser. Nackt und kalt. 'Borny choc'.

Borny hat seinen eigenen Markt. Ein marokkanischer Metzger hat an diesem Tag schon alles verkauft, obwohl die Geschäfte zur Zeit weniger gut laufen. Er führt eine 'boucherie' in der Stadtmitte, er ist erfolgreich. Bisher hat er es abgelehnt, die französische Staatsbürgerschaft zu beantragen. Ich bin Marokkaner, sagt er, und möchte in Frankreich leben. Über das Viertel erzählt er, daß die Menschen gut miteinander auskommen, es gibt keine großen Probleme, außer daß den Leuten finanziell der Schuh drückt. Jeder mache hier mit jedem sein Ge-

schäft. Nur die Türken, die wollten unter sich bleiben. So ähnlich formulierte man es auch in der 'mairie'. Die Türken wollten eigene Fußballmannschaften und eigene Ballplätze. Eine Gruppe mit eigenen Interessen wird wahrgenommen und markiert.

Wir interviewen Jugendliche, die einen Fußweg vom Lycée Robert Schumann nach Borny entlangkommen. Drei Mädchen bleiben auf unser Ansprechen hin stehen. Sie sind in Algerien geboren. Seit 15 Jahren leben sie in Frankreich, seit kurzem in Borny. Mit dem 'environnement' Bornys ist man überhaupt nicht einverstanden. Schmutzig, trostlos, zu eng, weder Beschäftigungs- noch Freizeitmöglichkeiten. Vor allem für die Kinder ist es schlimm, sagen sie. "Cette même race dans un même quartier..." - wir haken nach. Es scheinen die Enge und die Trostlosigkeit zu sein, die zu dieser Äußerung führen.

Fühlen sie sich als 'Messines'? Ja. 'Messine' sein steht hier jedoch nicht für die Stadt Metz. 'Messine' sein heißt Französin sein. "Parce que, même si que je ne suis pas d'origine française, on sent quand même français. Pour moi, c'est mon pays, puis bon, l'Algérie, c'est deuxième état." Klar, sie wollen auch die 'naturalisation'. Mit den Eltern gibt es deswegen kein Problem, man möchte zu den modernen Arabern gehören. Wir fragen nach ihrer Religion. Unmißverständlich wird die Abgrenzung gegenüber Fundamentalisten der algerischen FIS gemacht. Die muslimische Religion praktizieren sie 'à moitié': Man glaubt. Der Ramadan wird eingehalten. Jedoch das regelmäßige Beten, "tout ça, non". Thema 'Schleier'. Die Antwort ist erregt: "Voilà! On arrive toujours à ça". Und schließlich: "On est islamiste mais sans être fanatique". - "Donc - islam à la française?" - "Ça, c'est ce qu'on est. Voilà!" Es wird hinzugefügt: Männer und Frauen sind gleich. Der Terminus 'islam à la française' ist hier wahrscheinlich nicht so reflektiert gemeint, wie es manche Theoretiker vor dem Hintergrund des Imperativs des laizistischen Staates sehen, aber in seiner spontanen Bejahung steckt die Überzeugung einer eigenen Identität.

Wir ahnen nun die erhitzte Diskussion, die vor wenigen Jahren in Frankreich um die 'affaire foulard' und der Forderung des 'droit à la différence' entbrannt war. Es geht nicht nur um die Fragen von Freiheit und Gleichheit oder um das 'Recht auf Anderssein', sondern es geht auch um die Frage der Emanzipation der Frau.

Besitzt Borny eine lokale Identität? Als Stadtteil von Metz ist es 'à part'. Die Bewohner fühlen sich jedoch eher 'de Borny' als aus Metz. Kann man von lokaler Integration sprechen oder welche Identität ist für die Fremden wichtig? Laut Mme Barnard wollen viele zuerst Franzosen werden, bevor sie sich lokal orientieren. Allein die Situation des Arbeitsmarktes erzwingt Mobilität innerhalb des Hexagons. Akzeptiert man das französische Integrationsmodell und orientiert sich an dem universellen Prinzip der nationalen Identität Frankreichs? Die Orientierung daran kann auch die bewußte Ablehnung bedeuten, wie das Beispiel des marokkanischen Metzgers zeigt.

## Integration oder Assimilation?

Integration und Assimilation sind die beiden Begriffe, mit denen man in Frankreich von französischer Seite aus die Fremden zu fassen sucht. Integration - unbedingt erforderlich, Assimilation - wird nicht verlangt. Doch wo liegt die Grenze zwischen beidem?

Die katholische Kirche kann nach dem Modell der Integration ihre Klientel unter den 'immigrants catholique' erweitern. Oder aber es ist ein dem 'Anderen' gemachtes Zugeständnis, weil mehr nicht drin ist. Ein 'responsable chargé des démarches administratives pour étrangers' formuliert es so: "Ce qu'on demande à un étranger quand il arrive c'est de respecter les lois et les règlements en France. Le fait des s'y conformer ne veut pas dire qu'on va interdire aux étrangers de respecter leur culture, on ne peut pas faire que des petits Français". Das Ziel der Integration heißt: Franzose werden. Auf dem Weg dorthin gibt es Begleitung in Form von sozialer Zuwendung. Der Fremde ist kein Fremder mehr, er wird nach dem Prinzip 'égalité' in die soziale Hierarchie eingeführt. Man glaubt, so die gleichen Le-

bensvoraussetzungen für alle zu schaffen und damit der Integration in die französische Gesellschaft den Weg freizumachen. Für Kinder und Jugendliche soll die Schule die Sozialisation in die Gesellschaft gewährleisten. Die Schule ist der Ort, an dem die nationale Identität vermittelt wird. Multikulturelle Praxis ist keine Integrations-Strategie in Frankreich. In der Alltagspraxis der Menschen selbst ist man Multikultur näher. Heterogenität ist spürbar.

Was uns bei unseren Recherchen häufig begegnet ist: Eine Faszination für das Fremde, für den Fremden. Dies sagt auch etwas über den Zustand einer Nation aus, die an universellen Ideen und an einem kanonischen 'patrimoine' orientiert ist. Etwas über Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen an die Zukunft, die der Fremde vielleicht mitbringt. - "Il faut qu'ils gardent leur racines." Im Interesse des Fremden meint es eine gesicherte Identität. Positiv formuliert bedeutet es auch eine kulturelle Erweiterung durch die Fremden. "La France est un vieux pays." Es fehlt der frische Wind. Neue Ideen. Neue Impulse. "Ça nous apprend des nouvelles techniques, des nouvelles façons de vues, de penser." Mme Barnard vom 'écrivain publique' ist überzeugt: "Je crois, c'est important l'accueil des autres, l'accueil d'autres cultures. Ca ne peut que être bénéfique pour la France".

Der Programmchef von Radio Metz formuliert es so: "Oui, une richesse culturelle. ... Non, il faut que tout le monde s'entende. Il faut que chacun met un peu de l'eau dans son vin." Entfernt man sich von der Frage der konkreten Integrationspraxis, gerät die Orientierung an der nationalen Identität etwas aus dem Blickfeld - es gibt Raum für andere Vorstellungen.

1) Julia Kristeva in ihrem Buch 'Fremde sind wir uns selbst'. Frankfurt am Main 1990.  
2) 'L'Express' ist ein wöchentlich erscheinendes Nachrichtenmagazin. Die Zahlen sind der Ausgabe vom 16. September 1993 entnommen.

# Europa in getrennten Welten

Von Frank Seibel

## Kollektive Identitäten in Luxemburg

Nun also Luxemburg. Großherzogtum, knapp 400.000 Einwohner, ein Viertel davon in der Hauptstadt. Auf die Idee, bei der Definition von Nation die Größe des Terrains als Kriterium zu berücksichtigen, ist offenbar noch niemand gekommen. Zumindest in der gängigen, mittlerweile überreichen Literatur zum Thema "Nation und Nationalismus" findet sich dieser Maßstab nicht. Von Wertraum, Ethnischer Gemeinschaft, Transaktionsraum, kultureller Einheit, Verfassungspatriotismus ist die Rede. Auch von "Erinnerungsgemeinschaft", wie Ernest Renan die Nation vor 110 Jahren charakterisierte.

Was aber ist mit Luxemburg, wo die meisten Menschen, die wir getroffen haben, sich nicht einmal daran erinnern, daß "Letzenburgesch" nicht erst seit drei, sondern bereits seit zehn Jahren offizielle Landessprache ist (neben Französisch und Deutsch). Nun gut, als Deutsche wurden wir einige Male darauf hingewiesen, was die Luxemburger mit Sicherheit nicht sind: Deutsche nämlich. Die Erinnerung an die Okkupation durch den riesigen Nachbarn während der beiden Weltkriege scheint immerhin in einer Weise präsent zu sein, daß man hier von einem kollektiven Gedächtnis sprechen könnte.

Die offizielle Geschichte des Großherzogtums ist reich an Grenzverschiebungen und arm an Mythen. Ein Blick ins Lexikon: Als Grafschaft im Lothringischen vor rund 1000 Jahren entstanden; 1441/43 wurde Luxemburg an Burgund verkauft, fiel als Teil Burgunds 1477/93 an Österreich und 1555 an die spanischen Habsburger. 1659 ging der südliche Teil an Frankreich "verloren", der Rest wurde 1714 Österreich zugeschlagen. Auf dem Wiener Kongreß 1814/15 erhielt Luxemburg den Status "Großherzogtum" und wurde deutscher Bundesstaat, bevor es 1866 souverän wurde. Im Ersten und Zweiten Weltkrieg jeweils von Deutschland besetzt, trat es nach 1945 allen großen Internationalen Organisationen bei und ist seit Anfang der 70er Jahre eine der europäischen "Hauptstädte" mit zahlreichen EG-Behörden.

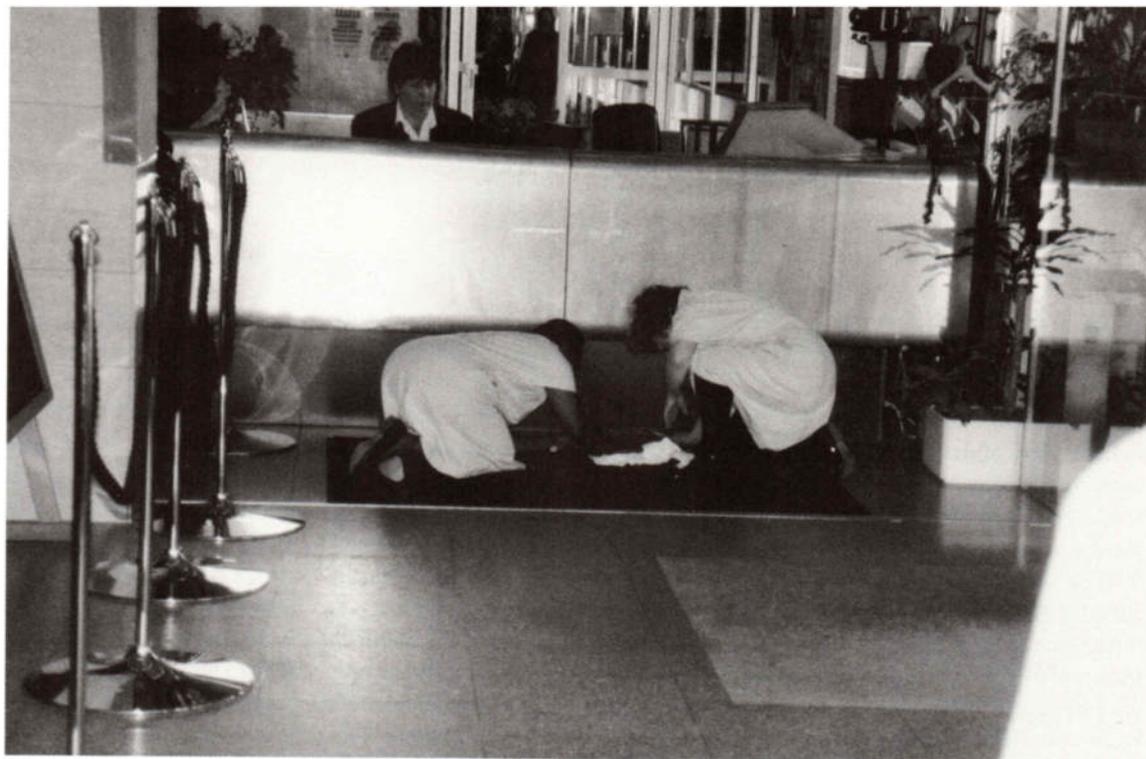
"Mir wolle bleiwe, wat mir sinn", steht - in unter-

schiedlicher Schreibweise - an verschiedenen markanten Punkten der schmucken Altstadt. Zum Beispiel auf der Siegessäule am Rande des zentralen Place d'Armes. Was denn das bedeutet, haben wir ungefähr drei Dutzend Menschen auf der Straße sowie unsere 13 Experten gefragt, die wir innerhalb unseres einwöchigen Aufenthaltes in der Hauptstadt des Großherzogtums interviewten. Die durchgängige erste Reaktion: Achselzucken. Anschließend ein paar Attribute, die das Selbstverständnis "der" Luxemburger zu kennzeichnen scheinen: international, offen, mehrsprachig, selbstbestimmt. "Wir wollen selbst entscheiden, was in unserem Land passiert" - so oder ähnlich äußerten sich die meisten unserer Gesprächspartner. Macht das schon eine Nation aus? Zumindest lehrt uns die jüngere und jüngste Geschichte, daß Nationalismus sich aus diesem Anspruch speist.



Manchmal haben wir auf das Nationalmuseum in der Hauptstadt hingewiesen und konkret gestichelt, ob das Etikett "national" nicht eine Nummer zu groß sei für Luxemburg. Nation, nein das sei Luxemburg sicher nicht, antwortete ein alter Herr, "allenfalls ein Natiönchen". Und die Frage nach der Selbstbestimmtheit, nach der Souveränität, beantwortete er ebenso spitzbübisch. Die Luxemburger, meinte der alte Herr, der den Krieg noch sehr bewußt miterlebt hatte, schauen immer erst, wie die Nachbarn etwas machen - zum Beispiel im Finanz- und Steuerrecht, aber auch in der Ausländerpolitik. "Dann picken wir uns von allem das beste heraus."

Vermutlich ist das das typisch Luxemburgische: Die Identität des Herzogtums definiert sich über die



Negation und den Mut zur Lücke. Soll sagen: unverwechselbar ist Luxemburg dort, wo es nicht ist wie die Nachbarn. Das Selbstverständnis wird also zu allererst mit Blick auf die Nachbarn formuliert. Wer käme in Frankreich auf die Idee, seine Nation darüber zu definieren, was sie nicht ist, bzw. wo sie von den Nachbarn profitiert?

## Geteilte Hauptstadt

Die Stadt Luxemburg hat - überspitzt gesagt - drei Teile. Das kann man horizontal betrachten oder vertikal, sozial und geographisch. Geographisch sieht das so aus: hoch oben auf dem Verwaltungshügel sitzen die Behörden der Europäischen Gemeinschaft. Auf dem mittleren Höhenlevel, umschlungen vom Petrusse-Tal, das die Stadt in der Tat unverwechselbar geformt hat, flanieren Menschen mit gutem Einkommen zwischen frisch restaurierten Fassaden der Altstadt. Zuhause sind sie in adretten Randbezirken der Kapitale oder draußen im Grünen. Unten, in der "Grund" genannten Schlucht, wandelt sich die Struktur gerade. Bislang wohnten in den verrotteten, mehrere hundert Jahre alten Häusern vorwiegend Immigrantenfamilien und ältere Menschen mit niedrigem Einkommen, jetzt wird renoviert und umsortiert: portugiesische Bauarbeiter sanieren im Dienste italienischer Bauunternehmer ihre eigenen heruntergekommenen Häuser. Die Miete der renovierten Wohnungen werden sie nicht bezahlen können. Daher sind bereits jetzt viele von ihnen hinausgezogen in die kleinen Städte rund um die "Metropole". Eine ähnliche Gliederung ergibt sich auf der Horizontalen: vorne die Europa-Büro-

kratie, in der Mitte das Vorzeige-Städtchen, hinten, am Bahnhof und hinter den Gleisen Menschen mit unterdurchschnittlichem Lebensstandard (für Luxemburger Verhältnisse). Im Bahnhofsviertel und den benachbarten Bezirken ist der Anteil der Ausländer besonders hoch, und hier zeigt sich die Hauptstadt am ehesten urban, das heißt vielfältig und widersprüchlich.

Vor 20 Jahren war das anders. Luxemburg als Teil der niedergehenden Bergbauregion SaarLorLux war ein armes Herzogtum, die schloßähnlich angelegte und zentral gelegene Sparkasse (mit richtigen Rundtürmchen) aus dem vergangenen Jahrhundert konnte keinen Reichtum vortäuschen. Mit der Ansiedlung "Europas" änderten sich Lebensstandard, Status, Sozialstruktur und Selbstverständnis des Herzogtums. Es ist wohl kein Zufall, daß das Letzenburgische erst dann als dritte Amtssprache eingeführt und auf Plakaten promoted wurde, als die Grenzen innerhalb der luxemburgischen Gesellschaft sich völlig aufzulösen schienen. War die Einführung der neuen Landessprache also ein "Rollback", eine Suche nach kollektiven Wurzeln, wo das Eigene mehr und mehr zu verschwimmen drohte? Immerhin sind in der Hauptstadt Luxemburg derzeit fast 50 Prozent "Ausländer" registriert. Landesweit machen die Einwohner ohne Luxemburgischen Paß fast ein Drittel der Bevölkerung aus. Die Wahlplakate der Parteien zur Gemeindevwahl im Oktober 1993 waren durchweg mit letzenburgischen Slogans beschriftet, obwohl die Luxemburger in Anwesenheit von Besuchern im Alltag gerne polyglott mit Französisch und Deutsch jonglieren. Das

Letzenburgische richtet sich also an eine Gruppe von Insidern (in diesem Fall den Wahlberechtigten) und wirkt somit nach innen als Eingrenzung, nach außen jedoch aus- oder zumindest abgrenzend. "Man ist ein anderer, wenn man die Sprache nicht spricht", sagte uns ein holländischer EG-Funktionär, der seit zehn Jahren in Luxemburg lebt. "Mir wolle bleiwe, wat mir sin."

Das aus dem Moselfränkischen entstandene Letzenburgesch - man darf es nicht als Dialekt denunzieren! - dient als Symbol für die Gemeinschaft der "echten" Luxemburger und hat über die emotionale Ebene hinaus konkret ab- und ausgrenzende Funktion mit einem durchaus materiellen Hintergrund. Denn in den städtischen und nationalen Verwaltungen ist das Beherrschen der dritten Landessprache Voraussetzung für einen Arbeitsplatz. Nominell ist damit niemand von vorneherein ausgegrenzt, doch faktisch bleiben die Behörden des Großherzogtums damit den alteingesessenen Luxemburgern vorbehalten. Der sozialen Entropie, wie Ernest Gellner die Schrankenlosigkeit und soziale Mobilisierung moderner Gesellschaften genannt hat, ist auf diese Weise zumindest partiell Einhalt geboten.

Die für die Betreuung von Ausländern zuständigen städtischen und staatlichen Einrichtungen legen ihr Augenmerk auf die Integration der Kinder von Einwandererfamilien, geben aber Probleme offen zu, die vor allem mit der Sprache zusammenhängen. Da Vermittlungssprache im Schulunterricht zunächst Deutsch und Letzenburgisch sind, haben vor allem die portugiesischen Kinder Probleme, die Lernziele zu erreichen. Sie konnten zwar mit ihren Eltern von Portugiesisch auf Französisch umsteigen, aber in einer dritten oder gar vierten Sprache sind sie zu meist nicht firm. Dieser Mechanismus sorgt für eine gesellschaftliche Schließung, die ausländischen Kindern häufig den Weg zu höherer Qualifikation verstellt, ohne daß es nominell als Diskriminierung zu erkennen sein soll.

## Immigration ohne Integration?

Die Enklave Verwaltung für die Luxemburger ist keine Ausnahmeerscheinung in dem kleinen Land. Was wir vorgefunden haben, ist eine zwar multi-

nicht aber eine inter-kulturelle Gesellschaft, da die Nationalitäten im wesentlichen fixen sozialen und vor allem ökonomischen Nischen zugeordnet sind. Das soziale Niveau hängt dabei ab von der Dauer des Aufenthaltes einer "fremdnationalen" Gruppe in Luxemburg.

Die erste größere Welle von Einwanderungen registriert die Chronik um die Jahrhundertwende, nachdem zwischen 1841 und 1891 mehr als 72.000 Einwohner das arme und vorwiegend agrarisch strukturierte Land in Richtung Übersee verlassen hatten. 1880 lebten in Luxemburg 219 Italiener, 30 Jahre später waren es bereits 10.138. Ihr Platz: der Bergbau und die Baustellen. Nunmehr, in der vierten Generation, haben die italienischen Einwanderer zwar nicht die Branche gewechselt, wohl aber den sozialen Status. In ihrer Nische sind sie aufgestiegen zu Vorarbeitern, Führungskräften und Besitzern von Bauunternehmen.

Ihren Platz haben Portugiesen eingenommen, die bewußt für diese Aufgabe ins Land geholt wurden. 1960 waren 94 Portugiesen in Luxemburg registriert, 1966 waren es bereits 1.665, vier Jahre später 5.745; mittlerweile leben in Luxemburg 43.000 Portugiesen. Damit machen sie den bei weitem größten Anteil der Ausländer im Großherzogtum aus.

Die Luxemburger hätten kein Interesse an Hand-Arbeit, wurde uns mehrfach gesagt, sie seien traditionell eher auf Handel und Dienstleistungen abonniert. Bei der Auswahl der "Gastarbeiter", die den Aufschwung in der Europa-Hauptstadt im wahrsten Sinne des Wortes "untermauern" sollten, achtete die politische Administration bewußt auf zwei Kriterien: von möglichst weit weg sollten die Menschen kommen, damit es sie nach getaner Arbeit wieder nach Hause ziehe. Und katholisch sollten sie sein, denn diese Konfession wird in Luxemburg noch relativ stark gepflegt. Die Zahl der Menschen mit mutmaßlich anderem religiösen Hintergrund ist in Luxemburg gemessen am Ausländeranteil sehr gering. So lebten 1991 264 Japaner, 170 Iraner, 129 Staatenlose, und nur 83 Menschen aus der Türkei in der Hauptstadt. Ansonsten sind Angehörige außereuropäischer Staaten nur zu wenigen Dutzend vertreten.

Den sozialen und ökonomischen Nischen der Immigranten entspricht die räumliche Separierung. Die Ausländer in Luxemburg konzentrieren sich im wesentlichen in drei Stadtteilen sowie ein oder zwei Orten außerhalb der Hauptstadt. Dort ist ihr Anteil entsprechend hoch, etwa in La Rochete, wo etwa 80 Prozent der Einwohner aus Portugal stammen. Die Nationalitäten sind dabei in der Regel leicht zu verorten, die Viertel mit hohem Ausländeranteil sind in dieser Hinsicht relativ homogen. Selbst im Bahnhofsviertel, wo wir einen vergleichsweise hohen Mischungsgrad vorgefunden haben, lassen sich ganze Straßenzüge als "Little Italy" identifizieren. Die Trennung zwischen den Nationalitäten scheint sich nach Feierabend fortzusetzen. Die "Gastarbeiter" fanden wir abends in italienischen oder portugiesischen Clubs, wo sich vor allem Männer zum (billigen) Essen, zum Kartenspiel und zu den Fernsehnachrichten in ihrer jeweiligen Landessprache treffen.



Mehrere Befragte bekannten sich in unseren Straßeninterviews zu einem ausgesprochen pragmatischen Verhältnis gegenüber den Immigranten. Solange es Arbeit gibt, sind Portugiesen, Italiener und Cap Verder willkommen. Wenn die ökonomische Basis nicht mehr ausreicht, dann werden sie wieder heimgeschickt. Auf die Vorstellung, daß es sich um "Gastarbeiter" handele und keinesfalls um Einwanderer, trafen wir häufig. Als wir am Tag der Kommunalwahlen einige unsystematische Befragungen starteten, fanden wir jedoch kein einheitliches Gesinnungsprofil bei den Wählern vor. Einige der Befragten äußerten überhaupt keine Bedenken gegen das kommende Wahlrecht für alle EG-Bürger, ande-

re fürchteten offenkundig den Gedanken, daß in manchen Gemeinden ein Portugiese Bürgermeister werden könnte. Die Skeptiker eines Ausländerwahlrechtes überwogen die uneingeschränkten Befürworter knapp.

## Wohlstand als Symbol für die Gemeinschaft

Das zweite und umfassendere Symbol, über das sich die Gemeinschaft "Luxemburg" konstituiert, scheint der Wohlstand zu sein. Er läßt andere Grenzverläufe zu als die Sprache, hebt innergesellschaftliche Grenzen freilich nicht auf, zumal zwischen dem kulturalistischen Kriterium der Sprache und dem ökonomischen Aspekt zumindest in den gesellschaftlichen Mittelschichten eine enge Korrelation existiert.

Geld ist einerseits Hauptmedium für die Bündelung von internationalen Einflüssen. Denn der hohe Anteil von Ausländern resultiert in erster Linie aus der Fiskal- und Steuerpolitik des kleinen Landes. Die Offenheit und scheinbare Grenzenlosigkeit, von den Einheimischen gerne als positives Attribut ihres Gemeinwesens genannt, wird durch die faktische Segregation der Gesellschaft konterkariert. Die Wohlstandsgrenzen verlaufen dabei nicht zufällig entlang der kulturellen oder ethnischen Grenzen. Interessanterweise sind die "echten" Luxemburger jedoch nicht auf die Elitenpositionen innerhalb der Gesellschaft abonniert, sondern sie geben sich mit der Sicherung ihres gehobenen "Mittelstandes" zufrieden. Dabei haben die Luxemburger ihr ureigenes Terrain jedoch mit einer überaus satten ökonomischen Basis versehen. Luxemburger Beamte erhalten fünf Sechstel ihres letzten Gehaltes als Pension, und Lehrer verdienen - unter Berücksichtigung der Lebenshaltungskosten - zwei bis dreimal so viel wie in der Bundesrepublik Deutschland.

Das Rezept des "Luxemburgers" haben wir zum Abschluß unserer Recherchen satirisch auf Video festgehalten: Zwischen zwei Brötchenhälften, unten die armen, oben die reichen Arbeitsmigranten, ruht die Mittelschicht, die ohne das Beiwerk aus Brötchen Salat und Gürkchen ärmlich und ungenießbar wäre.

Untertänigstes Gesuch, in die menschliche  
Gemeinschaft aufgenommen zu werden

Sehr geehrter Herr Harig,

als Sie jüngst für die Wiederwahl des amtierenden Ministerpräsidenten warben, haben Sie meiner politischen Willensbildung nicht aufhelfen können. Das war noch leicht zu verkraften. Nicht so die Schlußzeile Ihrer panegyrischen Hymne:

*Ich wähle Oskar, weil er ein Saarländer, ein Mensch ist.*

Diese hat mich geradezu in Verzweiflung gestürzt. Nicht - verzeihen Sie die Respektlosigkeit - Oskars wegen. Sondern meinewegen. Ich wäre nämlich auch gern ein Mensch, für mein Leben gern wäre ich es. Aber ich bin kein Saarländer. Jedenfalls fehlen mir zentrale konstitutionelle Merkmale dieser Rasse: der Hang zur Harmonie, die Fröhlichkeit und der schöne runde gute Arsch. Dem Guten Leben kann ich etwas abgewinnen, aber anscheinend habe ich davon andere Vorstellungen als jene reine Verkörperung des Saarländischen Wesens, die Sie verehren. Ich ginge nämlich nicht auf weiteren Erwerb aus, wenn mir jemand unversehens ein Ruhegehalt zusteckte. Nein, ich würde umgehend und mit der gebotenen Gründlichkeit die angemessene Gegenleistung erbringen.

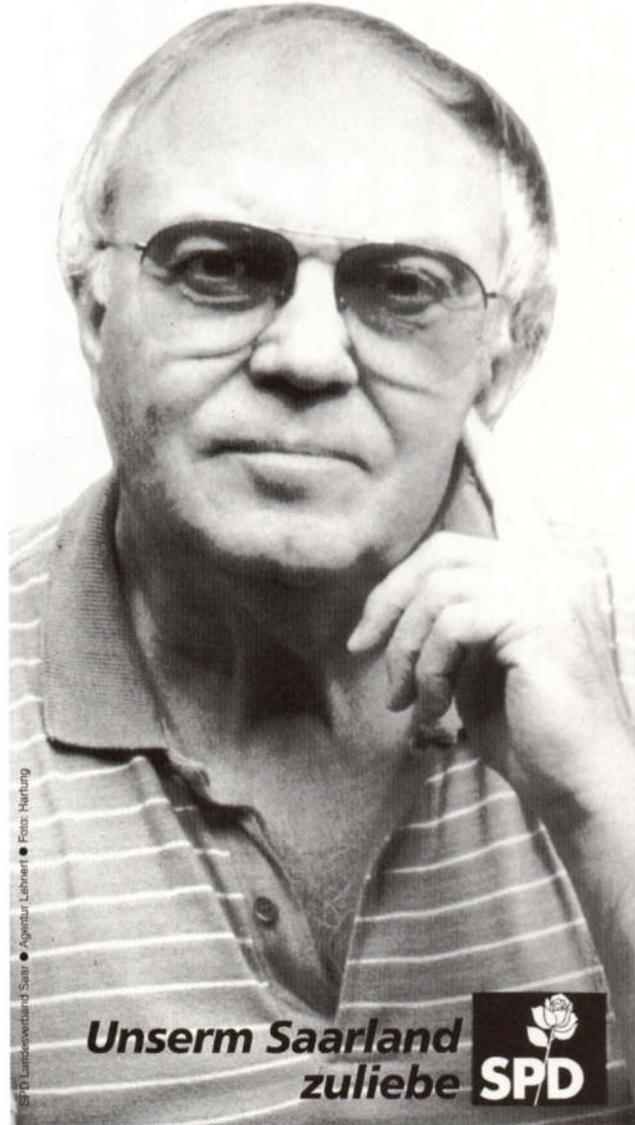
Sehr geehrter Herr Harig, meine Verzweiflung, kein Saarländer, kein Mensch zu sein, schmerzt um so mehr, als ich schon zweimal in dem Bestreben gescheitert bin, an der Menschwerdung meiner Gattung teilzuhaben. In meiner Jugend sang ich gerne: "Und weil der Mensch ein Mensch ist, drum hat er Stiefel im Gesicht nicht gern. Er will unter sich keine Sklaven sehn und über sich keine Herrn." Wie man mir heute einbleut, bis ich daran glauben muß, führt eine solch utopische Idee vom homo erectus schnurstracks und zwangsläufig in den Stalinismus. Da möcht' ich nicht hin, und so habe ich ernsthaft versucht, mich zwar nicht mit dieser besten aller Welten auszusöhnen, aber mich auf ihre hoffnungsvollere Seite zurückzuziehen. Der Mensch als von Natur aus mit dem Recht auf Freiheit, Gleichberechtigung, Autonomie ausgestattetes Wesen - das ist ja nicht das schlechteste Programm. Also wurde ich ein Citoyen und, der Grundlage halber, auch ein wenig bourgeois. Ich richtete mich gemütlich ein in der Zivilgesellschaft, gewisse dunkle Schatten der Vergangenheit eben dieser überlassend und gewisse Unappetitlichkeiten der Gegenwart bis zu ihrer diskursiven Überwindung geduldig ertragend.

Ludwig Harig  
Ich wähle  
Oskar,  
weil er ein Saarländer,  
ein Mensch ist!

Aber da geschah Merkwürdiges. Immer zahlreicher klopfen Fremde an unsere Tür, um in den Schutz der Menschenrechte zu gelangen. Sie wurden ausgesperrt - als Gefahr für eben jene Institutionen, die als Garantie der Menschenrechte gelten. Die universalen Menschenrechte waren offenbar einem exklusiven Kreis vorbehalten. Wie war aus diesem Widerspruch herauszukommen? Brecht kam mir wieder in den Sinn, aber wohin das führt, wissen wir ja schon: Die Sozialisten wollten dem Menschen im Menschen zu seinem coming out verhelfen, sie haben statt dessen die Sau rausgelassen. Die Emigration ins Reich des Wörterspiels ist dem Begabten und Fleißigen vorbehalten.

Wohin also mit mir? Soll ich den Weg der Regression konsequent fortsetzen und vom Universalismus zum Partikularismus konvertieren? Vom Weltbürgertum zum saarländischen Tribalismus? Wie Sie sagen, sehr geehrter Herr Harig, ist der Saarländer nicht mal so, mal so, sondern immer beides zugleich. Also kann er wohl für eine großzügige Asyl- und Flüchtlingspolitik sein *und* für den Rausschmiß bosnischer und kurdischer Flüchtlinge? Für den Weltfrieden *und* für den Waffenexport? Für die rasende Habgier hier *und* gegen das Elend dort?

Das schaffen auch die Pfälzer Kohl und Scharping und die Schwaben Kinkle und Schäubel. Doch der Saarländer, lehrt Professor Harig, wird vor Erleichterung über die Harmonie der Widersprüche auch noch fröhlich. Und wie gerne wäre auch ich fröhlich!



Es muß doch möglich sein, Saarländer zu werden. Offensichtlich sind ja die Grenzen, die Saarländer und Barbaren trennen, nicht undurchlässig. In der einen Richtung hat sie Erich Honecker hinter sich gelassen: Der hat seine saarländische Herkunft und die saarländische Heimat an den Internationalismus verraten und endete folglich als Unmensch. (Hätte er sich doch zu seinem saarländischen Blute und dem saarländischen Boden bekannt: Dann hätte er bei der HJ weitertrommeln können, und heute fänden ihn alle soo sympathisch.) In der anderen Richtung geht's auch. Jedenfalls verhindert noch nicht einmal eine Herkunft aus dem flachen und trüben Osnabrücker Hinterland die Aufnahme in den wonnigen saarländischen Stamm, ja sogar die Würde eines stellvertretenden Häuptlings steht dem naturalisierten Fremdling offen. Wie immer, es muß einen Weg geben, das saarländische Wesen, wenn man es nicht ererbt, so doch zu erwerben. Vielleicht auf dem Weg von Initiationsritten? Soll ich ohne zu kotzen ein Pfund Hooriche verschlingen oder ein halbes Dutzend Lyonerbücher? Die Saarbrücker Zeitung abonnieren? Das "Fest am Schloß" frequentieren? Dem "Historischen Verein für die Saargegend" beitreten oder der "M'r sinn net so"? Ich schrecke vor der härtesten Prüfung, ja vor der Folter nicht zurück, wenn ich anschließend dabeisein darf beim Menscheln, beim Saarländern. Soll ich meine Wirgefühlllosigkeit überwinden, mein saarländisch-harmonisches Wesen (mein Gott, es scheint ernst zu werden mit meiner regionalen Identität: fällt mir doch prompt das Wort "saarmonisch" ein) unter Beweis stellen? Soll ich immer schön in der Reihe tanzen? Soll ich schwören, künftig meinen Mund nur noch zum allfälligen Fürstenpreis zu öffnen, ihn mir höchstens noch mit Amora-Senf zu verbrennen? Grillparzer - hat nichts mit Schwenkbraten zu tun - möge mir verzeihen: von der Humanität über die Regionalität zur Servilität? Ich tät's ja, bloß wär' ich dann - verdammte Disharmonie - noch ein Mensch? Oder ist meine Idee naiv, daß nicht dieser, sondern der Wurm sich auf dem Bauche kriechend fortbewegt?

Mit vorzüglicher Hochachtung  
Ihr

*Hans Korch*

Meinen Reichtum verdanke ich Tante Anna. Nicht daß sie ihn mir vererbt hätte - sie lebt noch - nein, sie brachte mich auf eine Idee, die Gold und noch mehr wert war.

## Wie ich reich wurde

Von Hans Horch

Tante Anna war eben zwanzig, als sie Onkel Otto ehelichte. Onkel Otto war ihr Lehrer gewesen. Er zählte damals mehr als sechzig Jahre, er war bettlägerig krank, und durch seine späte Heirat verschaffte er sich kostenlose Pflege. Nicht für lange, denn bald verschied er, und nun war Tante Anna Lehrerswitwe. Als solche führte sie zu Beginn der fünfziger Jahre noch eine bescheidene Existenz. Aber dann brachte das Wirtschaftswunder die Staatskassen zum Klingeln, und Tante Anna konnte fürderhin ein arbeitsfreies, behäbiges Leben führen und regelmäßig beihilfegeseignete und lebensverlängernde Kuren in Bad Peterstal absolvieren.

Daraus mußte doch etwas zu lernen sein! Eine pensionierte Lehrerin heiraten? Ich wollte höher hinaus. Eine Ministerialdirigentin a. D., der ewigen Seligkeit nahe, zum Traualtar führen? Ging nicht, denn ungerechterweise waren die Aufstiegschancen der Frauen im öffentlichen Dienst früher himmelstreichend schlecht.

Der Weg, den Tante Anna gegangen war, war zu simpel. Sich ein auskömmliches Einkommen zu erschleichen, war eine Sache. Eine andere war es, vielen dazu zu verhelfen - und sich daran zu beteiligen. Also gründete ich ein Consulting-Unternehmen.

Gegen bescheidene Entgelte und großzügige Einladungen besorgte ich mir bei den jeweiligen Oberfinanzdirektionen die Adressen aller Pensionäre des Bundes, der Länder und der Kommunen, die mehr als 5.000,- DM monatlich bezogen und unverheiratet oder verwitwet waren. Welch ein Glück, daß es Rechenzentren gibt! Den alten Herrschaften unterbreitete ich brieflich ein verlockendes Angebot: Sie sollten junge Frauen heiraten. Ein Musterehevertrag lag bei. Er war so geschickt formuliert, daß eine bloße Namensche nicht nachweisbar war, zugleich dem Bräutigam aber auch klar wurde, daß seine Ansprüche an die Braut gewissen Grenzen unterlagen. Als Entschädigung für solcherart erlittenen Schaden sollte er von mir eine einmalige Prämie von, je nach Pension, 20.000,- bis 50.000,- DM erhalten. Um Quertreibereien erbberechtigter Anverwandter gar nicht erst aufkommen zu lassen, wurde die Braut von der Erbschaft des ersparten Vermögens ausgeschlossen. Nur der Pensionsan-

spruch sollte nicht erlöschen, wenn das Lebenslicht seines Inhabers eben dies tat.

Genau dieser Pensionsanspruch war der Köder, mit dem ich die Frauen einfing, die meine Spiel mitspielen sollten. Sie brauchten nur mit einem Greis den Bund für's Leben zu schließen und dessen absehbares Ende abzuwarten. Danach war ihnen lebenslange Versorgung sicher. Mit Hilfe von dezent aufgemachten Annoncen in der ZEIT hatte ich bald eine Schar von Kandidatinnen zusammen. Für meine Vermittlungsbemühungen stellte ich ihnen eine sofort fällige Gebühr in Höhe von 100.000,- DM in Rechnung, außerdem einen zehnprozentigen Anteil von jeder Pensionszahlung, selbstverständlich erst ab Erhalt. Bei dem zu erwartenden Gewinn von beispielsweise 2,4 Millionen bei vierzigjähriger Witwenschaft und 60.000,- DM Jahrespension ein bescheidener Anteil.

Juristische und administrative Hindernisse waren schnell genommen. Eine besonders schlaue junge Witwe verweigerte die Courtage mit der Begründung, der Vermittlungsvertrag sei sittenwidrig. Sie gewann den vielbeachteten Prozeß. Allerdings wurde bei dieser Gelegenheit auch ihre Ehe annulliert, so daß ich von weiteren Kalamitäten dieser Art verschont blieb. Die Finanzminister verboten ihren Beamten unter Verweis auf den Datenschutz den Adressenverkauf, nachdem der SPIEGEL meine Machenschaften enthüllt hatte. Das ersparte mir erhebliche Schmiergelder, Werbe- und Portokosten, denn seitdem meldeten sich heiratslustige Pensionäre von sich aus bei mir. Ein Oberstudienrat bot sogar seine Scheidung an, wenn ich die Kosten übernehme.

Zur Zeit unterbieten mich Konkurrenten, simple Nachahmer, mit Sonderangeboten. Sogar Staatssekretäre verschleudern sie zu Discountpreisen. Und mancher angehende Erbe verhökert seinen Opa gegen Höchstgebot - nur von privat an privat.

Sollen sie. Ich war schneller, und ich habe meine Schäfchen im Trockenen. Und für meinen kleinen Sohn habe ich auch schon das Richtige. Der wird einmal eine Agentur leiten, die alten Beamtenwitwen junge Männer zuführt - samt einer ansehnlichen Morgengabe. Und falls mein Sohn einmal einen Sohn haben wird, und dieser nicht aus der Art schlägt, so wird er eines Tages erkennen, mit welchem Produkt sich der Markt alter Beamtinnenwitwer erschließen läßt. U. s. w.

# Der Merziger Krankenhausstreit

## Rückblick auf ein Kapitel real existierender politischer Kultur im Saarland

Von Fritz Kremser



### Provinz.-Irren-Anstalt, (hintere Ansicht.)

Copyright Archiv Staatl. Konservatoramt Saarbrücken, Landeskrankenhaus Merzig, 1892.

Die politische Herrschaftsform im Saarland ist die Demokratie. Jede politische Kultur sollte sich davon ableiten lassen, sie muß es aber nicht. Anders ausgedrückt: die politische Kultur kann auch im Stadium hochentwickelter demokratischer Mitbestimmungsformen vergangenen geschichtlichen Entwicklungsstufen entlehnt sein – archaisch, autoritär, monarchistisch.

Merzig. Das Landeskrankenhaus. Jahrelang zentrale psychiatrische Anstalt im Saarland. Die Dezentralisierung der psychiatrischen Versorgung hat dazu geführt, daß Teile der Anlage zur Disposition stehen. Als Provinzial-Irrenanstalt im Jahr 1872 gebaut, ist der Komplex ein medizin- und sozialgeschichtliches Denkmal hohen Ranges. Die Dreiflügelanlage in der Tradition Karl Friedrich Schinkels erinnert mit ihrer Vorderfront an südliche Palazzi. Einladung zur Lebenslust, freundlicher Empfang für seelisch schwer gekränkte Patienten.

Ein Bauwerk also von außerordentlichem kulturgeschichtlichen Wert. Für das Saarland ein Glücksfall, denn vergleichbare architektonische Spuren findet man hier bekanntermaßen selten. Ein Grund mehr, so sollte man meinen, genaues sozial-ästhetisches

Gespür und hohe Profession zu beweisen, wenn Änderungsbebauungen überlegt werden. Geplant ist, als Ersatz für das klein gewordene Kreiskrankenhaus, ein Neubau auf dem Gelände des psychiatrischen Landeskrankenhauses. Landeskonservator Peter Lüth: "Die Erweiterung und der Umbau des Landeskrankenhauses ist nach der Komplettierung des Saarbrücker Schlosses das wichtigste, zugleich schwierigste denkmalpflegerische Projekt der Gegenwart."

August 94. Der Krankenhausträger, die Saarland Heilstätten GmbH (SHG), hat in die Merziger Stadthalle eingeladen. Die Bevölkerung soll Gelegenheit haben, sich über den geplanten Neubau des Krankenhauses zu informieren. Die Veranstalter präsentieren sich mit dem von ihnen ausgewählten Modell in einem Prozeß, in dem die als besser Erkannten nie eine Chance hatten. Der Architekten-Wettbewerb hatte frühzeitig gerade den Entwurf als völlig unzulänglich ausgeschieden, der jetzt in Merzig als Sieger-Modell vorgestellt wurde. Was für eine Veranstaltung. Da saß der SHG-Chef, ein Boss, kaugummikauend, jede unangenehme Frage lächerlich machend. Daneben der zum Sieger bestimmte Architekt Georgij Nedeljkow, ein freundlicher

Schmeichler, der manch Frauenherz betörte ("die Gynäkologie ist das Wichtigste. Mein Entwurf gibt den Frauen die Rechte, die ihnen gebühren"). Da war es: dieses zur Schau getragene Wir-hier-oben. Wir haben alles im Griff. Wir akzeptieren keinen Widerspruch. Und die abweichenden Gedanken? Wo war der Landeskonservator, der mit seinen Mitteln versucht hatte, gerade den hier präsentierten Entwurf zu verhindern?" "Der interessiert hier nicht", war die Antwort des Bosses auf eine entsprechende Frage. Hier interessierte nur die Meinung der Veranstalter. Aufklärung im Nebel.

Einige Wochen später. Im Saarländischen Rundfunk soll der "Merziger Krankenhaustreit" öffentlich diskutiert werden. Der eingeladene zweite Geschäftsführer der SHG erklärt die Diskussion mit dem Landeskonservator für überflüssig. Nur wenn er Einfluß auf die Teilnehmerliste nehmen könnte, wäre er bereit mitzudiskutieren. Er würde einen Denkmalschützer mitbringen, der die Meinung der SHG-Geschäftsführung und nicht die des Landeskonservators teilt. Der Geschäftsführer bemühte sich um einen solchen Mann. zwei Wochen lang im In- und Ausland. Er fand keinen.

Ein Blick zurück. Anderthalb Jahre früher. Die Saarland Heilstätten GmbH hat den Zuschlag für den Krankenhaus-Neubau bekommen. Ausschlaggebend waren nicht die besseren Argumente, nicht die größere Erfahrung als Krankenhausträger, sondern die größere politische Nähe zur Partei mit der abstimmungsentscheidenden Mehrheitsfraktion. Der damalige Konkurrent, die Marienhaus GmbH, hatte ein Angebot vorgelegt, das finanziell günstiger und versorgungsökonomischer war. Außerdem hatte die Marienhaus-Gesellschaft von Anfang an für einen Neubau auf dem inzwischen auch von der SHG akzeptierten Standort plädiert. Die SHG selbst hatte ursprünglich lediglich Erweiterungsarbeiten am zu klein gewordenen Kreiskrankenhaus vorgeschlagen.

Juni 93. Auf Druck der Bevölkerung zum grundsätzlichen Neubau des Krankenhauses bekehrt, hat sich die SHG für einen Architekten-Wettbewerb entschieden.

Februar 94. Das Ergebnis des Wettbewerbs wird bekanntgegeben. Kein eindeutiger Sieger, aber zwei zweite Preise: klar gegliederte Entwürfe, die Idee und Geist der alten Anlage respektieren. Beide Entwürfe bieten in denkmalschonender und bautechnischer Hinsicht gute Voraussetzungen für das vorgesehene Bauvorhaben.

Einige Wochen später. Die SHG hat nachgerechnet und dabei den Nedeljkow-Entwurf als angeblich wirtschaftlichsten herausgefunden – also den Vorschlag, der von den sogenannten Fachpreisrichtern (den Architekten in der Jury) als unzumutbar abgelehnt worden war. Daß die Sachpreisrichter (die Vertreter des Krankenhauses in der Jury) den Nedeljkow-Entwurf im ersten Durchgang nicht abgelehnt hatten, zeigt zwar, daß die Architekten-Jury mit ihrem eindeutigen Votum gegen Nedeljkow nicht so sensibel reagiert hatte, wie man es hätte erwarten können. Aber gerade die Eindeutigkeit des hochrangig besetzten Gremiums beweist wiederum die Qualität des Urteils.

Der, wenn die Assoziation erlaubt ist, umweltarchitektonische Kern, um den es ging, war die Frage, in welcher Weise Werke menschlicher Baukunst Wirkungen erzielen. Haben sie eine Ausstrahlung, die nicht nur das Auge, sondern auch Seele und Geist des betrachtenden Menschen erreicht, und geschieht das in einer Eigenart, die, weil sie nicht kopierbar ist, so wenig wie möglich vermenschlicht und verramscht werden darf? Zum Beispiel dann, wenn neue Nutzungen mit dafür notwendigen Ergänzungsbebauungen überlegt werden?

Nedeljkow wird von seinen Kritikern gerade dieses vorgeworfen: er vermenschlicht die alte Architektur mit den von ihm geplanten Neubauten aus fehlendem Respekt vor der Ausstrahlung vergangener Baukunst – und dadurch verramscht er eben diese. Die Baumassen, die in den Hof der Anlage gequetscht werden sollten, zerstörten die Großzügigkeit des parkähnlichen Ambientes, das ja vor allem der Erholung der Patienten diene. Ein architektonisches Sonderangebot: Denkmalschutz werde auf die Menge der stehenbleibenden Raumkörper und ihrer

Fassaden beschränkt. Und hinter den Fassaden würden Geist und Seele zugunsten eines technokratischen Krankenhausverständnisses ausverkauft werden.

Das ist eine Kritik, die denkmalschutzinteressierte Menschen – also auch den Kultusminister – nachdenklich machen müßte. Die Art und Weise jedoch, wie Kultusminister Professor Diether Breitenbach den Nedeljkow-Entwurf gegen alle Widerstände durchboxte, ist das besonders augenfällige Beispiel einer auf Zwergengröße geschrumpften politischen Kultur im Saarland.

Frühling 94. Peter Lüth, der Landeskonservator, findet sich nicht ab. In der Entscheidung der SHG erkennt er einen Akt architektonischer Barbarei. Er sammelt Beiträge für eine Broschüre, mit der er für eine neue Bewertung in der Sache werben will. Die in der Broschüre zitierten Architekten und Denkmalschützer sind sich einig: der vorgesehene Bau des Nedeljkow-Entwurfs muß verhindert werden.

"Materialien zur Diskussion" nennt Lüth seine Sammlung. Doch die Diskussion soll nicht stattfinden. Der Kultusminister verbietet dem Landeskonservator die Herausgabe der Broschüre und verpaßt ihm zugleich einen dienstlichen Maulkorb. Lüth wird untersagt, sich öffentlich zur Sache zu äußern. Erst etliche Wochen später – irgendeine Wirkung seines Protestes war nicht mehr zu erwarten – wird das Redeverbot wieder aufgehoben.

August 94. Der Landesdenkmalrat befaßt sich ausführlich mit den Merziger Neubauplänen. Mit großer Mehrheit entscheidet er sich gegen den Nedeljkow-Entwurf ("... nicht genehmigungsfähig") und empfiehlt dem Kultusminister dringend, dem Bau des Merziger Krankenhauses in der geplanten Form nicht zuzustimmen.

Wenige Tage später. Kultusminister Diether Breitenbach stimmt dem Bau in der geplanten Form zu.

September 94. Der Vorstand des Landesdenkmalrats tritt zurück. In saarländischer Lesart eine Sensation. Die stets auf harmonischen Ausgleich bedachte heimische Eigenart kann sich nicht mehr durchsetzen, weil die Brüskierung des Sachverständs durch politische Macht zu unverfroren erscheint. Ein Schritt, der in der 25jährigen Geschichte des Rates bisher undenkbar schien.

Die Regierungspartei aber frohlockt. In einer Pressemitteilung lobt die Partei ihren Minister vor allem, weil er "korrekterweise zuerst den Rat des Staatlichen Konservatoramtes und des Landesdenkmalra-



Staatl. Konservatoramt, Saarbrücken.  
Landeskrankenhaus Merzig, Mittelpavillon.

tes eingeholt habe". Was ist das nun? Die Sprache der kleinen Heuchler? Oder der großen Zyniker?

Auf jeden Fall: Demokratie ex und hopp. Man genießt das Regelwerk, um seinen Inhalt nach Gebrauch wegzuworfen, oder im unworddeutsch der Landessprache zu entsorgen.

Oktober 94. In einem Interview mit der Saarbrücker Zeitung erklärt der Kultusminister, daß ihn in Merzig nicht die architektonische Gesamtlösung, sondern lediglich die Menge der "denkmalgeschützten Substanz" interessiert habe. Das ist, siehe oben, ganz im Sinn der raumkörperberechnenden Mengenlehre. Denkmalschutz, so gründlich mißverstanden, daß man geneigt ist, an alles andere, nur nicht an ein Mißverständnis zu glauben. Möglicherweise waren gruppensdynamische Prozesse höherer partei- und regierungsamtlicher Herkunft im Spiel: gedankliche Eruptionen, die das Nachdenken des Ministers beeinflussen haben.

Dezember 94. Der nach den jüngsten Landtagswahlen wiederbestellte und mit dem Ressort Bildung bereicherte Kultusminister empfiehlt, machtpolitisch gestärkt, dem Landesdenkmalrat künftiges Stillschweigen im öffentlichen Gespräch. Lediglich zu seiner, des Ministers, Beratung sei der Denkmalrat befugt. Öffentliche Debatten auszulösen könne dagegen nicht dessen Aufgabe sein. Der für die Kulturpolitik zuständige Minister will also die politische Kultur dadurch bereichern, daß er sie zu einer sozialdemokratisch besetzten widerspruchsfreien Zone erklärt.

"Ein Volk, eine Partei, eine Meinung" kommentierte Cathrin Elss in der Saarbrücker Zeitung den Erpressungsversuch des Ministers. Kann man das überhaupt noch deutlicher, aber auch verzweifelter sagen?

Vorbild für Breitenbachs Ausschließlichkeits- oder besser Alleinherrschaftsgelüste ist wohl der Ministerpräsident höchstpersönlich. Der hat immerhin die öffentlich geführte Diskussion mit dem Schwert verschärfter Paragrafen einzuschüchtern versucht. Das neue Gegendarstellungsrecht, einmalig in deutschen Ländern, verhilft den Trägern politischer Macht zu einem deutlichen Handlungsvorteil gegenüber kritischen Beobachtern in der Presse.

Der erste Diener des Ministerpräsidenten, Staatskanzleichef Kurt Bohr, hat sich vor Jahren einmal öffentlich Gedanken zum Thema 'politische Kultur' gemacht. Zu ihren wesentlichen Kennzeichen gehören danach die "Verhaltensmuster der Machtträger", außerdem "die Form der Durchsetzung von politischen und sozialen Interessen und die Muster der Konfliktaustragung". Vielleicht sollten die Mitglieder der gegenwärtigen Landesregierung, darunter auch der Kultusminister, sich Bohrs Gedanken als Pflichtlektüre genehmigen: "Politische Kultur ist im Saarland historisch die des Streites unter dem Zwang, miteinander auskommen zu müssen. Das hat für die Politik manchen Vorteil, denn zum Streit gehört der Dialog".

Viele, die heute politische Macht ausüben, scheinen vergessen zu haben, daß Streit und Dialog mindestens zwei, im Normalfall noch mehr Meinungen voraussetzen. Politische Kultur von vorzeigbarer Qualität ist nun mal zuallererst das lebendig geführte öffentliche Gespräch. Kontrovers, mit aller Lust, mit allen Zweifeln – aber auch mit dem Bestreben, die besseren Argumente anzuerkennen, um danach zu handeln.

Im Saarland ist diese Form des Miteinanderlebens – leider und bekanntermaßen – unterentwickelt. Im Wir-Gefühl rauschsuchender Seligkeit wird die Nachdenklichkeit der Einzelnen immer wieder bis zum Verlust ihrer Antriebskraft – die sitzt bekanntlich im Kopf – betäubt.

Viele kulturelle Sünden hätten durch ein demokratisch entwickeltes Niveau des öffentlichen Disputats verhindert werden können. Warum, so fragt man sich immer wieder, ignorieren die politischen Machthaber die nicht so überreichlich vorhandenen Schätze des Sachverständigen, der professionellen Phantasie und Erfahrung? Wozu sind die Räte (ob Denkmalrat oder Städtebaubeirat) überhaupt nötig, wenn die Vorstellungen ihrer Mitglieder regelmäßig mißachtet werden?

Gerade der Kultusminister wäre gut beraten, in diesen immer kälter werdenden Zeiten der weithin herrschenden technischen Sachzwänge die Gegenmacht

des sozialen und ästhetischen Einfühlungsvermögens, der geistig-seelischen Unabhängigkeit zu stärken. Er braucht den Rat derer, die auf ihren Gebieten mehr wissen, mehr ahnen als er.

Zum Anschauungsunterricht über die negativen Folgen machtpolitischer Ignoranz müßte dem Chef der Kulturpolitik ein Blick aus dem Haus seines Ministeriums genügen. Da sieht er nämlich – zerschnitten von einer überdimensionierten Autobahnbrücke, verlärmt von der Autobahn, die den Fluß bedrängt, – den Bürgerpark Hafensinsel, diesen städtebaulichen Rettungsversuch, der international Anerkennung fand. Und nun Opfer einer geballten Ladung von politischer Unkultur: der Bau des Parkdecks auf der Hafensinsel ist ein "Vorgang, der nur noch als ein Akt der Selbstverstümmelung der Stadt bewertet werden kann". So der Mannheimer Architekt Helmut Striffler in einem Brief an den Oberbürgermeister der Stadt. Striffler ist Mitglied des Städtebaubeirats Saarbrücken. Vielleicht war das schon Grund genug dafür, daß sein vor längerem lautstark ins Rathaus gerufener Rat nicht gehört wurde. Denn nicht nur der Kultusminister, auch der Oberbürgermeister der Landeshauptstadt hört im Zweifel nur noch auf sich, die Partei und die Sirenen gesänge der Technokraten.



Staatl. Konservatoramt, Saarbrücken.  
Landeskrankenhaus Merzig, Küche.

Das herrschende Klima ist technokratisch; ein heutzutage zwar gern gebrauchter Begriff, dessen Inhalt aber viel zu wenig beunruhigend wirkt, weil viel zu wenig darüber nachgedacht wird. Technokratie = Herrschaft der technischen Sachzwänge = Postdemokratie. Die Demokratie also hinter uns. Da stehen wir, und wir könnten anders. Eine lebendige politische Kultur könnte uns helfen.

Noch einmal zurück zum Merziger Krankenhausstreit, der nie zu einem Dialog geworden ist. Max Bäcker, der bekannte Architekt aus Darmstadt, hat die fehlende Gesprächsbereitschaft der Entscheidungsträger in eine Frage hineinformuliert, die leider mit den beiden Wörtern beantwortet werden muß: im Saarland.

*"Würde der Träger einer öffentlichen Institution des Landes sich eine höhere Kompetenz anmaßen, als die Fachleute, die er selbst berufen hat, eine Architektenschaft sich so auf der Nase herumtanzen lassen und es akzeptieren, daß die Urteile einer Jury einfach auf den Kopf gestellt werden, ein Landeskonservator zum Buhmann gemacht, weil er seine Meinung vertritt, ein Ministerium oder die Landesregierung eine solche Demontage politischer Kultur hinnehmen, so würde man das zurecht einen Skandal nennen und im vorliegenden Fall als denkmalpflegerische Barbarei ansehen. Wo sind wir denn eigentlich, würde ein jeder fragen. Ja, wo sind wir denn?"*

# Der kleine König in der Puppenstube

Von Wilfried Voigt

DER SPIEGEL

Schon aus der Ferne läßt es verrückte Assoziationen zu. Es liegt da wie der abgestreifte Chitinpanzer eines bizzaren Rieseninsektes. Ein Fossil aus Urzeiten. Oder vielleicht doch ein zurückgelassenes Raumschiff von geheimnisvollen Bewohnern eines unbekanntes Sonnensystems. Nein, eher übrig gebliebene Kulisse eines längst abgedrehten Films - ein Sozialdrama über die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Klassenkampf, rote Fahnen, gewaltsame Auflösung eines Streiks. Beim Näherkommen schließlich entfaltet es seine volle Wirkung, dieses gigantische Gewirr aus rostigen Röhren, Türmen, Streben, Schrott: Die Völklinger Hütte, ein Drachen aus Metall, zu seinen Füßen eine kleine, ärmliche Stadt, die er früher beherrscht hat.

Völklingen ist für mich eine nicht ungefährliche Stelle auf der Fahrt entlang der Saar. Immer wieder saugt der Koloß meine Blicke an. Ich muß mich auf den Autoverkehr konzentrieren. Diesen Stahlwerk-Moloch, erst kürzlich von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt, habe ich fast automatisch vor Augen, wenn ich erklären soll, welche Bilder mir spontan zum Saarland einfallen.

Und noch ein Bild taucht häufig auf, ein starker Kontrast: Der Saarbrücker Landtag mit seinem spießigen Plenarsaal und den zugezogenen Vorhängen, mit seiner Empore, wo die Journalisten sitzen und von oben herab die 51 saarländischen Abgeordneten im Blick haben. Dort sind die Dimensionen sehr übersichtlich, wie in einer Puppenstube. In vielen Kreistagen außerhalb vom 'Ländchen' sitzen wesentlich mehr Abgeordnete. Weshalb die saarländische Politikerkaste ja auch von der chronischen



Angst vor der Auflösung des Zwergstaats geplagt wird.

Politik im Saarland? Manchmal, wenn unten im Plenum die Politikerrituale langweilen, stelle ich mir eine Liveübertragung mit dem Kabarettisten Gerd Dudenhöfer als Kommentator vor. Denn dieses Parlament langweilt sich und andere unnötig oft. Klar, das ist anderswo kaum besser. Aber irgendwie sind die Erwartungen hier höher. Schließlich wird in Saarbrücken der Polit-Solitär Oskar Lafontaine in der Auslage gezeigt.

Aber wenn der 'Kleine König', wie ihn auch Weggefährten gelegentlich nennen, wenn sie halb-

wegs freundlich die Botschaft umschreiben wollen, daß sie ihn für einen autoritären Knochen halten, den Abgeordneten die seltene Ehre eines Debattenbeitrages zuteil werden läßt, ermattet die Aufmerksamkeit des Auditoriums erstaunlich rasch. Denn 'dehemm' wird, anders als in Bonn, wo die feiner abgeschmeckte Soße gereicht wird, häufig nur mit ziemlich hartem Wasser gekocht.

Da kommt der rundliche Regent, der auf der Bundesbühne gern die Rolle des intellektuellen Kosmopoliten gibt, eher als bodenständiger Polit-Handwerker daher. Da werden "Gürtel enger geschnallt" und "haushaltspolitische Eckpfeiler" eingerammt.

Und da werden die 'Sesselfurzer' in den Amtsstuben zur längeren Lebensarbeitszeit verdammt, wo vor der Wahl Plädoyers für eine Arbeitszeitverlängerung noch als "'hirnrissig'" gebrandmarkt wurden. Da geriert sich der Oberintellektuelle als gestrenger Landesvater, als Schmalhans der Haushaltspolitik,

dem Einschnitte in Sozialleistungen, etwa Kürzungen von Zusatzurlaub für Behinderte, probat erscheinen, das Defizit zu mindern.

In Bonn schreien Sozialdemokraten bei derartigen Abbrucharbeiten laut auf - sofern sie von dem großen Dicken angeführt werden. Im Saarland, es ist wie im richtigen Leben, müssen sie dem kleinen Dicken applaudieren. Gefolgschaft ohne Widerspruch gehört in der Regierungspartei für die meisten zur Pflicht. Die SPD als eigenständige Kraft ist kaum noch wahrzunehmen. Sozialdemokratisches Programm wird nur auf zwei Kanälen gesendet: aus der Staatskanzlei und aus der Landtagsfraktion. Auch diese Strukturen gibt es in anderen Ländern, wo Parteien mit absoluter Mehrheit regieren. Nur: Die Saar-SPD hatte einen anderen Anspruch. Lebendig sollte es zugehen.

Heute grenzt es schon an Aufruhr, wenn Heiko Maas, der Vorsitzende der Jungsozialisten, die Regierung mit einem "müden Verwaltungskonsortium" vergleicht. Unterdessen sitzt der kecke Jungrecke auch im Landtag mit den zugezogenen Vorhängen - und sondiert zurückhaltend die Lage. Im versprengten linksintellektuellen Milieu von Saarbrücken haben die Sozialdemokraten, hat aber vor allem auch Lafontaine offenkundig viel von der früheren Attraktivität verloren. In einigen Stadtvierteln liegen die Grünen, einst weit abgeschlagen hinter der SPD, schon in bedrohlicher Nähe. Dieses Klientel vermisst die provokanten Thesen, mit denen Lafontaine in den 80er Jahren - und sei es bisweilen nur aus persönlich-taktischen Gründen - den öffentlichen Diskurs gelegentlich beförderte.

Die SPD in Deutsch-Südwest ist schnell fett geworden. Dauerte die flächendeckende Mast mit Ämtern und Vergünstigungen in anderen Ländern zwanzig, dreißig Jahre, benötigten die Saar-Sozis gerade mal zehn Jährchen. Ohne sie läuft fast nichts mehr. Auf den Korridoren des Saarbrücker Arbeitsamtes wird schon länger kolportiert, daß selbst bei der Besetzung einer Putzfrauenstelle das SPD-Parteibuch zum Vorteil gereichen kann.

Gewiß, gewiß, gemauschelt wird überall, von Moskau bis Washington, von Bonn bis Paris und eben

auch von Saarbrücken bis Merzig. Aber die Dichte der eine-Hand-wäscht-die-andere-Mentalität und das weitverzweigte Filialnetz der Firma Geschafthuber & Co KG würden bei einem internationalen Filz-Ranking mit einiger Sicherheit einen Spitzenplatz belegen.

In einer Arbeit über die Saar-SPD spottete der Politologe Bernd Rauls, Sprecher des saarländischen SPD-Innenministers Friedel Läßle, schon vor Jahren: "Fast jeder Saarländer kennt ähner von der Regierung", was die "Entfremdung zwischen Bürgern und Politikern verhindert, aber auch die 'Mauschellei' gefördert" habe. Der Kenner: "Der offizielle Weg wird - wenn irgend möglich - souverän umgangen."

Woran das liegt? Keiner weiß es wirklich. Alles Spekulation: Vielleicht weil die 'Muffländer' so dicht beieinander hocken.

Übrigens viele in Eigenheimen - die Quote von Hausbesitzern ist laut Statistikern nirgends in der Republik so hoch wie an der Saar. Da kommen auch die Schwaben nicht mit. Die Regierung berüht sich ja ausdrücklich der "kurzen Wege" beim - dennoch nur selten erfolgreichen - Akquirieren von ansiedlungswilligen Firmen. Vielleicht hängt die weitverbreitete - und per se ja auch nicht unsympathische - Verabscheuung des Dienstweges auch mit einem schier grenzenlosen Nachholbedarf zusammen. Die Saarländer kamen schließlich erst 1955 wieder "heim ins Reich". Da waren die besten Plätze an den Fleischtöpfen der Republik schon längst besetzt und jeder mußte sehen, wie er zurechtkam. Zugegeben - alles Küchenpsychologie.

Den wirtschaftlichen Vorsprung konnten sie bis heute nicht einholen. Das Kohle- und Stahlrevier ist, von schweren Krisen immer wieder erschüttert, das ossimäßigste der 'alten Bundesländer'. Das fällt schon rein optisch bei einer Rundfahrt über Land auf.

Und weil finanziell kaum etwas drin ist, wird eben mit viel Folklore Politik betrieben. Die Sozialdemokraten saartümeln sich von Wahlkampf zu Wahlkampf. Da wird mächtig ans Wir-Gefühl appelliert.

Die Lafontaineisten verwenden die Begriffe Partei und Land als Synonym. "Dem Saarland zuliebe", lautete der letzte SPD-Wahlkampfslogan. Und der Hauptmatador fand für Nicht-SPD-Wähler nur noch eine psychiatrische Kategorie: All jene Abtrünnigen hätten schlicht einen "Riß in der Schüssel".

Bei Debatten über derlei psycho-pathologische Phänomene fällt auch saarländischen Sozialdemokraten schnell das bayrische Beispiel ein. Die CSU, wie sich die Maßstäbe ändern, mache es ja auch nicht anders.

Noch zehrt die SPD vom Nimbus ihres Vormannes, zu dem es, trotz aller Mängel, derzeit keine ernsthafte politische Alternative gibt. Die CDU ist gerade erst dabei, sich neu zu formieren, liberaler zu werden. Offen propagiert der neue CDU-Fraktionschef Peter Müller, vermutlich baldiger Nachfolger des Landesvorsitzenden Klaus Töpfer, eine gewisse Sympathie für die Grünen. Immerhin: Beton ist bei den Konservativen nicht mehr hauptsächlich das Material, aus dem die Politschädel geformt sind. Und die Grünen, erstmals im Puppenstuben-Landtag präsent, betrachten es mit Wohlgefallen. Sie könnten wieder Bewegung hinter die geschlossenen Vorhänge bringen.

Es gibt, kleiner Nachtrag, noch eine andere Assoziation. Das Saarland war für mich bis Ende der 80er Jahre nur Grenzstation auf dem Weg nach Frankreich, nach Paris, zum Atlantik oder zum Mittelmeer. Wie weit noch bis zur Grenze? Von Saarbrücken aus schien alles nur noch halb so fern. Abgebogen in die Stadt bin ich auf diesen Reisen nie. Es war kein Ziel. Erst beruflich bekam die Abfahrt Saarbrücken Bedeutung. Und seitdem setze ich den Blinker gern in Richtung dieser Stadt an der Grenze. Mit all ihren Gerüchten und Gerichten, die, gemeinsam genossen, am meisten Vergnügen bereiten.

*Siehe zu diesem Thema auch die Beiträge von Eckhardt Kauntz (FAZ) und Michael Grabenströer (FR) in Heft Nr. 71/72.*

## GEGENDARSTELLUNG

In den SAARBRÜCKER HEFTEN, Ausgabe Nr. 71/72, September 1994, ist auf Seite 41 ein Beitrag unter der Rubrik "Neues aus dem Ideenland Saarland" enthalten, der unrichtige Behauptungen enthält.

Falsch ist, daß der SZ-Redakteur Gräbner beobachtet wurde, wie er im mausgrauen Einreihler nach Art mittelalterlicher Wegelagerer und sturzbetrunken Passanten am St. Johanner Markt belästigte, indem er sie mit Daten der Kriminalstatistik traktierte.

Richtig ist vielmehr, daß ich keinen mausgrauen Einreihler besitze, sondern gelegentlich einen graugestreiften Zweireihler trage.

Richtig ist, daß ich nie Passanten am St. Johanner Markt belästige. Höchstens helfe ich Orientierungs herumirrenden Redakteuren der SAARBRÜCKER HEFTE, den Heimweg zu finden, wenn sie mich darum bitten.

Richtig ist, daß ich am St. Johanner Markt nie sturzbetrunken bin.

Richtig ist, daß ich mit Kriminalstatistikdaten nie jemanden traktieren, sondern höchstens darüber diskutieren würde.

Saarbrücken, den 13. Oktober 1994

**Dieter Gräbner**

# Wer war Stengel – war Stengel wer?

Auszug aus dem Festvortrag von Dieter Heinz zur Eröffnung der Saarbrücker Stengel-Ausstellung am 25. September 1994

Friedrich Joachim Michael Stengel, geboren in Zerbst am Michaelstag 29. September 1694 als Sohn eines anhalt-zerbster Hofbeamten und Enkel eines Tübinger Professors, ausgebildet an der 'Akademie der Bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften' zu Berlin, gestorben als – wie es im Sterbeeintrag heißt – "vieljähriger Bau-Director und Cammer-Rath" am 10. Januar 1787 zu Saarbrücken.

Wer war dieser Friedrich Joachim Stengel?

Sicher, es gibt, in originaler Handschrift erhalten, einen eigenhändigen Lebenslauf Stengels. Sicher hat auch die mit geradezu kriminalistisch-genialem Spürsinn zusammengetragene Biografie aus Karl Lohmeyers Feder aus dem Jahre 1910 bleibenden Wert. Doch Karl Lohmeyer selber wußte am besten, daß selbst dieses umfassende Werk erst der Anfang eines langen Weges war. Gerade Lohmeyer begrüßte jede weiterführende Forschung.

So lag es ganz im Sinne Karl Lohmeyers, als Peter Volkelt 1982, ein Vierteljahrhundert nach Lohmeyers Tod, einen Nachdruck des Lohmeyerschen Stengelbuches zustandebrachte und mit einem im Vorwort kommentierten Verzeichnis der seit 1910 hinzugekommenen, weiterführenden Stengel-Literatur versah.

Ein großes Handikap für die Stengelforschung aber ist jedoch bis heute geblieben, daß uns für die umfangreichsten urkundlich nachgewiesenen Bauprojekte Stengels die Originalzeichnungen Stengels immer noch fehlen. Lediglich zum Saarbrücker Schloß und seinem von Stengel geplanten Park sind im Saarbrücker Stadtarchiv die von Lohmeyer vor dem Zweiten Weltkrieg veranlaßten technisch präzi-

sen, fotografischen Planreproduktionen der – dann kriegszerstörten – Originale erhalten geblieben.

Zu Ludwigskirche und Ludwigsplatz besitzen wir im Original Stengels ersten, aber nicht ausgeführten Entwurf, und zwar einen Haus-Typen-Entwurf, nur für ein einziges Haus also. Ferner besitzen wir die von mir vor 31 Jahren erstveröffentlichten und besprochenen Straßburger Planvarianten zur Ludwigskirche, dann das vor 25 Jahren von Robert Schubart aufgefundene und in einer planungsgeschichtlichen Studie veröffentlichte kleine Gesamtkonzept Stengels zum späteren Platz. Es stammt aus dem Jahr 1763, gibt aber im Bereich der südlichen Häuserzeile des Ludwigsplatzes auch noch nicht die Endfassung wieder, wie wir sie aus der Zeit vor 1944 kannten.



Weitere Einzelplanfunde sind zudem für die Kenntnis des stengelschen Schaffens viel tiefer anzusetzen, als dies bisher angenommen wurde. So stellt der von Schmollgen. Eisenwerth aufgefundene und 1967 erstveröffentlichte kleine Plan der katholischen Pfarrkirche von St. Johann kaum anderes dar als eine lediglich für die Finanzierung bestimmte Zeichnung, die für eine Bauausführung im Sinne Stengels viel zu klein, viel zu oberflächlich dargestellt und daher viel zu ungenau war, um als eine Ausführungszeichnung Stengels betrachtet werden zu können, und der ebenfalls von Schmoll in Nancy aufgefundene Schloßgartenentwurf aus der Zeit um 1761, von Jörg Gamer 1968 erst veröffentlicht, läßt in einem ganz wesentlichen Detail Zweifel an Stengels eigener Urheberschaft aufkommen, denn dieser Plan zeigt, daß es in diesem Plan noch nicht gelungen ist, den anzulegenden unteren Gartenteil in angemessene Verbindung zu bringen mit dem oberen Schloßgartenanteil. Es ist dort eine dilettantische, doppelläufige gerade Treppe einge-

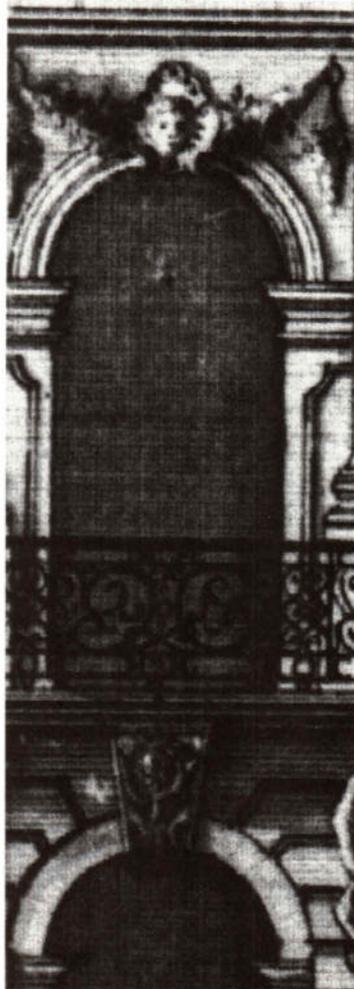
zeichnet wie sie mit Sicherheit Stengel selber nicht geplant haben würde.

Der nach Lohmeyer dann umfangreichste Planfund aus der Saarbrücker Stengelzeit hat, was seine wissenschaftliche Auswertung angeht, dann ein ganz eigenartiges Schicksal: Es tauchte 1967 in der Berliner Kunstbibliothek das Angebot von Originalplänen aus dem ehemaligen Besitz des Stengelsohnes Balthasar Wilhelm auf. Anbieter war ein Privatmann, der angeblich über diese Pläne nichts näheres aussagen konnte. Es wurde in Berlin bald danach geschlossen, daß es sich um die gleiche Quelle handele, nämlich eine kleine Kunsthandlung in Holzminden an der Weser, die auch einem Kieler Privatmann einen größeren Bestand an Originalplänen gleicher Herkunft verkaufte. Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin erwarb 26 der ihr angebotenen Pläne, der erwähnte Kieler Privatmann etwa deren sage und schreibe 60! Während in Berlin sich die Kunsthistorikerin Alheidis von Rohr der Berliner Erwerbung annahm, betraute der Kieler Erwerber mit der weiteren Betreuung seines neuen Besitzes einen jungen ihm befreundeten Kunsthistoriker, Paul Zubeck.

Damals ermöglichte ich eine Quellenveröffentlichung des gesamten Planfundes in den SAARBRÜCKER HEFTEN. Berlin ging sofort darauf ein. Aus der Feder von Alheidis von Rohr erschien postwendend in den SAARBRÜCKER HEFTEN ein komplettes Verzeichnis mit vollständigen Abbildungen des Berliner Planbestandes. Für den in Kiel verbliebenen Planteil scheiterte jedoch mein Vorschlag damals daran, daß mir erklärt wurde, trotz grundsätzlicher Bereitschaft zu einer solchen Quellenveröffentlichung sei "zunächst erst" an anderer Stelle eine kunsthistorisch "auswertende" Sonderveröffentlichung "einzelner" Stücke der betreffenden Pläne vorgesehen.

Und diese kam nie zustande, bis zum heutigen Tag!

Insgesamt dokumentierte dieser Planfund zwar hauptsächlich das Architekturschaffen von Stengels jüngerem Sohn Balthasar Wilhelm. Dieser hatte von Haus aus Jura studiert, die Architektur zunächst – wie wir heute sagen würden – nur als Hobby betrieben, seine Kenntnisse darin aber von seinem Vater bezogen. Indirekt werfen also diese Planzeichnungen daher ein ganz bestimmtes Licht auf die Kunst seines Vaters: Ein hervorragendes Beispiel hierfür sind Balthasars Pläne für den Wiederaufbau der 1784 durch eine Hochwasserkatastrophe eingestürzten Alten Brücke. Diese Pläne enthalten nicht nur das äußere Erscheinungsbild des Bauwerkes, oberflächlich meist "das Ästhetische" genannt, sondern von der Tiefgründung bis zum Steinschnitt und jeder Eisenarmierung auch alles, was uns an technischen Vorrichtungen nötig war zur Verwirklichung dieses Projektes.



Aus einem solchen Plan läßt sich dann, im Fazit, erlauben, was uns mit dem Verlust der Originalpläne Friedrich Joachim Stengels an Informationen auch über die Technik der Bauwerke noch fehlt. Nicht viel besser steht es mit den ausgeführten Bauten Stengels: Es ist nicht ein einziges Bauwerk Stengels bekannt, das komplett im Originalzustand, so wie es Stengel geplant, gebaut und gewollt hätte, noch vorhanden wäre, auch in von Alterung und Verwitterung, durch Vernachlässigung beeinträchtigter Form nicht mehr! Was als "original erhalten" heute bezeichnet wird, ist ausnahmslos durch den Wechsel jahrzehntelanger Umbauten, Entstellungen und sogenannter Wiederherstellungen gegangen, wobei die Unbefangenheit schon be fremdlich ist, mit der man an diesen Bauten je nach eigenem Gutdünken zwischen "Wesentlichem" und "Unwesentlichem" unterscheiden zu dürfen geglaubt hat.

Zur künstlerischen Bevormundung Stengels wurde diese Erscheinung selbst bei dem von Karl Lohmeyer empfohlenen, von Stengels Künstlertum an sich voll überzeugten, verdienstvollen Architekten Helmuth Sachsenröder bei seiner großen Wiederherstellung der Ludwigskirche noch um 1910, als er das gesamte Gestühl der Kirche im gesamten Innenraum, das – wie er selbst genau wußte! – "von Haus aus weiß war", aus – wie er selber schrieb – "praktischen, wohl auch aus ästhetischen Gründen" mit grünlich-grauer Marmorierung (!) versehen. Ein wider besseres Wissen geschaffener Bauzustand also, der dann für Jahrzehnte eine falsche Vorstellung von Stengels wirklichem Farbempfinden bewirkte und leider eben – festschrieb!

Eine derartige Verfahrensweise setzte sich bis in die Gegenwart fort. Man braucht sich nur in Wiesbaden-Bierbich Stengels dortigen Winterbau anzusehen, in dem dann – kurioserweise – die Dienststelle der Staatlichen Denkmalpflege angesiedelt ist.

Von den zahlreichen, Stengel zugeschriebenen oder wenigstens aus der Zeit seiner Oberaufsicht stammenden ländlichen Kirchbauten diesseits und jenseits unsrer Landesgrenzen gilt ganz ähnliches. Wenn man das zum Beispiel in einem bis auf den blanken Stein und aufs nackte Naturholz abgelagerten, von silberbronzierten Blechöfen beheizten schulsaalähnlichen Raum, in dem nichts, aber auch gar nichts mehr gestalterisch 'stimmt', darüber belehrt wird, daß dies ein Bauwerk von dem bekannten Generalbaudirektor Friedrich Joachim Stengel sei, dann muß ein sensibler Betrachter sich ja fragen, worin eigentlich Stengels gestalterische Qualitäten bestanden haben sollen.

Der Hinweis darauf, welchem 'Typus' das Bauwerk in der Kunstgeschichte angehöre, sagt da dem Betrachter, für dessen Wohlbefinden der Künstler seinen Bau ja einmal 'stimmig' geplant hatte, nicht mehr viel.

Zusammenfassend darf man vielleicht folgende Feststellung treffen: Es wird das Faktum ignoriert oder aus praktischen oder finanziellen Gründen heruntergespielt, daß ein Bauwerk, je qualitätsvoller es ist, in seiner Wirkung auf den Betrachter desto emp-

findlicher gegen jede Abweichung vom ursprünglichen Konzept seines Schöpfers ist.

Wenn man unter dieser Erfahrung sich einmal zu vergegenwärtigen sucht, mit welchen Augen Friedrich Joachim Stengel die heutige Fassung der von seinem Wirken zeugenden Bauten betrachten würde, kann man vor solchen Bauten also nicht mehr so vorbehaltlos von "Werken Stengels" sprechen, wie wir es zu tun gewohnt sind.

Wir sind vielmehr dem Künstler Stengel schuldig, vor jedem Bauwerk, zu dem wir seinen Namen nennen, nach dem neuesten Stand der Bauforschung auch ausdrücklich hervorzuheben, was am gegenwärtigen Zustand des Bauwerks nicht mehr mit dem Willen des Künstlers übereinstimmt.

Dazu bedarf es aber eines intensiven Quellenstudiums. Darin ging Karl Lohmeyer, obwohl er ja kein ausgebildeter Techniker, Ingenieur oder Architekt war, mit geradezu genialem Spürsinn voraus.

In dieser Aufgeschlossenheit für immer neue Wege begrüßte es Karl Lohmeyer darum auch, als ich selber vor fünfzig Jahren an Lohmeyer mit der Bitte um Beratung zu einem damals ganz neuen Projekt herantrat, nämlich der Absicht, Stengels Ludwigsplatz und Ludwigskirche in einem Modell der ursprünglichen, von Stengel gewollten Fassung sichtbar zu machen. Dies wohl gemerkt zu einer Zeit, als an eine bevorstehende Zerstörung dieses Stengelwerkes noch niemand glaubte, und zugleich sich in Saarbrücken niemand daran störte, daß der schattige Platanenwald und die farblich völlig entstellten, teils sogar mit dichten Rankengewächsen zugewachsenen und vielfach veränderten Originalbauten des Ludwigsplatzes so keineswegs mehr Stengels Vorstellungen entsprachen. Lohmeyer ging damals auf alle meine Fragen ein, und so entstand ein Arbeitskontakt, der sich bis zu Lohmeyers Tod im Jahre 1957 fortsetzte.

Der Krieg verwandelte Ludwigsplatz und Ludwigskirche in ein Trümmerfeld aus zerfetzten Mauerresten, so daß die Frage nach Stengels ursprünglichem Baukonzept eine praktische und neue Bedeutung erhielt. Aus dem Spiel war bitterer Ernst geworden.

Noch 1953 war die Mehrheit der Saarbrücker Architektenschaft für einen Totalabbruch der Ruinen des Ludwigsplatzes! Der bereits gezeichnete Plan, die in vereinfachter Form wiederhergestellte Ludwigskirche mit Skelettbauten aus Stahl, Glas und Beton zu umgeben, ist längst vergessen und – vielleicht bezeichnenderweise – auch verschollen. Es will heute niemand mehr gewesen sein.

Der Ludwigsplatz aber wird seit seiner Rekonstruktion überall mit Stolz als das Werk Stengels vorgezeigt, das, wie es meistens heißt, "nach den Plänen Stengels" wiederhergestellt sei, obwohl es – wie bereits gesagt – zu keinem einzigen der betreffenden Gebäude mehr einen originalen Stengelplan, den man einfach hätte wieder bauen können, gab.

Daß diese Rekonstruktion in ihren zuverlässigen Teilen kein gefühlsmäßiges 'Nachschaffen' gewesen ist, sondern nur auf exakten wissenschaftlichen Recherchen von geradezu kriminalistischer Genauigkeit – das Wort muß ich nochmals gebrauchen – möglich war, das scheint heute vergessen zu sein.

Aus meinem Modellprojekt von 1943, dessen bereits fertigen Teile mit Ausnahme der geretteten Pläne und Fotos 1944 wieder verbrannten, war inzwischen das Vorhaben eines saalfüllenden Modells im Maßstab 1:50 nach eigenen örtlichen Messungen, Untersuchungen und Zeichnungen geworden. Dieses Modell blieb später, bis auf Ludwigskirche und Palais Doeben, unvollendet, weil der endlich doch durchgesetzte Wiederaufbau des wirklichen Ludwigsplatzes, unter Zugrundelegung dieser Modellpläne, den Zweck des Modells, das ja als Stimulans zum Wiederaufbau gedacht war, in glücklicher Weise überholte.

Neu war an dieser Modellarbeit, daß am Modell der Kirche, wo ich ja gezwungen war, Form und Stellung aller Statuen zu recherchieren, zum ersten Mal aufgezeigt werden konnte, daß es sich um einen regelrechten Statuenzyklus handelte, – ein Gedanke, den Jahre später Schubart wiederaufnahm und auf seine Weise weiterspinn.

Neu war ferner, daß zum ersten Mal das Problem der ursprünglichen Farbgebung der Bauten untersucht

wurde, vor allem aber auch zum ersten Mal das Problem der arithmetischen und geometrischen Konzeption der Bauten Friedrich Joachim Stengels angeschnitten werden konnte, ja für die Rekonstruktion werden mußte.

Entscheidend für alle späteren, weiteren Wiederaufbauprojekte stengelscher Bauten Saarbrückens wurde schließlich über dieser Arbeit die Eruiierung und praktische Wiedereinführung der von Stengel bei allen seinen Planungen einheitlich angewandten Maß-Einheit, des sogenannten Nassau-Saarbrücker Werkschuhs ( $1' = 0,307695056$  m).

Wer sich über den Genauigkeitsgrad einer solchen Umrechnung amüsiert, sollte bedenken, das ohne diesen Genauigkeitsgrad eine so präzise Rekonstruktion, wie wir sie in denjenigen Teilen der Ludwigskirche heute vor uns sehen, die ihm folgen, nie möglich gewesen wäre, – er sollte sich aber auch über die Naivität – ich muß das wieder einmal sagen! – der kunstgeschichtlichen Forschung wundern, die einfach unterstellt "1 Schuh = 30 cm", weil das in unserm heutigen Maß glatter klingt, und dann in wissenschaftlicher Publikation zu Baumaßen kommt, die von den wirklichen Maßen um – sage und schreibe – Meterbeträge differieren!

Nun macht eine Schwalbe noch keinen Sommer, und die Maßeinheit an und für sich ist noch nicht, wie mancher glaubt, so quasi des Rätsels Lösung, wenn es um gute Proportionen geht. Der Wert der Maßeinheit liegt vielmehr darin, daß bei ihrer Anwendung alle Gebäude- oder Plan-Maße in ganzen rationalen Zahlen, sogenannten Werkzahlen, aufgehen und dadurch Zusammenhänge sofort augenfällig werden, die sich bei Anwendung unseres heutigen Metermaßes nur hinter Millimeter- und Zehntel-Millimeter-Werten verstecken.

Es zeigte sich durch die Wiederanwendung des stengelschen Originalmaßes bei dem Aufmaß authentischer, originaler Teile seiner Bauten, daß Stengel sich in der proportionalen Konzeption seiner Bauten noch der alten Werkzahlen bediente, wie sie vor Jahrzehnten – und hier muß ich einen ganz unbekannt Namen nennen! – der Nürnberger Maßforscher Lorenz Reinhard Spitzenpfeil als sogenannte

Näherungsreihen für die der Zirkelgeometrie entstammenden Proportionssysteme (Sechsstern, Zwölfstern, Achtstern = Quadratur und Fünfstern = Quintur oder populär "Goldener Schnitt" benannte) wiederaufdecken konnte.

Da der in sorgfältig gearbeitetem Werkstein produzierte Außenbau der Ludwigskirche, wie ich damals feststellen konnte, durch die angewandte Steinmetztechnik, die ja mit festgelegten Maßschablonen damals wie heute arbeitet, außerordentlich maßhaltig hergestellt war, gab es an den gemessenen Maßen nichts zu drehen und zu deuteln. Sie waren und sind, um auch hier noch einmal das Wort zu gebrauchen, Tatsachen.

An den übrigen Gebäuden galt dies nur in denjenigen Bauteilen, die ebenfalls, auch wenn man dies an den verputzten und farbig gefaßten Partien nachher nicht mehr sah, in gleicher Steinmetztechnik produziert waren, weil Stengel auf ihre Maßhaltigkeit Wert legte. Das waren die Risalite, die Eckquader- und Stockwerksgliederungen, während die in groben Bruchsteinen produzierten Rücklagen jedoch schwanken, auch bei Gebäuden, die äußerlich ähnliches Aussehen haben. Sie schwanken um das berühmte 'Zimmermannshaar'.

Diese gewollte Maßhaltigkeit war alleiniger Grund, die betreffenden Bauteile, und die Ludwigskirche im Äußern ringsherum als Ganzes, in jener sauberen Steinmetztechnik auszuführen, – keineswegs die Absicht, den 'Naturstein' als solchen etwa zu zeigen, zumal der aus Not verwandte hiesige Stein in seiner Mehrfarbigkeit der architektonischen Gliederung, wie heute an der immer noch abgelaugten Ludwigskirche zu erkennen, buchstäblich querläuft.

Ein Lohmeyer gleichermaßen erfreuendes Novum war damals, daß ich von der technisch-architektonisch-städtebaulichen Seite herkommend auch zum ersten Mal daranging, die durchweg nur in Druck-Abbildungen überlieferten Lagepläne stengelzeitlicher Bauten, die er selber bisher ohne Maßstabsbestimmung nur per "groß" oder "klein", "rechts" oder "links", "oben" und "unten" besprochen hatte, nun nach den mitabgebildeten Meßstrecken in neuzeitliche Kartenmaßstäbe umzu-

projizieren, und dadurch untergegangene Bauten und Anlagen im noch vorhandenen Gelände lokalisieren konnte, was wiederum örtliche Recherchen nach Rudimenten im Gelände ermöglichte, die es ohne dieses ganz nüchterne technische Verfahren so bis dahin nicht gegeben hatte.

Meine 1952 im Auftrag der Stadt Neunkirchen durchgeführte Lokalisierung, Größenbestimmung und Untersuchung des erst im 19. Jh. stückweise untergegangenen Neunkircher Barockschlosses bestätigte dann, daß Stengel mit diesem Werk eines der größten und bedeutendsten Landschlösser weit und breit geschaffen hatte, und es ist tragikomisch, daß dieses untergegangene Neunkircher Schloß heute immer wieder in einem Atem genannt wird mit dem noch vorhandenen Schloßchen in Karlsbrunn, was mit diesem Neunkircher Schloß null und nichts zu tun hat, weil Karlsbrunn bereits aus der Zeit von Stengels Sohn Balthasar stammt, in der man ein solches Schloßchen bewußt wieder im ländlichen Stil gebaut hat! Es ist also nicht zulässig, dieses "Schloß Karlsbrunn" etwa als Abglanz des Neunkircher Schlosses zu sehen. Es hat absolut nichts damit zu tun!

Die entsprechenden Untersuchungen zum letzten Profanbau Stengels, dem um 1769 als Point-de-vue zur Nordpromenade des heutigen Ludwigsplatzes geschaffenen Schloß Ludwigsberg, dessen Park als einer der frühesten Volksgärten Europas – auch das ist für Saarbrücken ein Unikum! – ehemals zur doppelten Größe unseres heutigen Deutsch-Französischen Gartens gelangen sollte, die konnte Lohmeyer selber leider nicht mehr miterleben.

Bis in die neueren Jahrzehnte galt Friedrich Joachim Stengels Dornburger Schloß in seinem weitgehend noch erhaltenen Hauptgebäude auf seiten der Kunsthistoriker in seinem Mittelrisalit als Wiederholung des Saarbrücker Schloßentwurfes. Lohmeyer, treffsicherer als seine späteren Kollegen, hatte 1910 nur den Ausdruck "recht ähnlich" dafür gebraucht. Jörg Gamer sprach dann direkt und ausdrücklich von einer wirklichen "Wiederholung" des Saarbrücker Bauwerks, "mit", wie er schrieb, "nur geringen Veränderungen", ja er nannte beide Bauten sogar "fast identisch" und empfahl zu einer Wiederherstellung

des Saarbrücker Schlosses expressis verbis: "Man geht ... am sichersten, wenn man die in den Stürmen der Zeit verlorengegangenen Architekturglieder und Details von Dornburg nach Saarbrücken überträgt".

Er wagte dieses Urteil nur vom bloßen Augenschein, ohne jemals eines der beiden Bauwerke maßlich analysiert zu haben. Der wirklich exakte Vergleich beider Bauwerke in maßstabsgleicher Konfrontation der Baupläne ergab dann etwas ganz anderes: Weder die Gesamtproportion noch irgendein Detail stimmte auch nur annähernd überein, nicht einmal die absolute Größe, sondern jedes der beiden Bauwerke Stengels hatte seine eigene Ordnung vom Großen bis ins Kleinste: Dornburg, in freier Ebene gelegen, erwies sich als von schmalem Hochformat und daher schlankeren Einzelformen bestimmt. Saarbrücken jedoch, auf hohem, klotzigen Felsplateau postiert, von dementsprechend robusterem, gedrungenerem Format, und dies bis in alle Details hinein. Austauschbar war nicht ein einziges Detail! Und doch sahen beide Bauwerke für den nur die Oberfläche betrachtenden Beschauer sich "ähnlich".

Die objektive Maß- und Proportionsanalyse vermochte einen tieferen Einblick in die Denkweise und den Schaffungsvorgang des barocken Baukünstlers zu geben als die nur oberflächliche und darum völlig subjektive Betrachtung des äußeren Erscheinungsbildes. Es zeigte sich, daß für einen Künstler wie Stengel ein Bauwerk keineswegs die Ansammlung von irgendwoher zusammengesuchten Anregungen oder gar Fertigteilen war, sondern jedes Bauwerk eine in sich geschlossene Komposition nach eigenem sich aus Sinn und Umfeld ergebendem Gesetz – ganz vergleichbar entsprechenden Vorgängen im Bereich der Musik: Saarbrücken und Dornburg – zwei grundverschiedene Fugen über ein beim ersten Hören ähnlich klingendes Thema! Ich möchte den Musikgeschichtler hören, der zwei solche Fugen dann als "fast identisch" bezeichnen wollte!

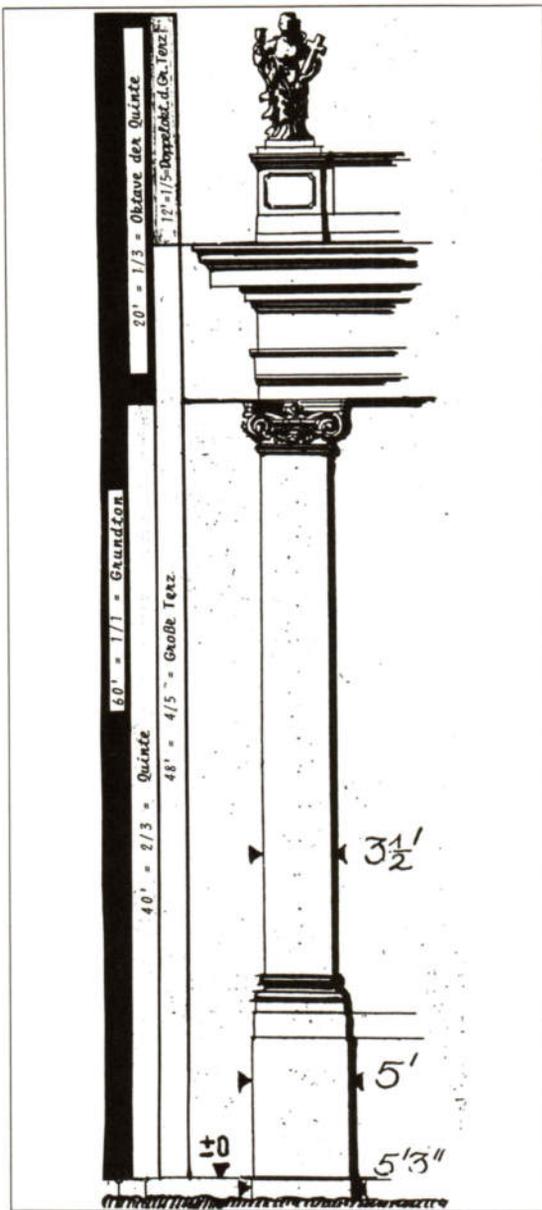
Hier gibt es noch viel zu lernen! Gerade für diejenigen Kunstgeschichtler, die viel zu sehr auf die Feststellung von "Ähnlichkeiten" erpicht sind und dadurch dann den Eindruck erwecken, als ob ein qualifizierter Architekt hauptsächlich vom Nachmachen und Aufnehmen der Arbeiten seiner Kollegen lebe! Es ist ganz selbstverständlich, daß alles, was

zur Schaffenszeit eines Architekturkünstlers um ihn herum geschieht, natürlich unbewußt auf ihn einwirkt, aber es ist nicht so – den Eindruck kann man leider bei vielen, vielen Veröffentlichungen der letzten Zeit haben, – daß der Architekt Ausschau gehalten habe: Der hat einen schönen Balkon gemacht, also mache ich auch einen, oder der hat dies und das so gemacht, also mache ich es auch so. So ist das nicht!

Damit komme ich zu einem ganz empfindlichen Punkt: Welchen Rang Stengels Architektur einnimmt vermag allein eine eingehende Analyse seines letzten großen Werkes, eben jener Ludwigskirche, zu offenbaren, selbst wenn man einmal alle anderen Vorzüge und Besonderheiten, die oft und zurecht genannt werden können, beiseite ließe. Konkret am Objekt nachprüfbar Maße sind nicht zu manipulieren. Sie sprechen Bände und sagen mehr als manche umschreibenden Worte. Ich will versuchen dies an einigen Hauptmaßen zu demonstrieren:

Die Hauptfassade der Ludwigskirche im Außenbau ist genau 60 Schuh hoch (60'). Die Plus-minus-Null-Ebene ist hierbei die Oberkante des Innenbodens, welche auch im Außenbau die Sockeloberkante darstellt, so daß über die Bezugshöhen kein Zweifel bestehen kann. Die Höhe der Pilaster beziehungsweise Säulen dieser Hauptordnung beträgt dann genau 40'. Die Ordnungshöhe mit dem großen Hauptgesims aber hat genau 48'. Diese Proportionen entsprechen genau den seit Jahrtausenden bekannten natürlichen Intervall-Propportionen eines klingenden Tones, die bei jedem Ton in der Obertonreihe mitschwingen: 1 ist der Grundton, 1/2 ist die Oktave, 2/3 die Quinte, 3/4 die Quarte, 4/5 die große Terz und 5/6 die kleine Terz usw. Die genannten Hauptmaße entsprechen daher an der Ludwigskirche einem reinen Dur-Dreiklang.

Da darf ich nun etwas hinzufügen, was ganz erstaunlich ist: daß nach den Forschungen des neulich im Zusammenhang mit Stengels Grab bereits genannten sehr originellen Saarbrücker Forschers Carl Ruhr die ursprünglichen Glocken der Ludwigskirche ein diatonisches Geläute waren mit den Tönen c - d - e, also genau in dem Dur-Dreiklang lagen, den wir hier



hen! Ich darf vielleicht auch darauf hinweisen, daß musikalisch gesehen die Hauptordnung der Ludwigskirche, die hier in "Dur" komponiert ist, eine sogenannte "ionische" ist, und nun den Musikwissenschaftler einmal etwas anreizen, sich darum zu kümmern, daß nämlich unsere Dur-Vorstellung unter den Kirchentonarten aus der "ionischen" kommt! Das ist also eine ganz unglaubliche, zum mindesten eine nominelle Kongruenz von Sichtbarem und Hörbarem. Das ist eine interessante Erscheinung. Ich nenne sie einmal "optische Musik". Die setzt sich nun durch den ganzen Bau in allen möglichen Hauptmaßen nachmeßbar fort: So bewegen sich von der Quinte aus, durch Oktavierung, im Innenraum die Stukturen der Raumdecken bis zum Höhepunkt des strahlenden Gottesauges in der Kuppe, von der großen Terz aus, durch Oktavierung, im

Innenraum die Abmessungen der Orgel in der Gesamtbreite bis zum Brustwerk und zum Kronpositiv, – um nur mehr erst einige wenige Beziehungen zu nennen. Selbst der Einzug der Innenraumsäulen im Grundrißquadrat erfolgt zum Grundton der Außenfassade genau im Ganztonschritt. Kurz: Stengel arbeitete mit den einfachen Proportionen des uralten Monochords, und dies eingebettet in die alte Maßfüßigkeit des Zwölfsterns im Grundriß des Ganzen.

Wie ich vor Jahren meinen Studenten nachweisen konnte, als wir uns mit den Großbauten der Antike und da unter den Folgeerscheinungen auch mit dem alttestamentlichen Tempel König Salomos von Jerusalem beschäftigten, dessen Maße uns in den Schriften des Alten Testaments genau überliefert sind, verwandte Friedrich Joachim Stengel in dieser Ludwigskirche auf den heutigen Millimeter genau die alt-ägyptische sogenannte "Große" Elle und die Maße des alttestamentlichen salomonischen Tempels – sogar in originaler Größe! Wieso! Woher kannte, woher "hatte" er diese Maße?

Darüber nun zurück zu der durch architektonische Forschung enthüllten Praxis Stengels. Ich habe bereits vor vielen Jahren darauf hingewiesen, daß offensichtlich in Zusammenhang mit dieser Arbeitsweise Stengels jener vergoldete Zirkel stehen dürfte, der laut originalem Einweihungsbericht der Ludwigskirche am 25. August 1775 im Festzug vor Stengel hergetragen wurde, und daß dieser identisch sein dürfte mit einem als "Zirkel" bezeichneten, im alten Saarland-Museum ehemals ausgestellten Messing-Instrument, von dem die Kunde ging, es stamme aus Stengels Besitz. Interessant war nun, daß dieses Instrument, als es sich im Depot vor Monaten wieder fand, auch wiederum für einen Zirkel oder gar einen "Winkel", eine sogenannte "Schmiege", gehalten wurde, bis ich nochmals darauf aufmerksam machen konnte, daß es sich bei diesem Instrument um einen der zu Stengels Zeit weitverbreiteten Proportionalzirkel handelte, von dem, wenn er flach auf den Zeichentisch gelegt wurde, sich mit einem eigentlichen Abgreifzirkel dann nach dem Prinzip der Strahlensätze unmittelbar alle Proportionen abgreifen und auf die Zeichung übertragen ließen. Seit

längerem bekannt ist ein solches – allerdings viel kleineres – Instrument aus dem Nachlaß von Balthasar Neumann.

Ich habe in einem 1:1-Modell des Neumannschen Zirkels vor Jahren einmal ausprobiert, daß man mit diesem Zirkel in ein paar Minuten jede Säulenordnung mit den perfekten Proportionen aufs Zeichenpapier bringen kann. So praktisch sind diese Instrumente gewesen! Bis heute werden in der überörtlichen Fachliteratur solche Meßinstrumente aber immer wieder als Instrumente "zur Berechnung" ausgegeben, auch in einem Buch über Balthasar Neumann aus den letzten Jahren, – in völliger Verkenntnis dessen, daß solche Instrumente ja gerade das "Rechnen" ersparen sollen.

Auch dies sicher ein Hinweis darauf, wie notwendig ein engerer Anschluß der Kunstgeschichte an die technische Sphäre der eigentlichen Architektur als ernstzunehmender Wissenschaft wäre, wobei wir bedenken müssen, daß die Architektur damals wirklich noch im Ur-Sinne "Archi-Tektur" war, die alles vom Ästhetischen bis zur Bauphysik, von der Praxis bis zum Ganzen im Detail umfaßte. Wir können das nicht ohne weiteres gleichsetzen mit dem, was wir heute unter Architektur verstehen.

Mit diesem Gedanken komme ich auf das, was ich eingangs als "aktuelle Desiderate" der Stengel-Forschung erwähnte. Zunächst sollte endlich einmal durch eine vollständige Publikation der hier im Land befindliche Teil der Plansammlung Balthasar Wilhelm Stengels im Sinne einer Quellenpublikation, ohne irgendwelche Ausdeutungen noch weiter abzuwarten, allen Interessenten zugänglich gemacht werden.

Sodann sollte die Erschließung der stengelzeitlichen Stadt- und Landesvermessung, der sogenannten Nassauischen Katasterkarten, nicht nur im Bereich der Landeshauptstadt Saarbrücken, sondern auch des ganzen Landes, durch Erfassung auf großformatiges Filmmaterial und Umprojektion zu kopierfähigen, praktikablen Folien in den heute üblichen Maßstäben fortgesetzt und fertiggestellt werden, in dem besonderen Verfahren, das ich ab 1960 bei der Stadt Saarbrücken begonnen hatte. Es sollten ferner

aufgrund der Quellen- und Aktenlage Recherchen nach Plan-Unterlagen und alten Abbildungen, eventuell sogar alten Fotos aus dem 19. Jh., zu den untergegangenen Schlössern Neunkirchen-Jägersberg und Ludwigsberg forciert werden.

Es sollten endlich die von mir seit Jahrzehnten vergeblich geforderten örtlichen Grabungen vorgenommen werden im Bereich der Hofterrasse und der Gartenterrassen von Schloß Neunkirchen-Jägersberg und auch im Bereich der Brunnenterrasse von Schloß Ludwigsberg am Saarbrücker Sittersweg, – beides Grabungsprojekte, die ohne weiteres zugänglich, bei fachgemäßer Planung und Leitung mit geringem Kostenaufwand durchführbar, aber vor allem mit großer Sicherheit für die Kenntnis der Ausstattung der betreffenden Schlösser äußerst aufschlußreich sein würden. Ferner wäre eine umfassende Dokumentation über die Industriebauten Stengels sowie zu den Bauordnungen seiner Amtszeit erforderlich.

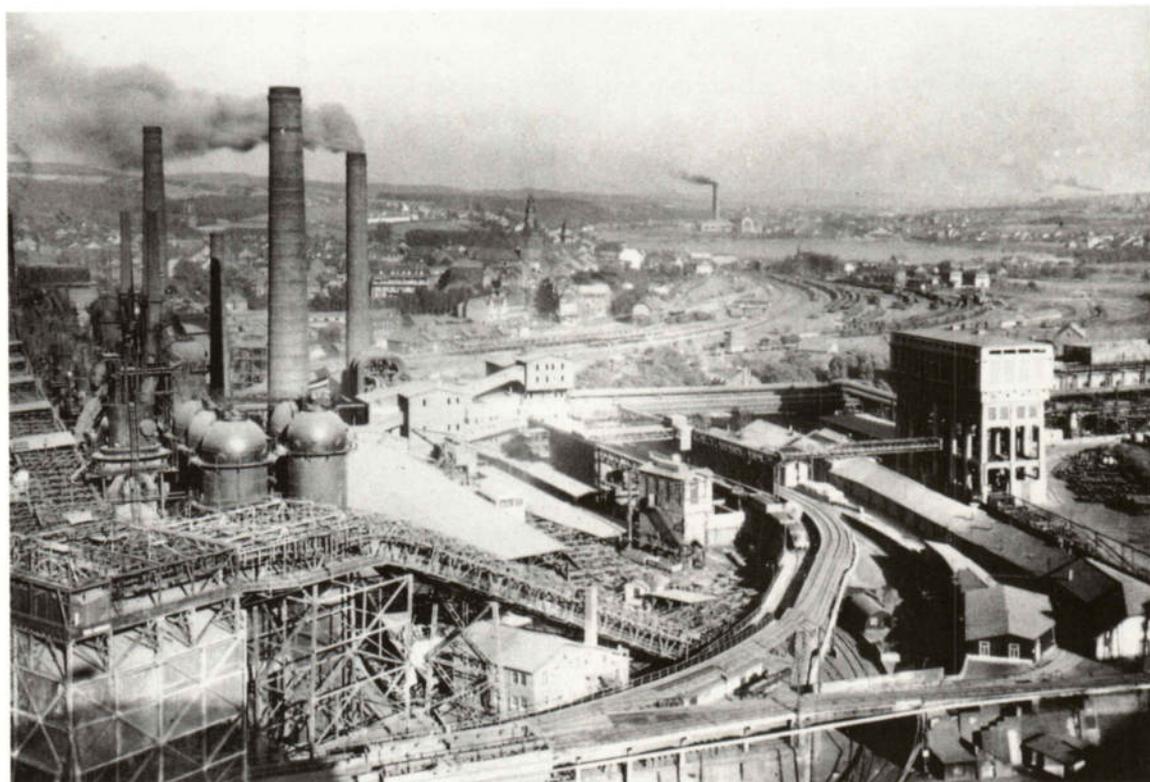
Was den Denkmalschutz besonders angeht, so ist trotz aller meiner Bemühungen bis heute noch nicht einmal in Angriff genommen worden die Erfassung und der wirksame Schutz der gewaltigen landschaftsgestalterischen Maßnahmen der Ära Stengels, wie sie uns in ganz erheblichen Zeugnissen, namentlich in den großen Altsaarbrücker Terrassengärten und ihren original erhaltenen Formationen eindrucksvoll vor Augen sind! Hier gammeln bedeutende Zeugnisse stengelscher Gartenkultur, von keiner Denkmalliste gebührend beachtet, vor sich hin! Damit, daß zwei oder drei nach-stengelsche Gartenhäuschen erfaßt sind, ist es wirklich nicht getan, zumal die künstlerisch anspruchsvolleren dieser Klein-Architekturen ohnedies, bis auf den einzig gepflegten Maltitz-Pavillon in Saarbrücken-St.Arnual, längst verschwunden sind.

Was schließlich Stengels letztes künstlerisches Geheimnis angeht, seine rätselhafte Affinität zu Johann Sebastian Bach, so hoffe ich, daß ich mich selber noch ein wenig darum kümmern kann und mich darum bemühen werde, sie weiter aufzuhellen.

# Was läßt sich mit einem Industriedenkmal anfangen?

## Überlegungen zu einer sozialgeschichtlichen Auseinandersetzung mit der Vöklinger Hütte

Von Harald Glaser



Die Vöklinger Hütte um 1930.  
Stadtarchiv Saarbrücken.

Seit Dezember 1994 nimmt das Saarland, von der UNESCO bescheinigt, am Weltkulturerbe teil: wegen seiner Einzigartigkeit und Vollständigkeit wurde das ehemalige Hochofenwerk der Vöklinger Hütte in die UNESCO-Liste aufgenommen, auf der ehrwürdige Kulturdenkmäler wie die Akropolis, der Borobudur oder die Dome zu Aachen und Speyer stehen. Plötzlich sind alle einer Meinung: Vergessen scheint der jahrelange Streit um Erhaltung oder Abriß, und Forderungen, das ehemalige Hüttengelände in eines jener Gewerbegebiete zu verwandeln, die allorten die frühere Industrielandschaft zieren, dürften, wenigstens offiziell, vorerst nicht mehr erhoben werden.

### Ein neues Interesse an Industriegeschichte: Geschichtswerkstätten und Industriemuseen

Bürgerinitiativen und Geschichtswerkstätten, die für die Bewahrung von Werkssiedlungen und Industrieobjekten eintreten, entstanden erstmals in den fünfziger Jahren in England. In der Bundesrepublik haben sich vergleichbare Gruppen seit den siebziger Jahren vor allem im Ruhrgebiet gebildet. Gleichzeitig haben Denkmalschützer und Historiker ihr Augenmerk auf die Industriegeschichte und ihre Hinterlassenschaft gelenkt. Im Rahmen des Fremdenverkehrs wurden technische Denkmäler als Wirtschaftsfaktor entdeckt. Neue Museen stellen industrielle Technik und Arbeit unter sozialgeschichtlichem Blickwinkel dar und tragen, wie das Rheinische und Westfälische Industriemuseum, durch die Nutzung ehemaliger Fabrikgebäude auch zur Erhaltung von Industriedenkmalern bei. Innerhalb der Internationalen Bauaus-

stellung Emscher Park wird mit dem Hüttenbetrieb Duisburg-Meiderich erstmals in der Bundesrepublik ein vollständiges Hüttenwerk als Industriemuseum zugänglich gemacht.

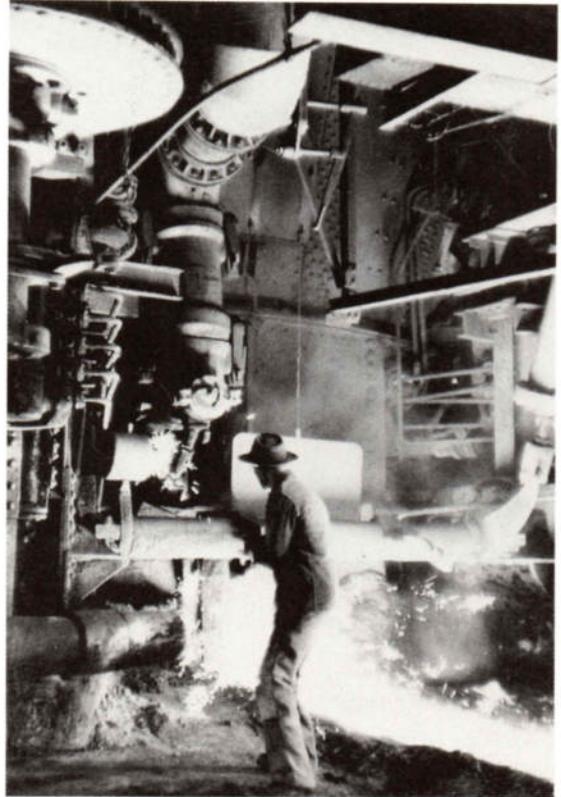
Die Gründe dafür, daß die Überreste des Industriezeitalters bewahrenswert erscheinen und alltags-, lokal- und regionalgeschichtliche Themen auf wachsendes Interesse stoßen, sind in dem raschen und tiefgreifenden Strukturwandel zu sehen, der insbesondere die traditionellen Industriegebiete erfaßt hat. Durch die grundlegende Veränderung des Lebens- und Arbeitsumfeldes ist ein Bewußtsein für die Besonderheit des bis dahin Alltäglichen entstanden. Auch läßt der Verlust eines auf Technik und Naturwissenschaft begründeten Fortschrittsoptimismus technische Entwicklungen zum Gegenstand historischen Interesses werden.

**Die Völklinger Hütte:  
Vom "Schrotthaufen" zum Weltkulturerbe,  
aber keine Aussicht auf ein Industriemuseum**

Die Diskussion um die Erhaltung von Industriedenkmalern hat das Saarland trotz seiner Prägung durch die Montanindustrie erst spät erreicht. Nachdem schon der einst das Saarrevier beherrschende Bergbau weitgehend aus dem Landschaftsbild verschwunden war, wurde noch Anfang der achtziger Jahre das Neunkircher Eisenwerk bis auf wenige Reste abgerissen. Was übrig geblieben ist, kann keine Vorstellung mehr vermitteln von der früheren Bedeutung der Hütte und ihrer beherrschenden Stellung im Stadtbild.

Zur Völklinger Hütte hieß es 1988 von berufener Seite, es falle "sehr schwer, für die gesamte Hochofengruppe eine Erhaltung zu fordern und diese zu befürworten, da es bei der ungeheuren Massierung unmöglich sein kann und muß, die gesamte Hochofengruppe zu erhalten".(1) Inzwischen hat sich die Landesregierung als Eigentümerin für die Erhaltung nicht nur der Hochofengruppe, sondern auch der übrigen zum Verhüttungsprozeß gehörenden Anlagen entschlossen. Sanierungsarbeiten haben begonnen, und im Rahmen von Führungen können Besucher das Hüttengelände besichtigen, wobei die Gasgebläsemaschinen, ein Hochofen und die Ko-

kerei unmittelbar zugänglich sind. Zum Sinneswandel haben verschiedene Umstände beigetragen, von den zu hohen Abrißkosten bei sinkendem Schrottpreis bis zu einem wachsenden Einsatz aus Bevölkerung und Fachwelt. Nachdem die Völklinger Hütte in die UNESCO-Liste aufgenommen worden



*Hochofenabstich um 1930.  
Stadtarchiv Saarbrücken.*

ist, und zwar gerade wegen der "ungeheuren Massierung", die die Vollständigkeit des Hochofenbereichs ausmacht, ist davon auszugehen, daß sie in ihrer Gesamtheit erhalten bleibt. Dennoch besteht kein Grund zu ungetrübter Freude: denn nach wie vor fehlt eine Perspektive für die sozial- und technikgeschichtliche Erschließung des Industriedenkmal, für ein Industriemuseum, das der Bedeutung des Gegenstandes gerecht wird. Zwar ist von einem Industriemuseum immer mal wieder die Rede, doch sind keine Ansätze zur Verwirklichung zu erkennen. Bis heute gibt es keine Entscheidung über Trägerschaft und Aufbau, geschweige denn einen Zeit-

plan oder Vorstellungen zur Finanzierung. Auch ein gemeinsames organisatorisches "Dach", unter dem die verschiedenen Aktivitäten auf dem ehemaligen Hüttengelände (Industriegeschichte, Kultur, Kunsthochschule, Sanierung, gewerbliche Nutzung) aufeinander abgestimmt werden könnten, ist noch nicht zustande gekommen. Angesichts des Mangels an konzeptionellen Festlegungen drängt sich der Eindruck auf, daß es nicht nur am Geld fehlt.

Die Aufarbeitung der Geschichte der Völklinger Hütte war bisher nur in zeitlich begrenzten Projekten möglich, Besichtigungen werden auf ehrenamtlicher Grundlage angeboten. Im folgenden soll gezeigt werden, welche Ausgangspunkte die Völklinger Hütte für die Erforschung von Industriegeschichte bietet und welche Gründe für die Auseinandersetzung mit Sozial- und Technikgeschichte gerade in Völklingen sprechen. Anschließend werden einige Ergebnisse und Erfahrungen aus der Tätigkeit der Dokumentationsstelle zur Geschichte der Hüttenarbeit dargestellt, die von der Initiative Völklinger Hütte e.V. eingerichtet wurde. Schließlich wird beschrieben, wie der Aufbau eines Industriemuseums vorbereitet werden könnte.

### **Zur Bedeutung der Völklinger Hütte für Erforschung und Darstellung von Industriegeschichte**

*Ein vollständiges Bild von den Funktionszusammenhängen der Eisenverhüttung.* Der denkmalgeschützte Bereich umfaßt alle Anlagen und Einrichtungen, die an der Roheisenerzeugung beteiligt waren, so daß die Funktionszusammenhänge in ihrer ursprünglichen räumlichen Anordnung nachvollzogen werden können. Daß die Gesamtanlage kompakt und leicht zu überblicken ist, erleichtert die Darstellung der Produktionsabläufe an Ort und Stelle. In unmittelbarer Nachbarschaft des Industriedenkmals repräsentiert ein produzierendes Stahlwerk die Weiterverarbeitung des Roheisens und den modernsten Stand der Hütten-technik. Die weiteren Verarbeitungsstufen sind durch die noch in Betrieb befindlichen Walzwerksanlagen vertreten. Durch die Nähe des Bahnhofs wird die Bedeutung der Eisenbahn für die

Anlieferung der Rohstoffe und für die tägliche An- und Abreise eines Teils der Belegschaft deutlich. Die Stadt Völklingen liefert ein Beispiel für Strukturen und Entwicklung einer "Hüttenstadt".

*Die Völklinger Hütte als technisches Denkmal.* Mit der Errichtung der Sinteranlage fand der Ausbau der Roheisenerzeugung in Völklingen um 1930 seinen Abschluß. Anders als in den meisten anderen Hüttenwerken kam es später zu keiner grundlegenden Umgestaltung mehr, so daß sowohl die Gesamtanlage als auch die einzelnen Werksteile, wie Kokerei, Sinteranlage, Lager- und Transporteinrichtungen im wesentlichen den technischen Stand der Zeit zwischen 1910 und 1930 wiedergeben. Allerdings wurden bis in die achtziger Jahre Modernisierungen in Teilbereichen vorgenommen. Es sind diese Erneuerungen im einzelnen, die vor dem Hintergrund der unveränderten Grundkonzeption den technischen Wandel deutlich werden lassen.

Ein Beispiel für die teilweise Erneuerung einer überkommenen Technik ist das Beschickungssystem. Der Transport von Erz und Koks zu den Hochöfen erfolgte bis zur Stilllegung über die Hänge- und Seilbahn, wobei die Hängebahnwagen von Hand in die Hochöfen entleert wurden. Eine Modernisierung fand insofern statt, als ab 1955 die Steuerung der Wagen und Ende der siebziger Jahre das Ablassen des Beschickungsmaterials in den Hochofen automatisiert wurden. Die Hänge- und Seilbahn liefert auch ein Beispiel dafür, wie eine technische Lösung, die sich den ortsspezifischen Umständen verdankte, die weitere Planung beeinflusste. Mit der Hängebahn, die an die besonderen Völklinger Verhältnisse (dichte Reihung der Hochöfen, Platzmangel, Abhängigkeit von Saarkoks, der möglichst ohne Umladen zum Hochofen befördert werden mußte) angepaßt wurde, verfügte die Hütte einerseits über ein leistungsfähiges und zuverlässiges Transportsystem. Andererseits waren durch die gemeinsamen Transportanlagen und die durchgehende Gichtbühne für alle sechs Hochöfen einer späteren Erneuerung oder Erweiterung enge Grenzen gesetzt. Denn sowohl der Bau höherer Hochöfen als auch der Übergang zu der in neueren Hüttenwerken längst üblichen automatischen Begichtung über Förderbänder hätte einen vollständigen

Umbau der gesamten Beschickungseinrichtungen mit entsprechend hohen Investitionskosten erfordert.

In der Investitionspolitik des Unternehmens lassen sich Zeiten unterschiedlicher Innovationsbereitschaft unterscheiden. Bis in die dreißiger Jahre kann von einer ausgesprochenen Innovationsfreudigkeit gesprochen werden. Zu nennen sind die erstmalige großtechnische Anwendung der Trockenreinigung des Gichtgases und des Sinterns von Gichtstaub, Verbesserungen im Kokereiprozeß, das Entschwefeln des Roheisens mit Soda und die bereits erwähnte elektrische Hänge- und Seilbahn. Auch gehörte die Völklinger Hütte zu den ersten Unternehmen, die Großgasmaschinen zur Erzeugung von Elektrizität und zur Luftkompression ein-



Schichtwechsel am Völklinger Bahnhof.  
Landesinstitut für Pädagogik und Medien.

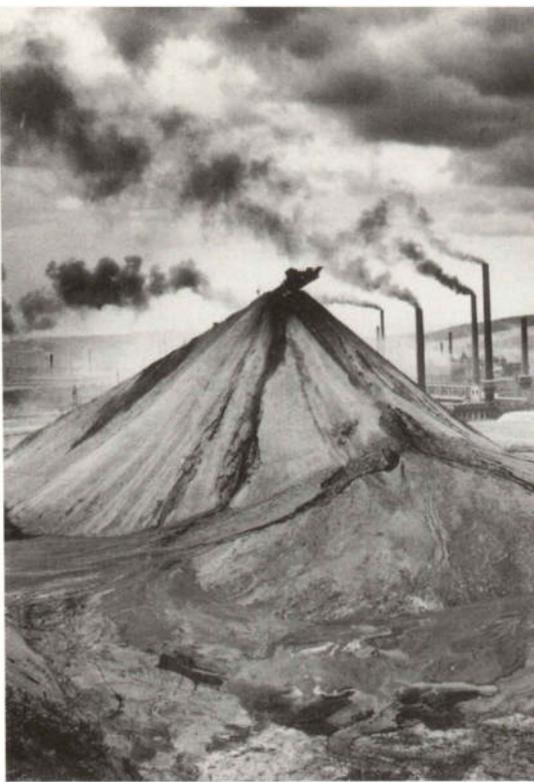
setzen. Veranlaßt wurde diese Innovationsfreudigkeit durch äußere Notwendigkeiten, die sich aus der Wettbewerbssituation ergaben. Sie verdankt sich aber auch dem damaligen Firmenleiter Hermann Röchling, der sich persönlich um neue technische Lösungen bemühte. Nach dem zweiten Weltkrieg überwogen Veränderungen im Detail. Zum einen war der Aufbau der Gesamtanlage abgeschlossen, zum anderen hatte sich die Firmenpolitik geändert. Höhepunkt dieser Entwicklung war die Tatsache, daß der Bau des neuen Stahlwerks 1976 zunächst von den Arbeitnehmervertretern und dem "neutralen Mann" im Aufsichtsrat gegen den Willen der Eigentümer durchgesetzt wurde. Erst bei einer erneuten Beschlußfassung stimmten auch die Anteilseigner zu.

*Die Völklinger Hütte als Zeugnis der regionalen Industriegeschichte.* Die besonderen Verhältnisse im Saarrevier haben sich in der Unternehmensgeschichte bis hin zu einzelnen technischen Entscheidungen niedergeschlagen. Da die Völklinger Hütte bis in die sechziger Jahre fast ausschließlich Minetteerz aus Lothringen verhüttete und überwiegend auf Koks aus Saarkohle angewiesen blieb, bildete die Rohstoffversorgung über lange Zeit eine Konstante in den Produktionsvorgaben. In welcher Weise sich die Abhängigkeit von Minette und Saarkoks auf die jeweiligen Handlungsmöglichkeiten des Unternehmens auswirkte, hing indessen von den sich verändernden wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen ab.

So verfügten die Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke mit ihren Erzlagern im annektierten Lothringen für die Erzeugung von Thomasstahl über eine günstige Ausgangslage. Die darin begründeten Konkurrenzvorteile gingen verloren, als andere Stahlsorten aufkamen und nach dem ersten Weltkrieg mit dem Verlust der lothringischen Erzfelder die Kosten für Eisenerz anstiegen.

Beim Koks, dem zweiten grundlegenden Rohstoff, kamen den Saarländischen Hütten zwar die nahegelegenen Kohlevorkommen zugute, zugleich mußten sie aber in Kauf nehmen, daß sich der Saarkoks nur schlecht verhütten ließ und die Saargruben den Bedarf oft nicht decken konnten. Die schlechte Verkehrsanbindung verteuerte den Bezug höherwertiger Erze und geeigneteren Kokses und wirkte sich in steigendem Maße als Wettbewerbsnachteil gegenüber der Eisen- und Stahlindustrie an Rhein und Ruhr aus. Allerdings zeigen die Auseinandersetzungen um die Frachttarife der Reichsbahn und den Bau einer Schifffahrtsverbindung zum Rhein, daß die Konkurrenzbedingungen nicht allein von geographischen Gegebenheiten sondern auch von politischen Entscheidungen abhingen.

Die Rohstoffgrundlage bestimmte das Produktionsprofil der Saarländischen Hütten. Während die Eisen- und Stahlwerke des niederrheinisch-westfälischen Industriereviere schon um die Jahrhundertwende mit importierten Eisenerzen eine vielfältige und qualita-



Industrielandschaft und Umweltbelastung.  
Landesinstitut für Pädagogik und Medien.

tiv anspruchsvolle Stahlproduktion begründen konnten, fehlten den Hütten der Saarregion die Voraussetzungen für eine Schwerpunktsetzung auf Qualitätsstähle. Obwohl man auch hier die Edelstahlherstellung ausbaute - so wurde in Völklingen ein Verfahren zur Erzeugung von Elektrostahl entwickelt - blieben Thomasstahl und gröbere Walzprodukte vorherrschend. Der hohe Anteil an Massenstahl im Produktionsprogramm hat letzten Endes auch zu den Schwierigkeiten der Werke in Neunkirchen, Burbach und Völklingen ab 1975 beigetragen.

Auch im technischen Aufbau des Werkes fanden die Rohstoffverhältnisse ihren Niederschlag. Schon die Errichtung einer Kokerei in unmittelbarer Nähe der Hochöfen trug der Notwendigkeit Rechnung, den leicht zerbrechlichen Saarkoks möglichst ohne Bahntransport und Umladen zum Hochofen zu bringen. Konstruktion und technische Ausrüstung der Kokerei wurden auf die Besonderheiten der Saarkohle abgestimmt. Die Verteuerung von Eisenerz und Kohle nach dem ersten Weltkrieg veranlaßte die Firmenleitung, zum Zwecke der Leistungssteigerung der Hochöfen das Brechen und Sintern des Erzes voranzutreiben, mit dem Ergebnis, daß Völklingen um 1930 eine der größten Sinteranlagen der Welt besaß.

*Die Völklinger Hütte als Schauplatz von Sozialgeschichte.* Über mehr als hundert Jahre hat die Hütte die Arbeitserfahrungen und Lebensbedingungen von Tausenden von Menschen bestimmt. Sie hat das Stadt- und Landschaftsbild geprägt, Gesellschaft und Politik beeinflußt und zu einem großen Teil auch die Mentalität der Bevölkerung geformt. Die Beschäftigung mit der Geschichte der Völklinger Hütte verspricht exemplarische Erkenntnisse über den Einfluß eines Großunternehmens in einem von Bergbau und Eisenindustrie beherrschten Industriegebiet. Dabei werden die Umstände sichtbar, die das Saarrevier geprägt haben, und deren Folgen bis heute fortwirken.

Neben den hohen Arbeitsbelastungen, Unfall- und Gesundheitsrisiken, durch die sich die meisten Hüttenarbeitsplätze auszeichneten, ist auf zwei Besonderheiten hinzuweisen, die bei technikgeschichtlichen Erörterungen oft übersehen werden. Mehr noch als im "Normalbetrieb" mußte bei Reparatur- und Instandhaltungsarbeiten unter Zeitdruck und widrigen Umständen gearbeitet werden. So wurden, um die Stillstandszeiten gering zu halten, Maurerarbeiten in noch heißen Koksboxen ausgeführt, Reinigungsarbeiten waren mit hoher Staub- und Schadstoffbelastung verbunden usw. Hinzu kamen in den letzten Jahren des Hochofenbetriebs besondere Anforderungen an die Belastungsfähigkeit und das Improvisationsvermögen der Belegschaften auf Grund der überlebten Technik.

Die innerbetrieblichen Beziehungen waren bis nach dem zweiten Weltkrieg durch persönliche Machtausübung auf der Grundlage traditioneller Hierarchien gekennzeichnet. Von Zeitzeugen wird immer wieder bemerkt, die Meister hätten sich "wie kleine Herrgötter" aufgeführt. In den fünfziger und sechziger Jahren vollzog sich ein allmählicher Wandel, in dessen Verlauf sich "sachliche" Verkehrsformen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen und ein eher kooperatives Verhältnis unter den Arbeitskollegen durchsetzten. Die Ursachen sind vor allem in drei Entwicklungen zu sehen: die Verbesserung der Qualifikation durch eine geregelte Ausbildung, der Generationswechsel in Verbindung mit einer allgemeinen Veränderung des gesellschaftli-

chen Klimas und die Umwandlung der innerbetrieblichen Entscheidungsstrukturen durch die Montanmitbestimmung.



*Großküche des Schlafhauses Völklinger Hütte.  
Stadtarchiv Völklingen.*

Über den Arbeitsplatz hinaus bildete die Hütte das Zentrum eines Geflechts sozialer Beziehungen, wie es über Jahrzehnte kennzeichnend war für das Industrieviertel an der Saar. Weniger verbissen als das "System Stumm", aber dafür umso langlebiger, bestand in Völklingen eine Form von Unternehmensführung, die keinen Zweifel daran ließ, wer der "Herr im Hause" war. Sie beinhaltete eine betriebliche Sozialpolitik, die von der Kinderkrippe über die Baugenossenschaft bis zum Altersheim alle Lebenslagen umfaßte, den Belegschaftsmitgliedern und ihren Familien eine bescheidene materielle Absicherung bot und mit Haushaltsschulen, Werkbibliothek und Eigentumbildung gleichzeitig "erzieherische" Absichten verfolgte. Spuren dieser Unternehmenspolitik sind in Völklingen noch vorzufinden, seien es die Siedlungen der von der Hütte getragenen Arbeiter-Baugenossenschaft oder die Gebäude ehemaliger Sozialeinrichtungen. Wegen der besonderen Situation im Saarrevier konnte sich die persönliche Unternehmerherrschaft länger halten als anderswo, wozu auch die arbeitsrechtlichen Bedingungen beitrugen. So fand während der Zeit der Völkerbundsverwaltung nach dem ersten Weltkrieg das Betriebsrätegesetz der Weimarer Republik im Saargebiet keine Anwendung. Nach dem zweiten Weltkrieg blieb das Saarland bis zur Rückgliederung 1957 von der Montanmitbestimmung ausgeschlossen.

Die Rolle, die Hermann Röchling als Landespolitiker während des Völkerbundsmandats und als Leiter der wichtigsten Wirtschaftsvereinigungen der Eisen- und Stahlindustrie in der NS-Zeit spielte, zeigt, daß sich Anspruch und Einfluß des maßgeblichen Unternehmers der Region nicht auf Firmenangelegenheiten beschränkten. Seine Mitwirkung an den Untaten des NS-Regimes, die zur Verurteilung als Kriegsverbrecher führte, liefert im übrigen einen Beitrag zum Thema "Industrielle und Drittes Reich".

### **Technikgeschichte als Sozialgeschichte: Zur Notwendigkeit und Aufgabenstellung eines Industriemuseums in Völklingen**

Wer heute die stillgelegten Hüttenanlagen besichtigt, kann sich nur schwer vorstellen, unter welchen Bedingungen hier gearbeitet wurde. Höchstens die räumliche Enge und die Gefahren durch tiefhängende Träger, Rohre und dergleichen sind noch zu erkennen. Nichts mehr deutet hingegen auf Lärm, Staub, Gestank und Hitze hin, denen die Arbeiter ausgesetzt waren. Um einen Eindruck von den Arbeitsbedingungen zu geben, bedarf es zusätzlicher Informationen in Form von Texten, Fotografien, Filmen, Zeitzeugenaussagen. Das gleiche gilt, wenn es um Wohnverhältnisse, Lebensstandard oder die Freizeit der Hüttenarbeiter geht.

Verlangt ist eine Herangehensweise, die technische Einrichtungen auf die Ursachen, die sie hervorgebracht haben, und auf ihre sozialen Folgen hin befragt. Statt einer isolierten Technikgeschichte, die große Ingenieurleistungen feiert, wäre zu zeigen, aus welchen Gründen wirtschaftliche Erfordernisse zu einer bestimmten technischen Lösung geführt haben und welche Auswirkungen diese Lösung auf diejenige hatte, die mit der Technik umgehen mußten. Während sozialgeschichtliche Museen in der Regel darauf angewiesen sind, Ensembles nachzubilden und ein "Ambiente" zu simulieren, bietet Völklingen die seltene Möglichkeit, Sozial- und Technikgeschichte am Objekt in seiner Originalumgebung zu vermitteln.

Vor diesem Hintergrund erscheint es wenig sinnvoll, in Völklingen Hütten-technik zu dokumentieren und die Sozialgeschichte in einem Industriemuseum in

Neunkirchen anzusiedeln, wie dies gelegentlich vorgeschlagen wurde, wohl weil sich in Neunkirchen größeres Engagement für ein Museum äußert. Eine solche Lösung würde weder dem Umstand gerecht, daß sich Technikgeschichte nicht getrennt von Sozialgeschichte abhandeln läßt, noch den Möglichkeiten, die die Völklinger Hütte als ehemalige Arbeitsstätte bietet, sind es doch gerade die Zusammenhänge zwischen Technik, Arbeit und gesellschaftlichem Umfeld, die zu verdeutlichen wären. Dazu ist sozialgeschichtliche Forschung und ein museumsdidaktisches Konzept erforderlich. Wie dringend sich diese Aufgabe stellt, zeigt sich nicht nur am zunehmenden Interesse, welches das Industriedenkmal in der Öffentlichkeit findet, sondern vor allem daran, daß die Hinterlassenschaft der Völklinger Hüttengeschichte, von Werkzeug und Arbeitsutensilien über die Bestände des Werksarchivs bis hin zur Erinnerung der Zeitzeugen, nicht gesichert ist.

### **Geschichtswerkstatt Völklingen und Dokumentationsstelle zur Geschichte der Hüttenarbeit**

Als ersten Schritt zur Auseinandersetzung mit der Hüttengeschichte hat die Initiative Völklinger Hütte e.V. 1991/92 eine *Dokumentationsstelle* aufgebaut, deren Arbeit im folgenden vorgestellt werden soll. Die Tätigkeit fand im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme statt und endete, da sich kein Träger für eine Fortführung fand, nach Ablauf der ABM.

Gegenstand der Dokumentation war die Geschichte der Völklinger Hütte und der Hüttenarbeit in allen ihren Auswirkungen und Bezügen. Die praktische Arbeit orientierte sich an drei Zielsetzungen:

1. Aufbau einer Informationssammlung
2. Öffentlichkeitsarbeit mit dem Ziel, auf die Möglichkeiten hinzuweisen, die das Industriedenkmal bietet
3. Beteiligung von ehemaligen Beschäftigten der Hütte

Neben der Auswertung von Literatur und Archivbeständen bildeten *Tonbandinterviews* mit ehemaligen

Beschäftigten der Hütte einen Schwerpunkt des Projektes. Absicht war es dabei, sowohl Informationen über die Arbeit in der Eisen- und Stahlindustrie zu erhalten, die aus anderen Quellen nicht zu gewinnen sind, als auch festzustellen, wie Hüttenarbeiter ihre Arbeit und ihre durch die Hütte bestimmten Lebensumstände erfahren haben. Als Ergebnis entstand ein Eindruck vom Wandel der Arbeitsbedingungen und der innerbetrieblichen Verhältnisse in den fünfziger und sechziger Jahren.

Trotz der Bedeutung der Hütte in der Geschichte der Stadt und trotz der Diskussion um Erhalt und Neunutzung gab es in Völklingen keine Geschichtswerkstatt. Die im August 1991 gegründete *Geschichtswerkstatt Völklingen* hat mit verschiedenen Aktivitäten auf die lokale Industriegeschichte aufmerksam gemacht.

Die *Fotoausstellung "Auf Schicht und daheim"* zeigte Hüttenarbeit und Alltagsleben in Völklingen von der Gründung der Hütte bis in die sechziger Jahre. Gegenstand der Ausstellung waren u.a. die Entwicklung des Hüttenwerks, Arbeitsplätze, Frauen als Hüttenarbeiterinnen, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene, Wohnen, Sozialeinrichtungen, Freizeit, Veränderung der Landschaft und Belastung der Umwelt durch die Hütte.

Im Rahmen der *Kulturwochen "Schichtwechsel 92"* veranstaltete die Geschichtswerkstatt das *Symposium "Historische Anmerkungen"*. Historiker und Sozialwissenschaftler referierten zur Geschichte der Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke und zur Arbeit in der Hütte. Zum ersten Mal fand dabei ein Austausch über das Thema zwischen Fachwissenschaftlern und mit einem interessierten Publikum statt.

Einen anderen Zugang zum Thema Hüttenarbeit bot die *Ausstellung "Walter Cauer: Hüttenradierungen 1937"*. Sie zeigte zwölf Radierungen des Darmstädter Künstlers mit Motiven, die Cauer 1937 während eines mehrmonatigen Aufenthaltes in Völklingen in verschiedenen Betrieben des Werkes festgehalten hatte. Ergänzt durch erläuternde Texte boten die Bilder ein Bild der Arbeitswelt in den dreißiger Jahren.

Ebenfalls in Zusammenarbeit mit der Geschichtswerkstatt entstand der *"Hüttengeschichtliche Rundweg Völklingen"*, der zu Gebäuden, Siedlungen und Stellen im Stadtbild führt, die mit der Geschichte der Hütte und dem Alltagsleben in ihrem Umfeld verbunden sind. Die Broschüre ermöglicht es dem Leser und Spaziergänger, sich vor Ort mit der Geschichte der Hüttenstadt vertraut zu machen.

Die Arbeit von Dokumentationsstelle und Geschichtswerkstatt stieß auf Grenzen, die durch den finanziellen und zeitlichen Rahmen gesetzt waren. So mußte, obwohl Texte und Bildmaterial vorlagen, bei beiden Ausstellungen auf die Herausgabe eines Kataloges verzichtet werden, da die notwendigen Mittel fehlten. Damit war es nicht möglich, die Ergebnisse einer größeren Öffentlichkeit, über Völklingen hinaus, zugänglich zu machen. Auch eine Umgestaltung der Ausstellung "Auf Schicht und daheim" zur Dauerausstellung, die den Besuchern des Industriedenkmal zur vorbereitenden und ergänzenden Information dienen könnte, ließ sich bisher mangels Finanzierung nicht verwirklichen. Die Geschichtswerkstatt hat, als der hauptberufliche Leiter mangels Vergütung ausfiel, ihre Tätigkeit eingestellt.

Zur Zeit werden, erneut als ABM, museumsdidaktische Grundlagen erarbeitet. Neben Überlegungen zu einem Besichtigungskonzept für Einzelbesucher gehört dazu ein Angebot zur Vorbereitung von Hüttenbesuchen für Schulklassen und andere Gruppen, die Zusammenstellung von Unterrichtsmaterialien und die Schulung künftiger "Hüttenführer". Über das bestehende Angebot an Führungen hinaus sollen auch Führungskonzepte für Zielgruppen mit besonderen Interessen entworfen werden.

### **Perspektiven zum Aufbau eines Industriemuseums**

Die vorhandenen Ergebnisse könnten als Vorarbeiten für ein Museum genutzt werden, drohen ohne entsprechende institutionelle Absicherung auf längere Sicht allerdings verlorenzugehen. Auch ist industriegeschichtliche Forschung und die museumsdidaktische Erschließung der Völklinger Hütte nicht im zeitlichen Rahmen von einem oder zwei

Jahren zu leisten. Im folgenden sollen einige Vorhaben benannt werden, mit denen, ein konzeptioneller und organisatorischer Rahmen und eine Grundausstattung an Personal und Sachmitteln vorausgesetzt, die "museale" Nutzung des Industriedenkmal schrittweise und mit überschaubarem Aufwand in Gang gesetzt werden könnte.

*Hüttenbesichtigungen.* Derzeit müssen Besuchergruppen vor den Werkstoren warten, unangemeldete Besichtigungen sind überhaupt nicht möglich und Auskunft nur über Telefon zu erlangen. Ein *Besuchszentrum* als feste Einrichtung mit regelmäßigen Öffnungszeiten würde als Kontaktstelle dienen, das Industriedenkmal im öffentlichen Bewußtsein verankern und einen Bezugspunkt für Industrietourismus bieten. Neben der Ausstellung "Auf Schicht und daheim" als Dauerausstellung könnten Wechselausstellungen gezeigt werden. Das Besuchszentrum könnte eine für Benutzer verfügbare Literatursammlung und ein Angebot an Filmen, Dias, Fotografien und Tonbandaufnahmen bereithalten. Auch Vorträge, Symposien und Seminare sind vorstellbar.

Seit 1993 bietet die Initiative Völklinger Hütte e.V. Führungen durch das Hüttengelände an. Mit dem "Museumsweg Alte Völklinger Hütte" liegt eine Handreichung für Besucher und interessierte Leser vor. Wenn das Besichtigungsangebot erweitert werden und den unterschiedlichen Vorkenntnissen, Interessen und Erwartungen der Besucher entgegenkommen soll, müssen unabhängig von Führungen *Möglichkeiten zur individuellen Besichtigung* geschaffen werden.

Als Lösung bietet sich die Einrichtung eines Besichtigungsweges an, der mit Hilfe persönlich nutzbarer Medien sowohl Grundinformationen als auch die Möglichkeit bietet, sich je nach Interesse, Zeit und Belieben mit einzelnen Objekten und Fragestellungen ausführlicher zu beschäftigen. Abgestimmt auf Besucherwünsche, zu vermittelnde Inhalte und die Umstände vor Ort können verschiedene Medien, von Informationstafeln und -blättern mit Text und Bild über Tonbandbegleitung bis hin zu Filmen und Computersimulation, zum Einsatz kommen. Neben der Orientierung im Gelände und grundlegenden



Siedlung der Arbeiterbaugenossenschaft, Wehrden.  
Stadttarchiv Völklingen.

Mitteilungen über die Anlagen und ihre Geschichte wäre auf diese Weise auch die Veranschaulichung von technischen Abläufen, Arbeitsprozessen und Arbeitsbedingungen zu leisten.

Dabei müssen Beschaffenheit und Wirkung des stillgelegten Hüttenwerks erhalten bleiben. Es sollte deutlich werden, daß es sich bei den medial erzeugten Eindrücken um etwas Zusätzliches, Vermitteltes handelt. Für ein Industriemuseum, das dem Besucher industrielle Arbeit und Technik verständlich und in ihren gesellschaftlichen Bezügen durchschaubar machen will, verbieten sich alle Formen des Medieneinsatzes, die die Völklinger Hütte in ein industrielles Disneyland verwandeln würden.

*Führungen* könnten innerhalb des Besichtigungskonzeptes drei Aufgaben erfüllen: 1. einen ersten Eindruck und Überblick vermitteln und auf weitere Besichtigungsangebote hinweisen, 2. vertiefte Information zu ausgewählten Fragestellungen und Objekten bieten, 3. das Hüttenwerk bestimmten Zielgruppen (Techniker, Architekten, Historiker, Denkmalschützer, Naturkundler u.a.) unter einem speziellen Blickwinkel nahebringen. Für Schulklassen könnten Führungen als Teil eines umfassenderen museumsdidaktischen Programms angeboten werden.

*Aufarbeitung von Industriegeschichte.* Die Völklinger Hütte bietet ein weites Feld für industriege-schichtliche Forschungen. Voraussetzung ist die Bestandsaufnahme und Sicherung all dessen, was Aufschluß geben kann über die Geschichte des Unternehmens und der Hüttenarbeit. Insbesondere das Werksarchiv müßte, soweit es für die aktuellen Belange der Firma Saarstahl entbehrlich ist, der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich gemacht werden. Vorrangig bieten sich zwei Schwerpunkte an, die sich beide auch für allgemeinverständliche Veröffentlichungen eignen.

Während für die Zeit bis 1930 eine ausführliche Geschichte der Röchlingschen Eisen- und Stahlwerke vorliegt, ist die spätere Zeit noch nicht zusam-

menhängend aufgearbeitet worden. Eine für Laien verständliche Geschichte der Völklinger Hütte, die die Arbeitswelt und das Umfeld des Unternehmens einbezieht, sollte eine umfassende, aber noch allgemein interessierende, Darstellung liefern und das Industriedenkmal weiter bekannt machen.

Eine Dokumentation der Hüttenarbeit sollte die wichtigsten Arbeitsprozesse im Hochofenbereich erfassen, wobei die Veränderungen, die sie im Laufe der Zeit erfahren haben, zu berücksichtigen wären. Um ein möglichst vollständiges Bild der Funktionsabläufe und der mit ihnen verbundenen Arbeitsbedingungen zu gewinnen, müßte die Beschreibung von technischen Vorgängen und Arbeitsverrichtungen durch historisches Bildmaterial und Zeitzeugenbefragungen ergänzt werden.

*Industriegeschichte und Kunst.* In der "Handwerker-gasse" auf dem ehemaligen Werksgelände ist ein Teil der Kunsthochschule untergebracht. Im Sommer 1995 veranstaltet die Kulturaktion Völklinger Hütte zum fünften Mal die Kulturwochen "Schichtwechsel". Im Rahmen von Überlegungen zu einem Industriemuseum wäre auch zu fragen, auf welche Weise Kunst einen Weg zur Industriegeschichte eröffnen kann.

*Grenzüberschreitende Industriegeschichte.* Eine grenzüberschreitende Beschäftigung mit der industriellen Vergangenheit wird oft gefordert, findet bisher aber nicht statt. Dabei bestehen zwischen den Industrievieren in Lothringen, Luxemburg und Saarland bis in die Gegenwart enge Beziehungen. Andererseits weisen sie in vielem auch Unterschiede auf. Eine vergleichende Betrachtung könnte Aufschluß geben über regionale Varianten von Industriekultur. Auch bietet sich die Zusammenarbeit zwischen den beteiligten Industriemuseen und Initiativen an.

1) Rainer Slotta: Technische Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland, 5. Der Eisenerzbergbau, Teil III: Die Hochofenwerke, Bochum 1988, S. 238.

# Mechthild Schneider

Fotografien 1992 - 1994

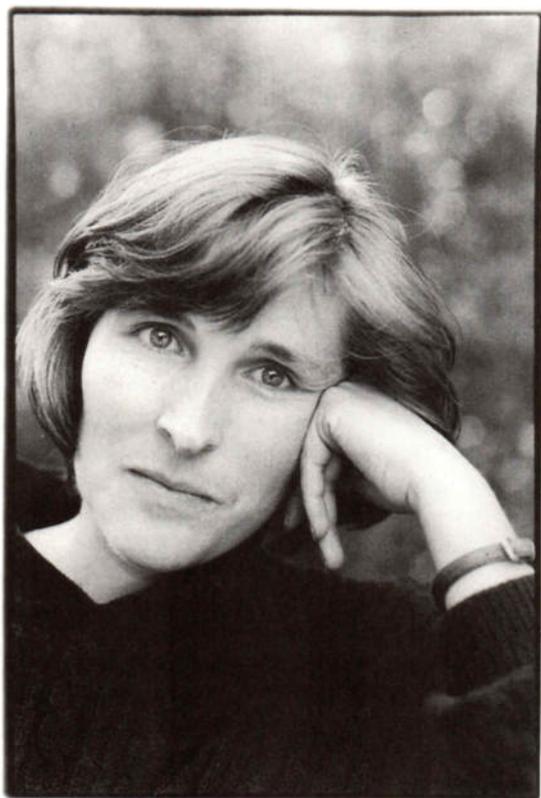


Foto: Ingeborg Knigge

geboren am 16. Mai 1962 in Merzig

Ausbildung als Fotografin 1983 - 1985

Fotografin für die  
Regierung des Saarlandes 1985 - 1991

Fotografin für das Landesinstitut  
für Pädagogik und Medien seit März 1991

## Ausstellungen (Auszug):

1987 Fotografische Gestaltung  
des Festivalkataloges Perspectives  
(Festival du Théâtre Français)

1988 Gemeinschaftsausstellung  
4 saarländische Fotografinnen,  
Saarländisches Künstlerhaus, Saarbrücken

1988 Industriefotografie  
gemeinsame Ausstellung mit  
Thomas Gundelwein in der  
Saarländischen Landesvertretung Bonn

1989 Saarländische Fotografen stellen aus  
Landesvertretung Bonn

1989 Tote Industrie – Gasgebläsehalle Völklingen  
Le bureau d'information et de promotion  
économique de la Sarre, Brüssel

1990 „Stadtgesichter“ Metz / Saarbrücken  
Stadtgalerie, Saarbrücken / Arsenal, Metz

1990 „Auslöser“  
Saarländische Pressefotografen stellen aus  
Stadtgalerie, Saarbrücken

1991 Teilnahme an der Landeskunstaussstellung  
des Saarlandes

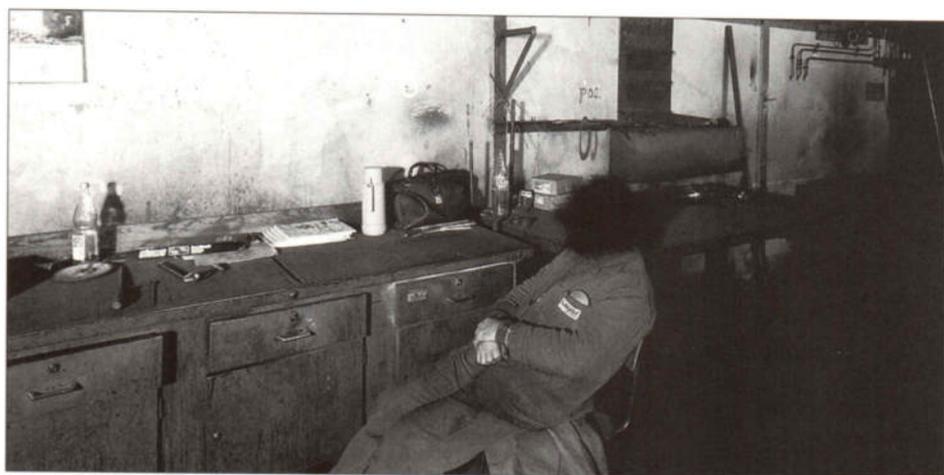
1993 Fotoinstallation  
Galerie im Zwinger, St. Wendel

1993 Teilnahme an der Ausstellung  
Territoires / Landschaften  
Prix de la photographie Forbach / Völklingen

1994 Aus der Arbeitswelt  
Vereinigung der Saarländischen  
Unternehmerverbände e. V.



**Irgendwas mit Paris und Cafés** (1992)  
Die Serie umfaßt 18 Barytabzüge 40/40 cm.



### Aus der Arbeitswelt (1994)

Mechthild Schneider fotografierte Menschen verschiedener Berufe an deren Arbeitsplätzen.





### **Fotoinstallation** (1993)

„Die Fotoinstallation lebt in mehrfacher Weise vom Kontrast zwischen Naturereignis und industrieller Arbeitswelt.

Die gezeigte Arbeit ist multimedial, da neben der visuellen, optisch sichtbaren dreidimensionalen Ebene die akustische Ebene mit der Dimension der Zeit hinzukommt.

Die Ausstellung umfaßt 11 S/W-Aufnahmen im Format 40/90 cm im Metallrahmen 60/100 cm sowie 22 Holzleisten, belichtet.

Die Hintergrundgeräusche wurden an den jeweiligen Aufnahmeorten aufgezeichnet.



**Publicités des routes nationales** (1993)  
17 Cibachrome-Farbabzüge 50/50 cm.

# Unerschütterliche Festung, sturmfreie Insel?

Von Guy Rewenig

Die luxemburgische Zeitschrift 'forum', aus der wir den folgenden Beitrag dankend und in gekürzter Fassung übernehmen, gleicht in manchem den SAARBRÜCKER HEFTEN. Sie wird ebenfalls nicht von professionellen Journalisten gemacht, sondern von Bürgern, die sich eine eigene Meinungsbildung zutrauen. Das Themenspektrum ist dem unseren ähnlich, die Redaktion ist trotz staatlicher Unterstützung völlig unabhängig, und Schmeicheleien wird man auch dort vergeblich suchen. Einige wichtige Unterschiede allerdings bestehen: 'forum' erscheint achtmal im Jahr. Stellt man die Bevölkerungszahlen in Rechnung, zählt 'forum' zehnmal mehr Abonnenten als die SAARBRÜCKER HEFTE. Und da gibt Guy Rewenig seine Landsleute als kulturell verkommene Haufen aus!

Wie immer, seine Polemik gegen die staatliche Vereinnahmung der Kultur und ihre Instrumentalisierung für Repräsentationszwecke scheint uns auch für saarländische Leser von Interesse, zumal ja Saarbrücken auch ein wenig mitspielen darf, wenn Luxemburg Kulturstadt Europas ist.

Die Zusammenarbeit mit 'forum' (6, Marche aux Herbes, L 1728 Luxemburg) werden wir fortsetzen.

**Anmerkungen zu einer grotesken Anmaßung: Luxemburg will kultureller Europameister werden - und sucht vergebens nach der eigenen Kultur.**

Alle implizierten Politiker - Minister und Stadtverantwortliche - haben es zu verschiedenen Anlässen laut gesagt: Die "Europäische Kulturstadt 1995" soll dazu dienen, das "Image Luxemburgs im Ausland zu verbessern". Die Zielrichtung wurde schon erstaunlich präzise festgeschrieben: Mit kulturellem Brimborium und Tralala soll im europäischen Umfeld der Eindruck erweckt werden, es sei beileibe nicht so schlimm mit dem fatalen Ruch unseres Landes, eine exquisite Räuberhöhle für Spekulanten und Geldkumulanten, Weißwäscher und Trickdiebe, Profithaie und "white collar"-Betrugsspezialisten zu sein. Kurzum: Staunend und beruhigt sollen alle Nicht-Luxemburger erfahren, daß dieser hochfinanzsüchtige und abhängige Kleinstaat zu künstlerischen Capricen fähig ist - fürwahr eine gefährliche Kapriole.

Erstaunlich ist zunächst das Schweigen der Kulturschaffenden zu dieser geplanten Vereinnahmung. Denn die Künstler werden offensichtlich nur als wohlfeile Staffage betrachtet, als willige Statisterie für einen großaufgezogenen Werbebluff. Kunst und Kultur werden förmlich für die Staatsräson mißbraucht. Man degradiert sie schon im Vorfeld zur dekorativen Kulisse, zum Paravent, hinter dem das große Bankengeschäft umso ungestörter weiterblühen soll.

Es ist schon im Ansatz eine europäische Kuriosität, daß hierzulande der Kulturminister zugleich Staatsminister ist, zuständig also für das Einhalten der Staatsräson und gleichzeitig für das kreative Überwinden der Staatsräson. Dies ist eine unmögliche Kombination, die vom unterentwickelten Respekt für die Belange der Kultur zeugt. Wen wundert's, wenn ein solches Zwitterwesen nun auf die "Europäische Kulturstadt 95" übertragen wird: Kultur ist offenbar immer nur dann nützlich und wertvoll, wenn sie das Staatswesen und die Politik des Staates valorisiert. Ansonsten gehört sie zu den lästigen Lappalien der Politik. Die scheinbare "Aufwertung" der Kultur im Jahre 1995 wird also im Endeffekt nur eine dramatische Abwertung der kulturellen Grundlagen sein, da geplant ist, Kultur definitiv einzusparen für die niederen Zwecke der Politik

Rührend und traurig zugleich ist, mit welchem Eifer und Einsatz sich einige schlagen, auf diesem verfälschten, ja heimtückischen Fundament ein "attraktives Kulturprogramm" aufzubauen. Denn es geht gar nicht in erster Linie um die Zahl oder die Qualität der geplanten zirkusischen Einlagen. Es geht überhaupt nicht darum, welche Großmeister unser Land heimsuchen werden, ob Theodorakis sich aufrafft zu einer neuen sinfonischen Glanztat oder Herr Pavarotti in der Echternacher Basilika sein Schweißtüchlein schwingen wird, ob Leonard Cohen mit mystischen Versen jongliert oder Herr Rostropowitch zum himmlischen Fiedeln ansetzt - die einzelnen Veranstaltungen werden allesamt nur Bausteine sein für das große potemkinsche Dorf, das Stadt und Staat für die Dauer eines Jahres vor ihren häßlichen verhaßten Bankenboulevards hochziehen möchten. Es geht auch nicht darum, welche und wieviele Luxemburger Kulturschaffende vor den diffusen Kriterien selbsternannter Auswahlgremien Gnade finden. Die merkwürdige Idee, "alle Kulturschaffenden" aufzufordern, sich selber zu melden mit ihren bevorstehenden Kreationen, sich also munter anzubiedern, ist von geradezu miraculöser Unbedarftheit: Sie ist nichts weiter als ein Aufruf zur Förderung des megalomanen Mittelmaßes. Sie verführt nur zur breitenwirksamen Selbstüberschätzung.

Die unbedingte und unverzichtbare Kunst hat von vorneherein nichts gemein mit Bürokraten und Selektioneuren, Zensoren und Geschmacksrichtern. Der Komponist Marcel Wengler bringt es genau auf den Punkt: "Konscht huet mat Demokrati nüischt ze din", sagt er in einem Interview über die kulturellen Zustände in Luxemburg. Das künstlerische Schaffen kann nie abhängig gemacht werden von einem gleich wie gearteten Konsens. Wer den Künstlern nahelegt, ungeniert ihr eigenes 'outing' zu betreiben, erreicht damit kein neues, kulturelles Selbstbewußtsein, sondern bestenfalls einen frischen Aufschwung biederer Mentalität: "Das ganze Volk ein Fischer-Chor" wäre die angemessene Parole für einen solchen Ausverkauf der künstlerischen Ernsthaftigkeit.

Was berechtigt eigentlich die Luxemburger, den Europäern und der Welt kulturelle Leistungsstärke



vorzugaukeln? Sind wir ein freiheitlicher Musterstaat? Nein. Hier werden zum Beispiel Asylsuchende, die ohne gültige Papiere ins Land kommen, manu militari ins Schrassiger Gefängnis befördert, also wie Kriminelle behandelt und demnach doppelt ausgesondert.

Merke: Für 1995 sollen Teile der städtischen Festungsmauer restauriert werden. Dieses Vorhaben entbehrt nicht der obszönen Symbolik. Jetzt schon profiliert sich der Justizminister als unbarmherziger Abschieber von 'unerwünschten Ausländern'. Er geht soweit, unmündige, unselbständige Babys schriftlich zu kommandieren, persönlich beim nächstliegenden Konsulat vorstellig zu werden. Sind wir ein 'pays d'accueil', eine multikulturelle Insel? Nein: Die friedliche Koexistenz, die herzliche Aufnahme von Ausländern jeder Herkunft läßt sich nur auf den Chefetagen der Großbanken orten. In den unteren sozialen Bereichen wird als der Weisheit letzter Schluß vor allem die Zwangsnationalisierung - also die kulturelle Gleichschaltung - propagiert. Großzügige, tolerante und 'dialog'-orientierte Angebote zur gemeinsamen politischen Mitbestimmung sind in fast allen politischen Lagern höchst suspekt. Der Ausländeranteil in Luxemburg ist einer

der höchsten in Europa - und wir zeichnen uns nicht einmal durch beherzte, originelle Kollektivinitiativen zur Förderung des Zusammenlebens aus.

## **Kultur wäre zunächst Humanität**

Hierzulande geht es - gemessen an unseren materiellen Möglichkeiten und Ressourcen - allzuoft und billigerweise höchst inhuman zu. Das teure Aufmotzen der Festungsüberreste ist ein Ausdruck der Inhumanität. Es ist schon im Ansatz ein starkes Stück, daß unter dem Vorzeichen der Kultur ausgerechnet die militärische Vergangenheit unseres Landes erneut verherrlicht wird. Aber gesamteuropäisch betrachtet gerät diese provokante Entscheidung, die jeden Kulturmenschen verletzen muß, zur durch und durch sinnigen Geste: Die großen Nachbarn - Deutschland mit seinem Asylbeschränkungsgesetz, Frankreich mit seiner Immigration Sperre - werden gewiß mit Lob nicht knausern über die Luxemburger Festungsaufbereitung. Schließlich ist die wiederhergerichtete Festungsstadt nur das niedliche Modell für den künftigen, waffenstarrenden Festungskontinent.

Auch Luxemburgs Staats-Kultur, fest eingebunden in die kapitalistische Marktordnung, wird sich schnell der neuen Europa-Moral anschließen: Abschieben, aussondern, aussperren, notfalls (und immer leichtfertiger) mit Gewalt abdrängen, was die europäische Wohlstandsenklave gefährden könnte. Die Verteidigung der Festung ist unübersehbar die einzige Antwort der inhumanen, kapitalistischen Industriestaaten auf die weltweit wachsende Armut und die anschwellenden Flüchtlingsströme.

Wie könnte die 'kulturelle Antwort' auf diese Realitäten aussehen? Die leuchtenden Slogans vom 'Dialog' und von der 'Toleranz' sind solange nur fadenscheiniges Wortgeklingel, als die Debatte über die schnell zunehmende Abschottung der Europäer gegenüber anderen Gemeinschaften und anderen Kulturen ausbleibt. Unverantwortlicher Weise wurde jede Diskussion über kulturelle Grundlagen in Luxemburg beiseitegeschoben: Nie wurde über Wesentliches gestritten, immer nur über artistische und technische Formalitäten. Es gäbe eine einfache Lösung, dem Etikett 'europäische Kulturstadt' würdig

gerecht zu werden: Der Luxemburger Staat bekennet offen seinen unverhältnismäßigen Reichtum und spendet 1 Milliarde Franken, um Flüchtlingsprojekte in ganz Europa konkret zu unterstützen. Das Budget für artistische Spielereien, die in einem Jahrzehnt der menschlichen Katastrophen ohnehin nicht mehr sein können als Balsam für empfindliche Wohlbetuchte, wird kurzerhand gestrichen. Die demonstrative Zuwendung nach außen ersetzt die kleinbürgerlich-egoistische Bauchpinselei. Niemand wird es den Luxemburger Künstlern verbieten, zu dieser Art der humanitären Entwicklungshilfe die vielfältige Begleitmusik zu liefern. Aber ihre Kreativität wäre ein Akt der Humanität und nicht etwa ein provinzielles Auftrumpfen zum Beweis der eigenen Großartigkeit. Die Zustände in Europa sind nicht so, daß kulturelle Schminke sie beschönigen oder gar wegretuschieren könnte. Die Kulturschaffenden müssen mehr denn je Anwälte der unbedingten Humanität sein. Dazu bedarf es eines Programms, das humanitäre Akzente setzt und sich nicht etwa im künstlerischen Rausch erschöpft.

## **Kultur wäre zunächst Freiheit**

Achten wir unsere Freiheiten? Nein. Der Luxemburger Staat ist 'corps et ame' mit einer religiösen Sekte verfilzt: die katholische Kirche mischt sich mit einer Penetranz ins öffentliche Leben ein, die jeden freiheitlichen Spielraum auf Dauer zunichte macht. Das bevorzugte Terrain der klerikalen Einflußnahme ist die öffentliche Schule.

Nun wäre es gewiß ein freiheitliches Kulturhappening, 1995 alle illegal angebrachten Kruzifixe aus den öffentlichen Schulgebäuden zu entfernen. Pädagoginnen und Pädagogen, Schulkinder, Eltern könnten sich gemeinsam an dieser schönen emanzipatorischen Übung beteiligen. Mit großem Tamtam könnte die Aktion grenzüberschreitend medial aufbereitet werden. Unsere lieben europäischen Nachbarn würden merken: Luxemburg ist nicht etwa der liebenswert-harmlose Kulturstaat, sondern einer der schärfsten klerikalen Feudalstaaten auf dem Kontinent. Der bunte kulturelle Zuckerguß ändert nichts an der tiefschwarzen Grundfarbe des Staatswesens.

## **Kultur wäre zunächst Mündigkeit**

Sind wir mündige Bürger? Nein. Mündige Bürger, die begriffen haben, daß Demokratie nur die absolute Gleichberechtigung aller sein kann, finden sich zum Beispiel nicht ab mit der Staatsform der konstitutionellen Monarchie. Die Monarchie ist, wie der Schriftsteller David Hare soeben bei einem öffentlichen Hearing in England betonte, eine 'historische Absurdität' und gehört daher abgeschafft. Der gottbegnadete Monarch ist eine Figur, die in einem freiheitlichen Staat nichts zu suchen hat. Er stellt die gesamte gedankliche Konstruktion des demokratischen Staatswesens in Frage. Insofern ist die Monarchie Anti-Kultur par excellence.

## **Eine rhetorische Frage: Sind wir ein Vorbild für die Welt?**

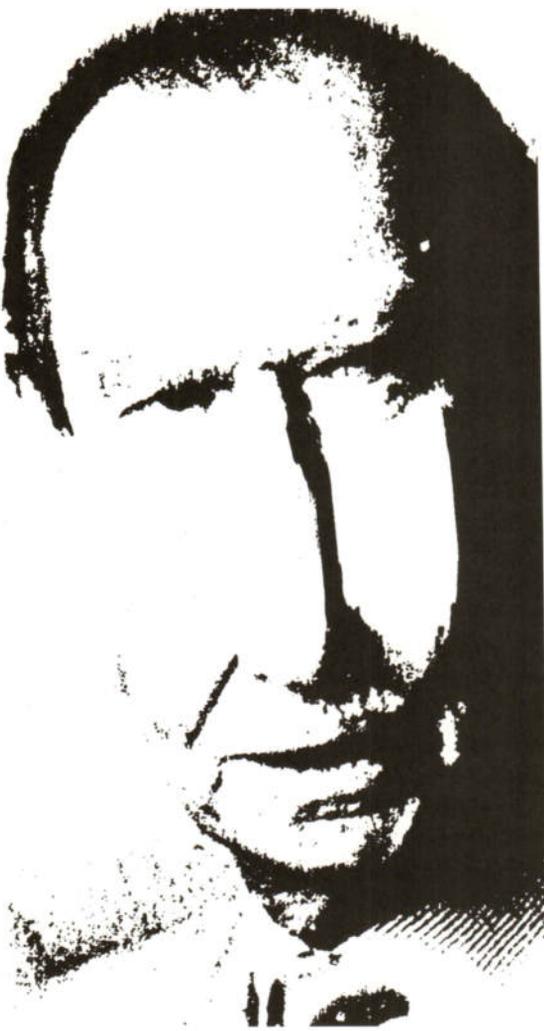
Frieden und Wohlstand haben in Luxemburg eine 'Gesellschaft der Verwöhnten' hervorgebracht, die immer rücksichtsloser ihre Sonderstellung zementiert und immer aggressiver dem Kult der materiellen Unbeschwertheit huldigt. Die Luxemburger brauchen keine Kultur. Sie ist bestenfalls ein kurioses Ornament, ein zusätzlicher Luxus, den sich eine Minderheit leistet, die für ihre satte Selbstzufriedenheit auch noch einen gediegenen Rahmen braucht. Es gibt in Luxemburg keine strukturierte, organisierte Kultur, die aus dem Bedürfnis käme, nachzudenken und zu relativieren, die Welt mit ihren schroffen Gegensätzen zu erkennen und aufzunehmen, tätig zu werden wider die explodierende Ungerechtigkeit. Die Betreuung der philosophischen und ethischen Fragen ist Sache der wenigen Unverbesserlichen, die sich schnöde jenem Konsumwahn versperren, der keine Fragen zuläßt und schon gar keine unbequemen Antworten toleriert. Sie sind die Narren der Luxemburger Vielfraßgesellschaft.

Sind wir Luxemburger ein kulturell orientiertes Volk? Nein. Wir genügen uns selber. Wir brauchen weder das offene Fenster, das 'ausländische Zugluft' hereinläßt - auch scharfe, auch verunsichernde -, noch den offenen Geist, der uns zu vielfältigen Verzweiflungen und Traurigkeiten verführen könnte. Gegen die Versuchung, demoralisiert und resi-

gniert zu werden, haben wir ein kollektives Medikament: das tröstliche Panorama der überfüllten Regale in den grandiosen Supermärkten. Trauerarbeit hat hier keine Chance, demonstrative Bescheidenheit, die aus der Einsicht in größere Zusammenhänge käme, ebenfalls nicht. Wir sind vielmehr offensiv unbescheiden. Unsere überhebliche Unbescheidenheit führt dazu, daß wir jetzt Europa und der Welt 'unsere Kultur' vorführen möchten. Die Frage, ob wir eine Kultur haben, wird vorbeugend überhaupt nicht gestellt. Im Zweifelsfall berufen wir uns mit lautstarkem Pathos auf unsere für alle Ewigkeit verbrieftete Identität: Sie besteht aus unserem heroischen Kampf gegen das Hitlerregime und aus unserer Muttersprache. Beide Komponenten dürfen nicht hinterfragt werden, jedenfalls nicht mit analytischem Impetus, denn wir würden uns mit einer selbstkritischen Annäherung schnurstracks in einen Abgrund stürzen, nämlich jenen, ohne jegliche Identität leben zu müssen.

Aber auch das würden wir vermutlich schaffen. Wer im Überfluß lebt, der braucht keine Identität. Identität ist nichts weiter als eine Kompensation für die Armen, Benachteiligten und Beladenen in aller Welt: Sie haben die reiche und intensive Geschichte, das beeindruckende Patrimonium - wir haben die prallgefüllten Warenkörbe. Im Grunde genommen brauchen wir sogar unsere Sprache nicht. Wer ausdauernd frißt und daher ständig den Mund voll hat, der braucht nicht viel zu reden. Unsere Identität heißt: Wir sind vollkommen identisch mit unserer Wohlgenährtheit.

Was der ehemalige Kulturminister Robert Krieps sich gedacht hat, als er in einer besonders schwachen Stunde auf EG-Ebene den Vorschlag einbrachte, Luxemburg zur 'Europäischen Kulturhauptstadt' zu küren, läßt sich nicht nachvollziehen. Nehmen wir zu seinen Gunsten an, er habe sich einen zynischen Scherz erlaubt, um die grassierende Luxemburger Megalomanie bloßzustellen. Aber mit dieser Hypothese liegen wir vermutlich völlig falsch. Eher schon scheint sich hier ein tiefgründiges Luxemburger Sprichwort zu bestätigen, das folgendermaßen lautet: "Wann et dem Iesel ze wuel get, geet en op d' Äis tanzen". Wohlstand macht üppig und tollkühn. Aus unserer materiellen Überlegenheit schließen wir



gern leichtfertig auf ein ausgeprägtes geistiges Schwergewicht. Der volle Bauch schafft die Illusion des beträchtlichen Volumens. Leider vergessen wir allzu leicht, daß es sich nur um leibliche Fülle handelt.

Statt zu erschrecken über die Aussicht, etwas vorstellen zu müssen, was es nicht gibt, nämlich 'Luxemburger Kultur', haben sich sofort begnadete Freiwillige gemeldet, um eine bombastische Rhetorik zu entwerfen, die dem kommenden Ereignis gerecht werden soll. Ein 'Leuchtturm-Jahr' soll auf uns zukommen (ganz als seien wir eine Seefahrernation), ein 'Trampolin-Jahr' ist zu erwarten (so als gehörten wir zur Weltelite der Gymnasten), als 'dialog'- und 'toleranz'-freudiges Völkchen sollen wir uns verkaufen. Die Slogans riechen ungemein nach pfäffischen Robtäuschersprüchen. Bevor überhaupt irgendeiner auf den Gedanken kommen konnte, die intellektuelle Hochstapelei des Unternehmens näher zu bezeichnen, war schon das Gelände mit großtönenden Begriffen abgesteckt: von multikultureller Gemeinschaft geht exzessiv die Rede (wobei auffällt, daß wir die Immigranten immer dann entdecken, wenn unser eigenes Speicherlicht klemmt -

wir spannen sie eben systematisch ein, um uns aus der Bredouille zu helfen), von neuem Regionalismus, von Diversifizierung, Dezentralisierung und kreativem Miteinander, von den 'vielbeschworenen, aber durchaus realen Sehenswürdigkeiten unserer Tausendjährigen Festungsstadt' (Originalzitat aus 'Ons Stad' Nr. 41/92). Bevor überhaupt irgendeiner den Einwand vorbringen konnte, diese architektonisch verhunzte, vom Autoverkehr erstickte, von Spekulanten zerstörte Stadt, deren leitende Köpfe wahrscheinlich mit täuschend echten menschlichen Zügen getarnte Geldkassen sind, diese schamlose Fric-City, deren Einwohnerschaft zu 40 % von jeglicher politischer Mitbestimmung ausgeschlossen bleibt und in aufgezwungener Unmündigkeit leben muß, sei vielleicht gar nicht der taugliche Ort, um ein euphorisches Kulturpalaver zu entfachen, wurde bereits allenthalben mit trotziger Begeisterung verkündet: Wir haben eine europawürdige Kultur! Uns destruktiven Melancholikern bleibt jetzt eigentlich nur mehr der zweifelhafte Spaß, nachzufragen: Ja, woraus zum Teufel besteht denn diese Hausmacherkultur?

## **Das Straßennetz: Luxemburgs wichtigster Kulturraum**

Der Kulturminister in Luxemburg heißt eigentlich Robert Goebbels. Seine zivilisatorischen Statements - zum Beispiel der Spruch "Den Auto as dem Letzeburgerer sai leifste Kand" - haben den Vorteil, ohne Umschweife auf den Grund unserer kulturellen Eigenart vorzustoßen. Der eben zitierte Satz beschreibt die Essenz der Luxemburger Kultur. Unser bedeutsamstes Kulturinstrument ist das Auto, unsere größte Kulturleistung das Autofahren. Die artistischen Varianten der Luxemburger Kultur können auf der Straße besichtigt werden: Vom dilettantischen Amateurauftritt über das stotternde "work in progress" bis zur ausgereiften (und bei Bedarf blutigen) Solodarstellung sind alle Sparten vertreten. Nur: Das Auto ist mittlerweile eine Mordwaffe, und die Luxemburger sind ein Völkchen von Waffensjongleuren.

Geradezu visionär trifft Robert Goebbels den neuralgischen Punkt, wenn er das Auto mit einem

"Kind" vergleicht. Tatsächlich wird die demographische Reproduktion der Luxemburger über die jährlichen Autofestivals gesichert. Es sind monumentale Gebär-Happenings. Die vierrädrigen Kinder genießen hierzulande einen bewundernswerten Sonderstatus, den die minderwertigen zweibeinigen Kinder nicht einmal in Ansätzen beanspruchen dürfen. Die Garagenbetriebe sind professioneller ausgestattet als die Schule, die heimische Privatgarage ist im Vergleich zum Kinderzimmer eine ausgesprochen sakrale Stätte. Die Garagenbetreiber können allesamt eine solide Ausbildung nachweisen, was man vom Schulpersonal nicht sagen kann: 15 % der Lehrerinnen und Lehrer im Primärschulbereich können sich momentan auf keinerlei fachliche Schulung berufen. In Luxemburg lohnt es sich offenbar nicht, in die Pflege der zweibeinigen Kinder zu investieren.

In Esch-Alzette, der zweitgrößten Stadt Luxemburgs, sind die Primärschulgebäude in einem ruinösen Zustand. Die Kultur dieser Stadt ist - wie überall im Land - anderswo angesiedelt: Soeben wurde eine wunderbare Kontrollstation für die vierrädrigen Kinder in Betrieb genommen. Es ist eine mit allen technischen Raffinessen großzügig gerüstete Autoheilanstalt.

Auf die bange Frage unserer europäischen Nachbarn "Gibt es eine Kultur in Luxemburg?" dürfen wir vorbehaltlos antworten: "Die Luxemburger Kultur ist anderen Kulturen haushoch überlegen, denn sie ist nicht den Eliten der Bildungsbürger vorbehalten, nein, sie umfaßt vielmehr das ganze Volk, sie ist universal und omnipräsent". Alle Luxemburger sind leidenschaftliche Kulturakteure, sobald sie ihr Auto besteigen. Zusammengenommen steigern sich die schöpferischen Leistungen aller Autofahrer zur wahren Volkskreativität. Vielleicht ist hier und jetzt Robert Krieps' Traum von der Demokratisierung der Kultur in Erfüllung gegangen. Was er im kleinen Maßstab mit endlosen Aufmärschen von Fanfaren und Dorfkapellen übte, konkretisiert sich heute in der endlosen Prozession der Autofahrer. Dieses kulturelle Kollektivereignis ist nicht nur gründlicher als der sporadische Auftritt zahlloser Musikanten, es hat auch den Vorteil, gar nicht mehr aufzuhören. Wir Luxemburger haben das Stadium der permanenten

Kulturverwirklichung erreicht. Die Kultur ist nicht nur vollends demokratisiert, sondern auch sozialisiert. Der Kulturakteur qualifiziert sich, indem er sein Auto benutzt.

## **Das Debakel nimmt Form an**

Die gleichen Politiker, die das Truggebilde "Europäische Kulturstadt" eigensüchtig favorisieren, lassen vor Ort zu, daß Luxemburgs kulturelles Profil immer schneller gegen Null tendiert. Auf der Ebene der politischen Entscheidungsträger ist nur noch galoppierende Fahrlässigkeit auszumachen. Die Kulturschaffenden werden schlichtweg ignoriert, Herr Santer, der ahnungsloseste Kulturminister seit Menschengedenken, läßt Gottes Branntwein über Gottes Land laufen, ein einigermaßen zusammenhängendes Kulturkonzept ist auf weiter Flur nicht zu erkennen, selbstherrliche Kulturfunktionäre sabotieren den Dialog mit einheimischen Künstlern aller Sparten, auf der politischen Prioritätenliste rangiert Kultur neuerdings an allerletzter Stelle. Es gibt unter den herrschenden, fast schon kulturfeindlichen Umständen keinen Grund mehr, Kultur vorzuspiegeln, wo keine ist. Ein solches Betrugsmanöver wird politisch todsicher ins Auge gehen: Unsere europäischen Nachbarn beobachten Luxemburg seit geraumer Zeit mit soviel aufmerksamem Mißtrauen, daß eine kulturelle Spiegelfechtereit größeren Ausmaßes ihnen garantiert nicht entginge. Man kann sich den zusätzlichen Prestigeverlust leicht ausmalen, der Luxemburg aus einer solchen Enttarnung entstünde.

Wer ein echter Kulturschaffender ist, wird natürlich dem Staat, der ihn großzügig ignoriert, gern mal eine kräftige internationale Blamage gönnen (und vielleicht sogar nach Kräften dazu beitragen). Das Wahnsinnsprojekt "Europäische Kulturstadt 1995" sollte da nicht etwa aus Gründen der Staatsräson kurzerhand zu Fall gebracht werden, sondern aus Gründen der kulturellen Selbstachtung.

# Philippe Djian und das Abenteuer Alltag

Von Wolfgang Schlott



*Mit freundlicher Genehmigung des Diogenes-Verlags, Zürich.*

Vor zehn Jahren war er der Geheimtip einer Pariser Literaturszene, die verrückte Liebesgeschichten mit erfolgsbesessenen Helden mochte; seit Ende der achtziger Jahre hat er sich eine stets wachsende Anhängerschar auch unter dem deutschsprachigen Publikum erobert. Schon zu diesem Zeitpunkt über-

schütteten ihn die Rezensenten von Szeneblättern und zuweilen auch die Literaturredakteure von Rundfunkanstalten mit Lob. Glasklar und in einem Tempo schrieb er, dem ältere Herren wie Grass und Walser schon längst durch Herzinfarkt erlegen wären, und sein Stil sei so rein wie der Schoß einer Frau,

die er liebe, "und wenn er sich ihr hingibt, würde Henry Miller, so er noch könnte, mit seinen großen, roten Ohren schlackern". Solche Werbegeschenke lockten ebenso an wie die Titel seiner Bücher: Betty Blue, 37.2 am Morgen; Blau wie die Hölle; Fünfzig gegen Einen; Verraten und verkauft; Verfluchte Manege; Erogene Zone; Rückgrat; Krokodil; Pas de deux. Und wer sich an die Lektüre der leidenschaftlichen Bekenntnisse der Ich- und Er-Erzähler machte, der verknallte sich in die Stories mit harten Männern, geilen Titten, rasenden Chevrolets und Citroens, verblendet von dem literarischen Nitroglycerin, das Djian unter seine Leser streut, "daß es nur so kracht". Es mußte also etwas an der knisternden und berstenden Erotik dran sein, wenn selbst lammfromme deutsche Bücher-Magazine orgiastische Anwandlungen bekamen und Kritiker ins Jubeln gerieten. Die einen lobten die stilistische Sicherheit des Autors, der seine Sex-and-Crime-Helden vor dem Absturz "in Gefühlskitsch oder Beziehungskisten-Knatsch bewahrt", die anderen schwärmten von der Poesie des Alltags, "der durch die Magie von Djians Sprache Literatur wird" (Le Monde). Eine dritte Gruppe verglich den harten, rasch wechselnden Rhythmus seiner Plots mit einem Strudel, in den der Leser gerate, aus der er sich nicht retten könne.

Nun, im Gegensatz zu den heftigen, vom Rock 'n' Roll und Punk Rock vorangetriebenen Handlungen beginnt "Pas de deux", 1991 unter dem französischen Titel "Lent dehors" im angesehenen Pariser Verlag Gallimard erschienen, im Slow-Fox-Tempo. Doch der langsame Tanz zu zweit gerät sehr bald aus dem Takt. Der in die Jahre gekommene Held leidet an Rhythmusstörungen, deren Ursache zunächst unklar scheint. Selbstmitleid und Gleichgültigkeit lähmen ihn. Ein abgestandener Fall von mid-life-crisis also. Henry John Benjamin, Musikdozent an der französischen Provinzuniversität Saint Vincent, klagt über seine pädagogische Talentlosigkeit, die so weit geht, daß seine Schüler ihn mit Desinteresse bestrafen. Saint Vincent langweilt ihn augenscheinlich ebenso sehr wie seine Ehefrau Edith, eine erfolgreiche Schriftstellerin, die nach Japan fliegen will, um auf Einladung dortiger Verleger eine Lesereise zu machen. Der zurückbleibende Henry John muß

unter der Oberaufsicht seiner Mutter die noch nicht erwachsenen Töchter Eleonore und Evelyne behüten. Es ist ein Job, der ihn natürlich auch anwidert, zumal irgendwelche Typen in seiner Wohnung herumhängen, "eine Sorte von Kotzbrocken, die meine Töchter bumsten", und gegen die er nichts unternehmen konnte. Wie gut, daß es da noch Helene Folley gibt, eine Dozentin für Kunstgeschichte, die sich gerne um seinen Hormonspiegel kümmern würde, wenn, ja wenn er ihr nerviges Gequatsche ertragen könnte. Doch schließlich schafft sie es, sich von Henry John einladen zu lassen. Dessen Familie ist gerade ausgeflogen, was ihn bewegt, direkt zur Sache zu kommen: Helene trug einen aufreizenden Jerseyrock, über dem ein Blüschchen mit rosa Dekollete verführerisch einen Büstenhalter ahnen ließ. Beinahe aber wäre sie nicht auf ihre Kosten gekommen, wenn nicht Henry John sie sofort ins Badezimmer gebeten hätte. Und dort macht er sie ohne Umstände an: "Ich habe einen Finger in das Gummi ihres Höschens gesteckt", teilt er seinen Lesern lakonisch mit, "und sie stützte sich aufs Bidet und spreizte die Beine". Doch die bei Helene sich schnell einstellenden Träume teilt Henry John nicht, denn er knurrt etwas von Alptraum.

Die Eingangspassagen in "Pas de deux" markieren den Unterschied zu Djians vorhergehenden Romanen. Der Held ist fest verwurzelt in bürgerlichen Konventionen, und wenn immer er den Versuch unternimmt, dieses Korsett zu sprengen, kostet es ihn eine Menge Überwindung. Wie gerne würde er sich auf eine Harley Smith schmeißen, sich eine aufreizende Puppe um die Hüften schnallen und ab in die Prärie rasen. Statt dessen erwartet ihn der Alltag: Edith kehrt heim und noch auf dem Flughafen probieren beide aus, ob ihre gegenseitige Zuneigung noch ausreicht, um auf einer öffentlichen Toilette zu vögeln. Da Edith aus Erfahrung ihren Slip schon im Flugszeug ausgezogen hatte, ging es vom zärtlichen Küssen gleich zur Sache: "Dann hielt sie sich an der Wand fest und stellte ein Bein auf den Papierspender". Und noch während beide am Werkeln waren, wendet er sich souverän an sein Publikum, um diesem in weltmännischer Manier mitzuteilen, daß ihm Tokio lieber sei als Berlin oder Madrid, denn erst die Aura von zwanzig Flugstun-

den hätte ihn richtig angemacht. Ja, in solchen Sätzen findet der Leser auch den schon längst abhanden gekommen Hegelianischen Weltgeist mit einem Schaudern wieder: er weht durch sein globalisiertes All-Gefühl und verschafft ihm ekstatische Anwendungen, die seinen Leseakt vorantreiben.

Überhaupt, die Phantasie des Lesers wird bei Philippe Djian mit stets vorhandenen kleinen Tricks angeheizt. Egal, ob sein Erzähler verkündet, Edith wolle sich von ihm scheiden lassen, oder ob die psychische Krise darin zum Ausdruck kommt, daß "wir nicht mehr miteinander redeten und bumsten", immer erfahren wir etwas über das gestörte Innenleben des männlichen Helden im engen Handlungsgeflecht der ihn umgebenden Personen. Dabei gelingt es ihm, mit Hilfe einer geschickten Dialogführung Gegenstände und Gefühlsfigurationen aus dem Alltag miteinander zu verbinden. Und wenn die dialogischen Figuren erschöpft haben, flüchtet Henry John in seine Kindheit, ohne beim Leser das Gefühl von Erinnerung zu wecken. Dieser Sprung aus dem Krisen-Alltag des erwachsenen Protagonisten zurück in das Alter von zehn Jahren geschieht gleichsam unvermittelt, so wie im diffusen Alltagsbewußtsein seiner Leser. Mit einem wesentlichen Unterschied freilich: die Erinnerungen des Djianschen Erzählers laufen in geschlossenen, in sich logischen Bildern ab und ergötzen sich an dem, was das pubertäre Erleben so süß, schmerzlich und aufregend macht: Natürlich das Sexualleben der Erwachsenen. Und wenn die kindlich-spontanen Aha-Erlebnisse mit Gleichaltrigen geteilt werden, dann schießen die witzigsten Kommentare hin und her, komische Bilder von sich verrenkenden Hüften entstehen, ein "Bonbon" nähert sich einem Ei und durch die Köpfe von Oli, Edith und Henry John tosen Sturzbäche, die sich plötzlich auch in der Hose des Erzählers spürbar machen. Doch nicht das Empfinden von Peinlichkeit angesichts des zu frühen Spermaergusses überkommt den kindlichen Erzähler, sondern ein Glücksgefühl. Es äußert sich in der spontanen Umarmung der drei Freunde, die selbst heftige Küsse (Edith und Henry John) austauschen und den Schwur ablegen, sich ihr ganzes Leben zu lieben.

Mit dem Ende der Beziehungen zwischen Henry John und Edith ist der Schwur gebrochen, was nicht

bedeutet, daß sich der verunsicherte Henry John sofort in eine neue Affäre stürzt. Ganz im Gegenteil, sein Erzählfluß gleitet wieder zurück in die Kindheit und die frühe Jugend, die er zusammen mit Edith an der Seite der Eltern verlebt, inmitten der Tanztruppe "Sinn-Fein", die die Welt bereist. Auch dieser Erlebniskosmos ist ganz mit sensualistischen Genüssen und auch Entbehrungen verbunden. Unter den Ballettmädchen imponiert ihm vor allem Ramona, die nicht wie die übrigen gebaut ist, also: "kein Hintern, lange Beine, ein flacher Bauch und kleine Brüste", sondern ein bißchen pummelig, ein wenig fülliger und nicht so nervös wie die anderen. Bei ihr erfährt er, warum eine Frau menstruiert und warum die Geheimnisse des anderen Geschlechts so schwierig zu lüften sind. Nicht weniger kompliziert erscheint die Aufdeckung der Erzählstrukturen, in denen die fiktive Erlebniswelt des Erzählers ständig hin- und herpendelt: zwischen seiner Alltagswelt, in der es trotz Rest-Familie (Töchter, Hund und verständnisvolle Freunde) immer melancholischer zugeht, und seiner Pubertätszeit. Er verbringt sie zwischen den aufregenden Beinen von Ballettmädchen, Ediths zarter Zuneigung und dem Großstadtfleur von Paris, Leningrad oder dem Warschau der fünfziger Jahre. Um diese Erlebnisschicht zu verdichten, bedient sich Djian der Tagebuchnotizen von Edith. Sie beschreiben aus der pubertierenden Sicht einer Vierzehnjährigen die Qualen enttäuschter Liebe, die kleinen Rachegefühle gegenüber "treulosen" Freundinnen und protzenden Freunden. Im "Gegenschuß-Verfahren" (es ist zu erinnern, daß Djians Erzähltexte sich vorzüglich verfilmen lassen) folgen die aufregenden Erlebnisse mit dem Masseur der Ballettruppe, Jeremie, einem "Fachmann für Dehnungen, Verstauchungen und Zerrungen aller Art" und ... Verführungen männlicher Minderjähriger, ist hinzuzufügen. Denn nach einem schweren Sturz von einer Schaukel nimmt sich der Verführer des Knaben an, was den Ich-Erzähler zur Beschreibung einer schwulen Anmach-Szene veranlaßt: "Seine Hände glitten an meinen Hüften entlang, ein Schauder fuhr mir bis in den Nacken. ... Im ersten Augenblick wurde mir nicht bewußt, daß er mich auf die Seite drehte. Ich war wie Wachs in seinen Händen, darauf bedacht, dem geringsten Druck nachzugeben, damit es weiterging. Mitten in der großen Erleichterung, die ich verspürte, weil ich mir nicht mehr den Pim-

mel zerquetschte, ging mir blitzartig ein Licht auf. Aber im gleichen Augenblick nahm er ihn und drückte ihn mit seinen Händen. ... Dann beugte er sich hinab und nahm ihn in den Mund". Doch die höchst verwirrten Gelüste werden dem kleinen Henry John nicht gestattet, denn die Mama betritt das "Massagezimmer", nicht um loszuschreien und den Verführer ihres Sohnes zu beschimpfen (wie es jede protestantisch-katholisch-atheistische Mutter wahrscheinlich tun würde). Nein, ein ruhiges Gespräch zwischen Mama und Henry John beginnt, in dem Empfehlungen ausgesprochen werden ("Mach es zuerst mit einem Mädchen. Du hast Zeit genug, dir das Leben schwer zu machen.") und der unantastbare Schleier vom Bild der Mutter – aus der Sicht des Kindes – weggerissen wird ("Wenn du willst, Henry John, verrate ich dir gern meine Lieblingsstellung.") Das, was die Mama ihm verspricht, aber natürlich aus Inzestüberlegungen nicht ausführt, macht dann Ramona mit ihm. Und sie tut es mit Raffinesse, weiblicher List und Einfühlungsvermögen: "Fast schon schnaufend zog sie mich an sich, riß sie mich mit einem 'mein kleiner Liebling' und einer so präzisen Liebkosung, daß ich in ein heiseres Stöhnen ausbrach, aus meinem lasterhaften Tun. Und ihre Brüste wieder in meinen Händen, an meiner Stirn, ihre Warze in meinem Mund, meine Nase verbogen, mein Gesicht an ihrer Haut zerquetscht".

Ohne Zweifel nähert sich Djians konventioneller Stil, der mit allen Klischees aus der erotischen Trickkiste der französischen Belletristik spielt, dem Geschmack eines Massenpublikums, das sich selbstverständlich nicht mit irgendwelchen "sublimen Späßen" zufrieden geben möchte, sondern gleich "zur Sache kommen will". Dennoch unterläuft er ständig bestimmte Leser-Erwartungen, indem er z.B. Lustbereiche in ihrer Funktion austauscht und die sakralen Firmamente mit den Abgründen der Unterwelt verschmelzen läßt ("Meine Schläfen tropften vor Lust und Befriedigung ... Ich war im siebten Himmel und wälzte mich in den Flammen der Hölle."). Auch die sublimen Zitattechnik der Postmoderne nimmt er auf die Schippe. Simple Alltagsszenen werden mit Zitaten von W.H. Auden oder D.H. Lawrence geschmückt, ohne daß der Leser einen Zusammenhang darin erkennen kann. Ebenso böse treibt er es mit dem von den

Medien inszenierten Kult um irgendwelche legendären Schriftsteller: "Am 21. Januar 1961 gab Cendrars den Löffel ab. Das versetzte uns einen Schlag. Am 1. Juli dann war Celine dran, und am 2. jagte sich Hemingway eine Kugel durch den Kopf. Ich hörte Alice laut aufschreien, und ich fand sie draußen im Garten, sie lag halb ohnmächtig im Gras".

Solche im leichten Plauderton formulierten Sätze bilden den Jargon einer Mittelschicht, die mit den Versatzstücken einer Kultur jongliert, deren Wertkonsistenz immer stärker von den Erwerbsmustern irgendwelcher Konzerne abhängt und deren politische Aussagekraft im Brei von Großmachtinteressen versinkt. Aus der Sicht der neunziger Jahre verliert auf dem Horizont des sich ausbreitenden Wertepluralismus auch der koloniale Eroberungskrieg gegen Vietnam seine politische Signifikanz. Die Djianschen Protagonisten, die sich einen Dreck um Parteien und deren Ränkespiele kümmern, machen aus ihm eine Episode, eine Rundfunkmeldung, die den gleichen Stellenwert wie die Nachricht von einem betrunkenen Gefreiten hat, der mit einem Panzer eine Reihe von Luxuslimousinen niedergemäht hat. Zu einer ähnlich indifferenten Haltung gegenüber irgendwelchen ungewöhnlichen Ereignissen hat sich auch der Ich-Erzähler am Ende des Romans durchgerungen. Er hat es zwar noch nicht aufgegeben, die Ehe mit Edith fortzusetzen, doch der Tonfall bei seiner unablässigen Beredung der Welt ist monoton geworden. Die Spannung in der fiktionalen Struktur von "Pas de deux" bleibt jedoch erhalten. Ein seltsamer Widerspruch, der auch nicht mit dem Hinweis auf den ständigen Wechsel der zeitlichen Perspektive (Tagebucheintragen contra Erzählstrom) zu erklären ist. Viel eher lockt da wohl den Leser etwas anderes: Es ist der sarkastische und ironische Tonfall der Djianschen Figuren, die nichts mehr in ihrer Welt ernst nehmen und sich doch so hilflos erweisen im Umgang mit ihren Alltagsproblemen. Beide Momente verschmelzen in einem Erwartungshorizont, der nichts verheißt und dennoch heiß macht auf das Abenteuer Alltag. Und in dem Bereich kennt sich Djian sehr wohl aus.

# Fünf Füße einer wunderbaren Frau

Auszug aus dem neuen Roman von **Wolfgang Stauch**,  
der voraussichtlich im Herbst 1995 oder im Frühjahr 1996  
bei Suhrkamp, Frankfurt erscheinen wird

## Am Anfang machen wir uns Gedanken über das, was wir tun

1 ... unter Umständen sogar, ohne an Feier-, Sonn- und Samstagen zu arbeiten. 160 Seiten reichen für ein Buch. Drei Monate genügen für eine Geschichte mit drei Frauen. Ich rechne aus, daß ich dafür weniger als drei Seiten am Tag schreiben müßte, steige in die Badewanne, lasse warmes Wasser nachlaufen und seife mich ein.

150 Seiten. Am Anfang dreimal der Titel, der Name des Verlags, ein paar Sätze Biografie, immerhin soll es mein dreizehnter Roman werden, ein nettes Foto von mir, zwei annähernd weiße Seiten, eine Widmung und so manches Motto machen am Ende 160 Seiten großzügig bedruckten Papiers.

Das ist zu bewältigen.

Das macht Mut.

Paul winkte gewöhnlich ab, wenn es darum ging, Bücher mit den Fotografien der Autoren auszustatten. Ein Buch mit Fotos von Schriftstellern ist wie ein Buch mit Gedichten von Models, sagte er damals - und teilte dennoch mit mir das Talent, wenn er wußte, daß er fotografiert wurde, so auszusehen, daß die Aufnahme gelang, ohne jemanden merken zu lassen, daß sie im Prinzip gestellt war. Außer einigen Sätzen in meiner Erinnerung ist nichts von ihm übriggeblieben, er schrieb, wie ich, mehr als ich, veröffentlichte kein Wort davon, keine einzige Fotografie.

Sein Bild ist mir kaum noch im Gedächtnis, seine Stimme, ich habe ihn aus Augen und Ohren verloren, seit etwa zwölf Jahren, seit 13 oder 15. Er habe sich in New York, Rio, Tokio, in Manhattan, in Berlin niedergelassen, oder auf einem Friedhof dieser Städte, dort jedenfalls, wo es wärmer sei als bei uns, sagt man, er sagte andauernd schlaue Dinge.

Rauchschwaden, Berge aus Rauch um seinen Kopf, so sehe ich ihn verschwommen vor mir, der K2 im Nebel, die Rauchringe des Saturn.

Selbst im Krankenwagen auf dem Weg zum Hospital, nach unserem Unfall, versuchte er, mit zitternden Händen eine Zigarette anzuzünden, selbst in den ersten Tagen, als er im Krankenhaus atemlos am Tropf hing, versteckte er seine Zigaretten, besorgt über dunkle Kanäle, in der Nachttischschublade, in einer Pillendose, zerhackt auf fünf Züge, die er sich über den Tag verteilte, wenn die Schwestern und

Ärzte nicht hinsahen, ein unerwarteter Anflug von Disziplin.

Einmal hatte ich mir vorgenommen, nur noch zu rauchen, wenn ich Kaffee trinke, und trank nach kaum einer Woche 30 Ssen am Tag. Ich trockne die Hände ab, lehne mich in der Wanne zurück, zünde eine Zigarette an, atme den Rauch aus, als sei es das Wasser, das verdampft, kaum kommt einem nach Jahren wieder der Gedanke, zu schreiben, kommen einem die Erinnerungen hoch. Das ist nützlich, aber nicht immer sehr angenehm.

Wir waren noch jung. Ein weißer klappriger Opel Kadett, Rostflecken am Blech, die Sonne kündigte sich blaß hinter einem Hügel an, ohne wirklich da zu sein, der Vollmond beendete die Nachtschicht und freute sich auf den Feierabend. Paul trinkt Bier und raucht, lenkt mit einer halben freien Hand und manchmal mit den Füßen, wir sind Butch Cassidy und Sundance Kid, Newman und Redford, trinken aus, werfen die leeren Flaschen ohne hinzusehen über die Schulter auf den Rücksitz, lachen, klopfen uns auf die Schenkel und sind die Rote Reiterarmee nach geschlagener Schlacht. Paul durchforstet den Boden unter seinem Sitz nach einer vollen Flasche, löst dazu den Gurt, den Blick zur Fußmatte, spuckt die Zigarette, deren Filter er gerade geraucht hat, aus, verzieht das Gesicht, eine überraschende Rechtskurve, verzieht das Steuer, faßt mit beiden Händen vergeblich ans Lenkrad, rotweiße Schilder, auf der Gegenfahrbahn, geradeaus. Wir fliegen über einen Straßengraben, landen in einem Weizenfeld, statt zu bremsen, gibt Paul Gas, jubelt er mit den Armen über dem Kopf und singt, schreit dabei frei! frei! frei!, als habe er mit dem plötzlichen Verlassen der Landstraße alles hinter sich abgebrochen, frei!!! - während ich die Hände vors Gesicht schlage und das Kinn auf die Brust. Aufprall, Ruhe.

Paul war weg. Ich lag auf dem Rücken, die Vorderäder drehten sich, die zersplitterten Scheinwerfer sahen Himmel, Mond und Sterne, der Kadett stand auf dem Kofferraum an einer einsamen Eiche, soweit ich sah, die einzige in dem riesigen Weizenfeld, das Getreide ließ sich ohne Gegenwehr von einem sparsamen Wind zur einen und dann wieder zur anderen Seite biegen. Ich war schnell ausgestiegen, schüttelte die Glassplinter notdürftig aus den Haaren und von Hemd und Hose, glaubte, wie in amerikanischen Filmen, meinen besten Freund aus dem Wa-

gen retten, ihn über die Schulter legen und rennen zu müssen, daß wir uns nach etwa 30 Metern auf den Boden zu werfen und die Explosion abzuwarten hätten.

Paul ist nicht mehr im Wagen, er fliegt, die Arme angelegt, gestreckt, gerade wie ein Skispringer, mit wehenden Haaren, durch die Sekunden vorher zu Bruch gegangene, nicht mehr vorhandene Windschutzscheibe, fliegt und landet, liegt mit den Hüften auf einem der oberen Äste der Eiche, zwischen den Blättern, läßt Hände und Füße baumeln, Blut tropft von seiner Stirn auf den verbeulten weißen Kadett, die roten Flecken machen sich neben dem Rost ziemlich gut. Langsam, geduldig, ein Tropfen nach dem anderen. Nicht das geringste Indiz für eine Explosion.

Ohne Ankündigung spüre ich einen stechenden Schmerz in meinem rechten Schienbein, erwache aus meiner Betäubung, kann mich nicht mehr auf den Füßen halten und krieche auf der Spur, auf dem von uns niedergemähten Weizen zur Straße, die ich etwa, so vermute ich und weiß heute, daß es nur wenige Minuten gewesen sein können, nach einer halben Stunde erreiche. Nach einer weiteren halben Stunde kommt ein blauer Ford Taunus vorbei und fährt ängstlich weiter, ein Diesel läßt mich lachend liegen, ein Traktor hält nervös und verspricht stammelnd, eiligst Polizei und Notarzt zu verständigen. Blaue Sirenen, grüne, rote, weiße Wagen, eine halbe Hundertschaft im Einsatz, ich sehe von Weitem, während man mich auf einer Trage in einen Ambulanzwagen schiebt, wie zwei Feuerwehrleute mit Leiter Paul vom Baum pflücken.

Ich hätte es bis zum Mond geschafft, wenn die Äste nicht dazwischen gekommen wären, sagte Paul, halb bei Bewußtsein, mit verbundener Stirn, abrasierten Haaren und dünner Stimme, als ich ihn eine Woche später humpelnd im Krankenhaus besuchte.

2 Nico singt vom Badewannenrand femme fatale und steigt zu mir in die Wanne, das Rot ihrer Lippen und Wangen färbt das Wasser rot, ihr blondes Haar schwimmt auf dem Wasser wie das einer Leiche, ich gehe unter mit ihr. Das fiel mir gerade ein, während ich mich erinnerte, male mir eine behagliche junge Dame aus, die meinen momentanen Ansprüchen genügen würde und denke an die drei vergilbten Ausschnitte aus dem MAX, die an der Wand vor

meinem Schreibtisch hängen: Iman, Cindy Crawford und Linda Evangelista, drei Models, die zu meiner Jugendzeit sehr beliebt waren. Soviel ich weiß, hat keine von ihnen je ein Gedicht geschrieben.

Leise läutet das Telefon. Ich steige schnell aus der Wanne, schlüpfe in die Hausschuhe, trockne mich ab, während ich dem Läuten nachgehe, ein Packen alter Zeitungen läutet, eine Schlagzeile fordert dick und schwarz Autonomie für Texas, eine dünne schwarze Schnur, eine Wasserlache auf dem Teppich, das Telefon, rot und leuchtend, ein rot läutender Leuchtturm, ich treibe, umringt von hungrigen Haien, auf einem morschen Kahn durch die wütende See.

Ich halte den Hörer in der Hand, ohne zu merken, daß ich ihn in der Hand halte.

Hallo! Einen wunderschönen guten Tag, ich freue mich sehr über ihren Anruf, sage ich nach einer Weile. So melde ich mich gewöhnlich mit der Absicht, unfreundliche Anrufer freundlicher zu stimmen. Gewöhnlich mit bescheidenem Erfolg, eine Eröffnung, ein sinnloses Bauernopfer, das ich besser zu den Akten legen sollte.

Du bist es, sagt das Telefon.

Das stimmt, sage ich dem Telefon, es ist weiblich und verschweigt seine Herkunft.

Deine Nummer stand auf einem Zettel ohne Name, seit Stunden telefoniere ich mit namenlosen Zetteln. Du bist der neunte.

Immerhin, ich bin noch in den Top Ten.

Im Augenblick bist du die Nummer eins. Kommst du vorbei heute abend, so wie früher, hast du Lust? Vorbei, vorbei. Lust, natürlich habe ich Lust.

Dann kommst du.

Unter Umständen.

Unter welchen Umständen!

Unter gewissen. - Mir fallen keine besonderen ein, trotzdem weiß ich nicht, zu wem ich kommen soll. Ich werde dich in ein paar Minuten wieder anrufen, dann kann ich dir genaueres sagen. Gib mir nochmal deine Nummer, ich weiß nicht, ob ich sie in diesem Durcheinander finde.

752823.

Welche Vorwahl?

Bitte!

Ein Scherz. Ich verabschiede mich knapp, lege auf,

also hier in der Stadt, das Telefon zieht sich unter den Stapel zurück, Hagman erster Präsident in Texas? ich trete glimmende Zeitungen und meine Zigarette aus, es riecht verbrannt, verkohlte Papierfetzen steigen langsam zur weißen Decke, trudeln dann in kleinen Kreisen auf den weißen Teppich herab und verfehlen die Pfütze nur knapp.

Für einen Menschen, der es mit der Ordnung nicht allzu ernst nimmt, kam die Erfindung des Computers, zur rechten Zeit. Vorhandene Datei öffnen, ja, Eingabetaste drücken, kein Problem. Dateiname: numerus. Enter, meine gesammelten Telefonnummern. 741 Stück zählt mein Computer. Die dazugehörigen Namen alphabetisch sortiert, das hilft mir nicht weiter. Sortieren nach Nummern, aufsteigend, von Null bis unendlich. Auswahl, Datensätze sortieren, Feld. Nummer, erkläre ich meinem Computer, und drücke, so wünscht er erneut, die Eingabetaste. Es funktioniert überraschend reibungslos: 752802, 752820, 752823. Kein Nachname, keine Vorwahl, voilà.

Andra, Kappellenacker 36. Wer ist Andra? Das ist Andra! Fünfzehn Jahre, so lange mag es her sein, daß ich sie zum ersten Mal sah. In einem Seminarraum, an der Universität. Neun Jahre sah ich sie nicht mehr, und vor sechs Jahren rief sie an. Vor sechs Jahren. Und jetzt ruft sie wieder an und glaubt selbstbewußt, daß ich sie an ihrer Stimme erkenne. Ich erinnere mich genau: Zwölfmal war ich bei ihr gewesen. Wir saßen auf dem Sofa, das sich, wenn man es auszog, zum Bett verwandelte, eine klug getarnte Fliegenfalle, berührten uns wie zufällig, ich machte schlechte Scherze, in der Regel zwölf am Abend, und sie lachte darüber. Ich ging auf ihre Toilette und brachte einen kleinen grünen Gummielefanten, den ich nicht ausstehen konnte, zum Quietschen, der auf der Badewanne stand. Wir tranken roten Wein, den billigsten. Gewöhnlich ging es danach zweimal zur Sache, und gewöhnlich war mir am nächsten Tag schlecht davon. Ich küßte sie zum Abschied, auf die Wange, als sei nichts passiert, wie gute Freunde sich küssen, sie lachte währenddessen ungefähr wie verrückt, ich sah ihr Gesicht nicht. Ich stolperte, wenn ich kam, über einen Mülleimer aus rotem Kunststoff, der auf dem Boden stand, brach mir dabei beinahe alle Knochen, und stolperte schließlich mit Absicht, damit sie lachen konnte. Alles passierte zwölfmal. Und alles passierte immer wieder von

Anfang an, passierte beim zweiten Besuch, als sei beim ersten, passierte beim zwölften, als sei beim elften nichts passiert.

Sie rief mich immer wieder an, fragte, ob ich nicht vorbeikommen wolle. Zwölfmal hatte ich ja gesagt. Beim dreizehnten Anruf sagte ich keine Zeit, ich müsse arbeiten. Das sagte ich ihr auch beim vierzehnten Anruf und hoffte, ihr wehzutun. Und beim fünfzehnten Anruf.

Das gleiche Wort in zwei aufeinanderfolgenden Sätzen zu verwenden, weil ein anderes möglicherweise gerade nicht vorhanden ist, ist schlechter Stil. Besser, es gleich in drei aufeinanderfolgenden Sätzen zu verwenden. Und je mehr aufeinanderfolgende Sätze es werden: Umso besser. Das muß man wissen, wenn man schreibt.

Damals, das weiß ich genau, nach dem fünfzehnten Anruf, setzte ich mich vor den Fernseher, schaute mir einen billigen Film an, trank billigen Rotwein, genug, und am nächsten Tag tat mir der Kopf weh. Sechs Jahre, und nun ruft sie an, um den Abend und mich inklusive zu retten.

Die Zwölf hinterläßt einen gespenstischen Eindruck. Andra aus dem Nichts. Eine Zahl, von der ich glaube, daß es sie nicht gibt. Es ist unmöglich, bei Andra gewesen zu sein, mit ihr telefoniert zu haben, weil die Anzahl der Besuche nicht möglich ist, mit der Zwölf verschwindet auch Andra. Hastig greife ich zum Wörterbuch, blättere schnell zur letzten Seite und atme auf: zwölf, fünf vor zwölf (es ist allerhöchste Zeit), die zwölf Nächte, die Zwölf Dimensionen, Zwölfer, zwölfen, zwölferei, Zwölfingerdarm, Zwölfflach, Zwölfflächner (für Dodekaeder), Zwölfkampf (Turnen), zwölfmal, Zwölf Sinne (vgl. Acht Sinne), zwölfte (vgl. zwölf), Zwölftafelgesetze, Zwölftöner, Zwölftonner, Zwölftzylindermotor, zwölfzylindrig, zwote, vgl. zwei. Zwölf, ein Glück, das Wort zergeht auf meiner Zunge.

Hallo, hier ist Andra.

In einer Stunde bin ich bei dir.

Der Rotwein steht schon auf dem Tisch. Schön, sagt sie, wir legen auf, und eine Schlagzeile sagt, daß über dem K2 ein Hubschrauber abgestürzt und samt Insassen ums Leben gekommen sei.

Ich werde euch bald verlassen, sage ich zum Telefon, zu den Zeitungen darüber, die ich morgen zum Müll bringen muß, zu meinem Computer, der fragt,

ob ich die neue Reihenfolge der Telefonnummern speichern möchte, nein, zu den schwarzen Flecken, die sich auf dem Teppich vergnügen, zur Decke, zur Lache, zum Teppich selbst, bei dem ich mich für meine Zigarette entschuldige. Ich überlege kurz und komme zu dem Ergebnis, daß es wohl das beste sei, noch einmal ordentlich zu baden, schalte den Boiler ein, den Text auf dem roten Aufkleber kann ich fast auswendig: Achtung! Diese Feuerstätte ist nicht betriebssicher. Sie darf aus Sicherheitsgründen bis zu ihrer Instandsetzung durch einen FACHBETRIEB nicht mehr betrieben werden!! Bei Abgasaustritt besteht LEBENSGEFAHR! Das Datum eines längst vergangenen Jahres, eine Kohlenmonoxydmission von 4212 parts per million, warmes Wasser. Ich seife mich besonders gründlich ein, wasche meine Haare, rauche zwei Zigaretten, tauche, den rauchenden Arm über Wasser, kurz unter, denke an Andra, stehe vor ihrer Haustür und suche das Schild mit ihrem Namen.

Am Anfang machen wir uns Gedanken über das, was wir tun habe ich dieses Kapitel genannt. Dann läutete das Telefon - und ich machte mir darüber keine Gedanken mehr. So kann es gehen, wenn man nicht aufpaßt, plötzlich steht man vor einer Haustür und muß die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, weil man nicht mehr weiß, was man tut. Ich habe ihren Namen gefunden, der zweite von oben, schlage die Hände über dem Kopf zusammen und läute.

Drei Treppen hoch, die Wohnungstür ist nur angelehnt, auf dem Boden steht an der alten Stelle der alte rote Mülleimer, ich freue mich, daß alles in dieser Welt seinen festen Platz zu haben scheint, achte nicht auf meine Schritte und rutsche auf einem neuen kleinen Teppich, nicht größer als ein Bettvorleger, aus, breche mir dabei beinahe alle Knochen. Das alte Lachen um die Ecke aus ihrem Zimmer. Sie lacht lauter als früher. Ich hänge meine Jacke an den Kleiderständer, sie sitzt auf dem Sofa, wie früher, das weiße Sofa, das gleiche wie früher, von wenigen Brandflecken abgesehen, der Fernseher, der gleiche wie früher, winzig, die gleiche Frau. Nicht sehr groß, sehr mager, sehr rote und kurze Haare und rote Lippen. Wie früher.

Du hast dir die Haare schneiden lassen, kaum läßt man dich eine Weile aus den Augen, schon rennst du zum Friseur. Setz dich. Sagt sie. Ich nehme eine

Flasche Rotwein vom Tisch.

Wo ist der Korkenzieher? Der Gedanke, in absehbarer Zeit betrunken zu sein, läßt mich meinen ersten Satz sagen.

Kein Korkenzieher, sagt sie.

Keinen Wein? frage ich beunruhigt.

Doch Wein, sagt sie, aber keinen Korkenzieher.

Ich schaue mir die Flasche an. Rotwein, zweifellos. Kunststoffkorken.

Praktisch, sage ich, entferne den Verschuß mit Daumen und Zeigefinger, nehme zwei Biergläser aus dem Schrank, folge ihrer Einladung, mich zu setzen, gieße ein, wir trinken, sie steht auf, geht zum Fernseher, ich trinke aus, gieße nach, ein roter Tropfen auf dem Sofa, ein Krimi am Fernseher, Andra neben mir.

Noch vor kurzem habe sie für einen ortsansässigen Privatsender gearbeitet, sich auf Videokassetten amerikanische Serien angeschaut, ein rundes Dutzend Folgen am Tag, sie auf Nackt- und Gewaltszenen, auf Geschmacklosigkeiten überprüft, die im Vorabendprogramm nichts zu suchen hätten.

Eine endlose Geschmacklosigkeit! Andra lacht.

Zum Glück sei sie nur für die Bilder zuständig gewesen, habe sich die Videos in fünffacher Geschwindigkeit anschauen können, ein Kollege habe, bei gleicher, beschämender Bezahlung, die Synchronisation vor unzumutbaren Dialogpassagen gewarnt. Der üblere Job, meint Andra und streicht sich eine Strähne aus der Stirn, die sie sich nur einbildet.

Ein Mal, ein einziges Mal, habe sie eine etwa siebensekündige Einstellung übersehen, einen blutverschmierten Jungen in einem Krankenhausbett, ihr Verhängnis, die Kündigung.

Nun arbeite sie bei Schuhe Bleichmann.

Du verkaufst Schuhe?

Nein. Sie veranstalte lustige Spiele mit der Kundschaft. Alle fünfzehn Minuten drehe sie ein Rad. Ob im Frühjahr, Sommer, Herbst oder Winter als Weihnachtsmann verkleidet und an den Füßen die neuesten Bleichmann-Modelle.

Schlechtes Leder, kein Fußbett, Schweißfüße mit der Zeit.

Lassen wir das.

...

# Arnold Schönberg

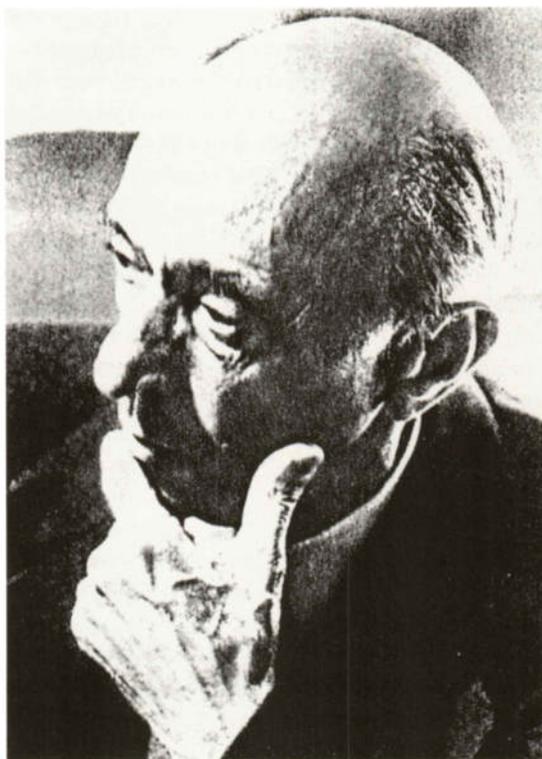
## Die vierte Projektwoche der Hochschule für Musik und Theater des Saarlandes

Von Stefan Fricke

Unter dem Titel "Stil oder Gedanke? Die Schönberg-Nachfolge in Europa und Amerika" führte die Hochschule für Musik und Theater des Saarlandes ihre vierte Projektwoche durch. Vorausgegangen waren dieser in den letzten Jahren ähnliche Veranstaltungen zum Werk von Max Reger, von Paul Hindemith und Alban Berg.<sup>1</sup> Im Unterschied zu den zurückliegenden Projekten war die jüngste von einem wesentlich größeren Engagement geprägt. Mit sieben, teilweise bis zu drei Stunden dauernden Konzerten, rund 20 Vorträgen oder *Lecture Recitals* sowie einigen Komponistenworkshops gelang der Hochschule ein bemerkenswert dichtes Programm zum Oeuvre Schönbergs und seines Umfelds. Doch lag dem Projekt auch eine andere Intention zugrunde. Standen die bisherigen Veranstaltungen unter dem Zeichen einer didaktisch-theoretischen Flankierung der meist rein praktisch orientierten Hochschulausbildung, so trug die Schönberg-Woche darüber hinaus das explizite Signet einer europäisch-amerikanischen Annäherung in der Schönberg-Forschung. Dies ist zunächst ein Novum, die unterschiedliche Schönberg-Rezeption wurde auf den bisherigen Schönberg-Kongressen nicht thematisiert.

Die Differenzen bestehen zum einen in den verschiedenen Deutungen von Schönbergs Werk und dessen Auswirkungen, die in Europa die Spielformen des Serialismus hervorbrachten, in den USA häufig zu einem eher orthodox-akademischen Umgang des "Komponierens mit zwölf nur aufeinander bezogenen Tönen" führte – zumindest bei den Komponisten, die sich nachhaltig auf Schönberg berufen. Zum anderen forschen beide Kontinentalgruppen ohne mit der anderen zu kooperieren. Diesen Aspekt jedenfalls stellte der amerikanische Komponist, Universitätslehrer und Schönberg-Exeget Claudio Spies (Princeton) in seinem Vortrag besonders heraus. Es sei europäische Arroganz und Ignoranz, daß amerikanische Musikologen nicht an der kritischen Gesamtausgabe der Kompositionen Schönbergs beteiligt seien, obgleich man in den USA eine so intensive Forschung betreibe, daß wohl manch ein dortiger Experte bessere Kenntnis besäße als einige europäische. Außerdem wandte er sich scharf gegen den Serialismus und gegen die anarchistischen

Kompositionstechniken des Schönberg-Schülers John Cage, der seinen Lehrer völlig falsch verstanden, diesen damit eher desavouiert, denn ästhetisch weiterentwickelt habe. Dem stellt er den amerikanischen Rezeptionsweg gegenüber, vertreten durch Roger Sessions, Milton Babbitt und natürlich ihn selbst. Schließlich forderte Spies eine interkontinentale Zusammenarbeit; denn der europäische Chauvinismus würde der Tatsache nicht gerecht, daß



Schönberg seit 1933 in den USA gelebt hat. Für Schönberg war Amerika – so hatte er einmal gesagt – ein Paradies, und für Spies war es höchst wichtig festzuhalten, daß Schönberg dies in englisch und nicht in deutsch gesagt hat. Hier schlug der tatsächliche Chauvinismus zu; denn bestritten wird hierzulande das amerikanische Exil keineswegs, vielmehr weisen zahlreiche Unternehmungen zur politischen Emigration in eine andere Richtung. Und ob die Editionsleitung einer Gesamtausgabe verpflichtet ist, alle Spezialisten heranzuziehen, die sich im Sujet bestens auskennen, ist sicher wünschenswert, doch freilich kein Muß. Fraglich war vor allem Spies'

Kritik am Serialismus und an Cage, zumal Spies weder diskursiv argumentierte noch die europäische Musikgeschichte seit 1945 zu kennen schien. Hier wäre künftig wohl viel außereuropäische Aufklärungsarbeit zu leisten, sollten Spies' Bemerkungen überhaupt für viele Amerikaner von exemplarischer Bedeutung sein.

Umgekehrt muß man sich aber in der Tat in Europa verstärkt mit der USA-Linie Sessions-Babbitt etc. vertraut machen, will man sich die komplette Schönberg-Rezeption vergegenwärtigen. Dieser Punkt der produktiven Rezeption bei den Komponisten, die in beiden Erdteilen unterschiedliche Folgen hatte, ist immer noch ein weißer Fleck und war deswegen auch für Stefan Litwin und Klaus Velten, die das Projekt initiiert und konzipiert hatten, Anlaß zu diesem Thema. Doch bis auf den mißglückten Vortrag von Spies wurde gerade dieser Aspekt nicht diskutiert. Schade – so wurde leider die Möglichkeit eines bedeutsamen Vorschubs in diese Richtung verspielt, und durch das Ausbleiben der ursprünglich vorgesehenen Abschlußdiskussion mied man auch die letzte Chance eines solchen Dialogs.

Trotz dieser Lücke gaben die Vorträge zusammengelesen einen dichten Überblick über Schönberg und sein Umfeld. Einzelne Werkaspekte standen im Zentrum der Vorträge von Joseph Auner (New York), Albrecht Dümling (Berlin), Severine Neff (Cincinnati) und Stefan Litwin (Saarbrücken); Paul Fiebig (Baden-Baden), Ulrich Krämer (Berlin) und Klaus Velten (Saarbrücken) widmeten sich den Schönbergenschülern erster "Generation": Anton Webern, Alban Berg und Hanns Eisler. Über John Cage – von Schönberg selbst als sein wichtigster Schüler in Amerika apostrophiert – sprach Heinz-Klaus Metzger (Frankfurt/M.). In freier Rede akkumulierte er viele Aperçues – und nicht nur zu Cage und Schönberg; von diesen wünscht man sich, daß Metzger sie noch einmal zu Papier bringt und publiziert, vielleicht im längst überfälligen zweiten Band von "Musik wozu".

Aufbauend auf einen außergewöhnlich informativen Diavortrag, den Nuria Schönberg-Nono (Vene-

dig) über ihren Vater gehalten hatte, zeichnete Friedrich Spangemacher (Saarbrücken) die produktive Bedeutung Schönbergs für Nono nach. Für Nono, der seinen Schwiegervater nicht kennengelernt hatte, bildeten dessen Kompositionen eine wichtige Bezugsquelle für das eigene Schaffen. Darin unterschied sich Nono drastisch von den Serialisten, die unmittelbar an Webern anknüpften. Spangemachers Beitrag beleuchtete erstmals dieses Verhältnis, und möglicherweise wird wegen dieser Bezüge ein modifiziertes Bild in der eingeleiteten Geschichtsschreibung der Musik nach 1945, die sich anfangs angeblich ja nur auf Webern gestützt hat, notwendig sein. Weniger die werkimmanenten Aspekte der Kompositionen Theodor W. Adornos beschäftigten Rainer Riehn (Frankfurt/M.) als vielmehr ihre Produktions- und ihre Editions-geschichte. Letztes ist ein aktuelles Problem, da bis auf einige Stücke, die Riehn zusammen mit Metzger vor einigen Jahren herausbrachte, Adornos Gesamtwerk unpubliziert ist. Riehn kündigte nun die baldige Herausgabe der noch unbekanntenen Kompositionen Adornos an.

Adornos theoretische Reflexionen über die dodekaphone Technik waren Thema des äußerst knappen Vortrags von Giselher Schubert (Frankfurt/M.), in dem er die zahlreichen diesbezüglichen Adorno-Gedanken in eine thematisch-chronologische Ordnung brachte, die den Wandel des adornoschen Denkens griffig zu präsentieren wußte.

Auf die für Schönberg, der zeitweilig auch malte und intensive Kontakte zu Kandinsky unterhielt, wichtigen Beziehungen zur bildenden Kunst und Literatur gingen Lorenz Dittmann (Saarbrücken), Gerhard Sauder (Saarbrücken) und Elvira Seiwert (Baden-Baden) ein. Seiwert behandelte das immer wieder beliebte Thema "Schönberg und Thomas Manns 'Doktor Faustus'", während Sauder Schönbergs Verhältnis zu Stefan George und Richard Dehmel untersuchte und dabei auf eine noch zu füllende Lücke der Forschung hinwies: die Literatur Dehmels, die schon seit längerer Zeit keine nennenswerte wissenschaftliche Rezeption hervorgerufen hat, obgleich Dehmel zweifelsohne neben George zu

den einflußreichsten Poeten im Deutschland der Jahrhundertwende gerechnet werden muß. Dies ist freilich auch für Musikologen von Bedeutung; denn Dehmel-Vertonungen finden sich nicht nur bei Schönberg und Webern, sondern vor allem auch bei zahlreichen Komponisten, die heute nichtmals dem Namen nach bekannt sind und auch zur Lebzeiten nur lokale oder provinzielle Relevanz besaßen – eventuell ließen sich an den Textvertonungen und unter mikrohistorischer Fragestellung regionale Besonderheiten und möglicherweise auch Bezüge zu Schönbergs "Verklärte Nacht" (1899) konstatieren.



Hinweise darauf, wo im Umfeld Schönbergs und seiner Rezeption durch die Nachwelt noch Leerstellen aufgearbeitet werden müssen, ist ein Resultat der Vorträge, die damit auch über den Rahmen einer Informationsreihe für Studierende der Hochschule hinausgingen. Der eigentliche Lehrplan sieht solche komprimierten Veranstaltungen zu einem Thema aus verschiedenen Perspektiven nicht vor – leider; doch diesmal hatten die Studierenden die Gelegenheit innerhalb weniger Tage gewisse Ausbildungsdefizite wettzumachen und zu erkennen, daß *Musik* nicht nur aus *Tönen* besteht. Dieses Manko aufzufangen, die praktische Tätigkeit durch theoretische

Überlegungen – auf dem Stand aktueller musikwissenschaftlicher Forschung – zu begleiten, ist ein primäres Ziel der Projektwochen. Ein weiteres liegt in der intensiven Beteiligung der Studierenden, das – wie die in den Konzerten erbrachten Leistungen zeigten – ebenfalls erreicht wurde. Die enge Verbindung zwischen Theorie und Praxis scheint sich eindeutig auf die Qualität des Instrumentalspiels auszuwirken, und die Zahl der Musikstudierenden, die mehr als nur möglichst "schnell und schön" spielen wollen, nimmt zu.

Deshalb sind die Projektwochen auch nicht nur von wichtiger hochschuldidaktischer Bedeutung, vielmehr haben sie sich mit der Musik des *fin de siècle* auch ein Genre gewählt, das heute oft stiefmütterlich behandelt wird. Damit könnte sich die Hochschule für Musik und Theater, der bundesweit doch recht wenig Beachtung geschenkt wird, ein zumindest temporär eigenes Profil geben, sofern diese Konzeption thematisch beibehalten und – wie beabsichtigt – im zweijährigen Turnus realisiert werden kann. Auch in Zukunft die klassische Moderne in den Mittelpunkt zu stellen, ist sicher ein Plus der Veranstaltung; denn dieser Schwerpunkt hat im Saarland Tradition. Das Festival "Musik im 20. Jahrhundert" des Saarländischen Rundfunks hat stets in seinen Veranstaltungen auch einen Block mit Musik der Jahrhundertwende, und vielleicht gelingt es den saarländischen Musikinstitutionen so, auch konzeptuell noch enger zusammenzuarbeiten; eine thematische Abstimmung des Programms auf der Kulturwelle des SR hinsichtlich Musik und Wortbeiträge wäre während einer solchen Projektwoche ohne Schwierigkeiten durchführbar. So hätte der hochschulinterne Erfolg der Veranstaltung noch weitere Kreise ziehen können. Das hätten die Projektwoche und Arnold Schönberg allemal verdient.

<sup>1</sup> Zu Reger, Hindemith und Schönberg sind Kongressberichte erschienen, erhältlich über den Pflau-Verlag Saarbrücken, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken.

# Sind die Kirchen noch zu retten?!

## Die Schwäche der institutionalisierten Religion

Jörg Metzinger

Von der Schwäche der Institutionen zu reden, ist in Mode gekommen. Auf die Kirchen zu dreschen erst recht. Für einen, der noch einer Kirche angehört, für sie arbeitet und von ihr in mancher Hinsicht lebt, ist das bitter. Innerhalb der Kirchen trösten sich viele damit, daß schließlich noch 9 von 10 Deutschen einer christlichen Religionsgemeinschaft angehören und andere Institutionen viel schwächer sind. Zum Beispiel die Gewerkschaften oder die Parteien. Schnell fügt sich ein allgemeines Lamento über die zunehmende Individualisierung als Grund dieser Entwicklung an, wird das Klagelied über die fortschreitende Entsolidarisierung der Gesellschaft angestimmt. Die Gründe liegen dann bei den bösen anderen; der heilige Rest der Kirchentreuen macht eigentlich alles richtig. Oder? Dabei ist ein Gutteil der Schwäche hausgemacht; die Institution zieht aus dem "Differenzierungsschub" innerhalb der Gesellschaft keine Konsequenzen.

Im folgenden geht es um Schlaglichter auf die Befindlichkeit des institutionalisierten Protestantismus; seine Schwächen sind besonders in den Städten augenfällig, auf dem flachen Lande ist die Kirche noch im Dorf. Aber Trends gehen von den Städten aus – das wußte schon der Apostel Paulus, als er strategisch klug zunächst die großen Städte missionierte und von dort das Umland aufrollte.

Auf katholischer Seite gibt es weitere und besondere Probleme, die in den Medien zur Genüge und genüßlich ausgebreitet werden.

Kritik an gewohnter Arbeit ist schmerzhaft. Ein Betrieb, der sich der Kritik verschließt, geht konkurs.

### Es ist etwas faul

Läßt man bei den Medienkampagnen gegen die Kirchen die Boshaftigkeit beiseite und auch, daß sie regelmäßig katholische wie evangelische Kirche in einen Topf werfen, so bleibt die schlechte Presse doch ein Indiz dafür, daß mit dem Laden Kirche etwas nicht stimmt. Wie ja auch bei Parteien und Gewerkschaften nicht alles von den Medien aufgebraucht sondern wirklich etwas faul ist.

Sicher ist die Institution Kirche besser als ihr Ruf, macht man sich die Mühe, genauer und konkret hinzuschauen. Doch aufs Ganze gesehen wirkt sie unbeweglich, antiquiert und wenig überzeugend. Die Firmenphilosophie stimmt nicht, die Vertreter dieser Institution treten – wenn überhaupt – wenig selbstbewußt sondern eher weinerlich auf.

Die Werbekampagnen, die von einigen Kirchenkreisen und Bistümern gestartet wurden, riechen fatal nach schlechtem Gewissen, sind etwas hilflos durchgeführt und vielleicht sogar gefährlich: weil nichts Neues im Schaufenster liegt.

*Ecclesia semper reformanda est:* Zum Wesen der Kirche gehört, daß sie sich ständig zu erneuern hat. Dieser Grundsatz, der am Anfang protestantischer Kirchen stand, wird zwar von vielen Kirchenfunktionären im Munde geführt, und das schon eine geraume Zeit, aber: seit einigen Jahrzehnten stockt die Erneuerung. Reformation heißt: sich nicht selbst hintergehen, Re-Forming, Erneuerung des Geistes, wieder Form bekommen. Die Kirchen drohen immer formloser zu werden. Format fehlt schon eine ganze Weile.

Dabei wird von vielen Seiten angemahnt, daß ein öffentlicher Streit um die Werte, die Sinn machen, dringend nötig ist – nicht die Ablenkungsmanöver der Politiker und Talk-Show-Größen. Welche Institution sollte sie führen wenn nicht die institutionalisierte Religion? Die Kirchen suchen diesen Streit aber nicht – und deshalb werden sie auch nicht aufgesucht.

### Religion boomt – Institution in der Flaute

Wie sehr die Menschen auf Sinnsuche sind, zeigt der boomende Markt der religiösen Möglichkeiten, besonders in den Städten. Die religiöse Frage ist immer gegenwärtig: woher komme ich, wer bin ich, wohin gehe ich? Wer weiß, wer ich bin? Die Beantwortung dieser Fragen, das Niveau des Diskurses über sie, bestimmt die Qualität der Kultur. Die Kirchen speichern die Erfahrungen vieler Generationen im Umgang mit diesen Fragen – doch was heißt es für die

## Wicca-Religion

Die Gründung der WICCA-RELIGION (von altengl. *wicca* = Hexe) durch den Engländer Gerald B. Gardner 1951 markierte die Entstehung kultischer Hexenzirkel in Europa und Amerika. Diese matriarchalisch organisierte Naturreligion versteht sich als eine Fortsetzung alter heidnischer Hexenkulte, die in der Zeit der Hexenverfolgungen (16.-18. Jh.) ausgerottet worden seien. Eingeweihte Gruppen aus 7 Mitgliedern, denen gleichberechtigt eine Hohepriesterin und ein Hoherpriester vorstehen, verehren in der "Großen Göttin" und dem "Gehörnten Gott" die Elemente und Kräfte der Natur und versuchen durch Initiations- und Beschwörungsrituale die universellen Energien der Natur zur Bereicherung ihrer eigenen Lebenskräfte zu gewinnen. Heute zählt der Wicca-Kult allein in England über 40.000 Mitglieder, in New York sind es etwa 15.000. Eine besondere Anziehungskraft übte die auf Frauen zugeschnittene Variante des Kultes der Amerikanerin Starhawk aus ("Der Hexenkult als Ur-Religion der Großen Göttin"), die Ende der 80er Jahre durch deutsche Städte reiste und eine große Zahl von Anhängerinnen um sich sammelte.

### Eva Labouvie

Sachwalterin dieses Schatzes, wenn sie ihn nicht mehr in die Gesellschaft hinein vermitteln kann, keine Diskurse mehr anstoßen kann und sogar zahlreiche ihrer eigenen Mitglieder auf Sinnsuche in fremden Gefilden räubern?

Ausgetretene haben eine sehr genaue Vorstellung von Kirche, wie sie sein sollte; sie sind religiösen Fragen gegenüber aufgeschlossen, in der Regel gut ausgebildet und zwischen 20 und 40 Jahren alt. Austritt, "lautloser Abschied" liegt im Trend, dagegen muß heute begründet werden, bei einer Kirche zu bleiben. Die Kirchensteuer – übrigens von zwei Drittel der Deutschen zu hoch eingeschätzt – ist nur der letzte Tropfen: für eine Institution, die belanglos ist, sind auch 8% der Lohnsteuer zuviel.

Sinkende Einnahmen sind auch eine Chance: Besinnungszeit für die Kirchen, ihre Existenznotwendigkeit zu vermitteln – jenseits von Machtausübung oder Staatsauftrag. Und endlich die treuen Kirchenfernen ernstzunehmen, die "Christen in der Halbdistanz", die wach viele der angebotenen Deutungsrahmen und Sinnangebote wahrnehmen und zu individueller Weltanschauung verarbeiten, in der christliche Teile *auch* ihren Platz haben. Aber etwas anderes beginnt sich innerkirchlich abzuzeichnen: der Rückzug in der Nische.

## Kirchliche Subkultur

Wer von außen auf eine typische Gemeinde blickt, in einen der üblichen Kreise gerät, erlebt in der Regel folgendes: Einige wenige, meist ältere Menschen, überwiegend Frauen treffen sich wöchentlich, oft in verschiedenen Gruppen; sie nehmen von ihren Hauptamtlichen alles, was sie kriegen können, und die geben alles, was sie haben: Zeit und Zuwendung. Die Welt der Bibelkreise, Weihnachtsfeiern, bunten Abende und Gemeindefeste mit Tombola und Sackhüpfen mit immer wieder Kaffee und Kuchen, das ist typisch für die meisten Kirchengemeinden. Diese Gruppen bilden den "Kern" der Gemeinde, Menschen, die Halt suchen und die eigenartige Wärme der Gruppe in den oft verhärmten kirchlichen Räumen brauchen. Diese Kreise reden zwar einladend, aber sie sind meist wenig einladend. Das wäre in Ordnung, wenn sie nicht gleichzeitig das Maß für das gesamte Dasein von Kirchen abgeben würden. Zusammen mit den nur zu oft passenden oder angepaßten Amtsträgern ergibt sich im ganzen das etwas muffige Bild eines kirchlichen Stils, der nur eine geringe Menge Menschen anspricht. Es ist eine – sterbende – Vereinskultur von Vereinsmitgliedern, die die Institution Kirche besetzt halten wie die Parzellen des Schrebergartens am Stadtrand. Diese Idylle verträgt es nicht, gestört zu werden. Bestätigung ist angesagt, der abgrenzende christlich-kirchliche Stil sorgt fürs Wir-Gefühl. Einbrechende fremde Milieus machen Angst.

## Die Mentalität von Konkursverwaltern

Kirche neigt dazu, alle zu Schwachen zu machen, denen geholfen werden muß: die depressive Struktur vieler hauptamtlich bei der Kirche Beschäftigter verführt zu diesem verhängnisvollen Verhalten. Dem korrespondiert eine seltsame Angst vor starken Menschen aus der Gemeinde, Menschen mit eigenem Kopf, die wirklich mitgestalten könnten.

Die Amtskirche, die ihre Mitglieder verwaltet und versorgt, hat keine Zukunft. Immer mehr Menschen wollen auch religiös selbst bestimmen, wollen sich nicht vereinnahmen lassen von einem festgelegten Lebensstil, wollen vielleicht auch nur selbst entscheiden, wann sie kommen und wieder gehen. Dagegen fordert die Kirche das totale Engagement, oder besser: die umfassende Anwesenheit in möglichst vielen Gruppen, Kreisen und Gottesdiensten. Dazu kommt, daß die Fähigkeiten von Gemeindegliedern oft sträflich übersehen werden: Frauen kann man nur den Besuchsdienstkreis oder die Krabbelgruppe anbieten, aber daß eine Computerfrau den Gemeindebrief layouten kann, auf diese Idee kommt niemand.

Auch der Pfarrerberuf steht vor großen Veränderungen: rudimentär stehen die alten Erwartungen an den Pastor, der alle seine Schäfchen zu kennen hat, ne-

ben abnehmendem sozialen Prestige und zunehmend neuen Anforderungen, die Managerqualitäten erforderten – wozu bisher aber nicht ausgebildet wird. Zu viele Pfarrer (und Kirchenvorstände) flüchten sich in das Berufsbild des Konkursverwalters. Im Grunde sind sie der Ansicht, die Sache Kirche geht zu Ende oder wird sich zumindest stark verkleinern; die Folgen: Resignation, geordneter Rückzug ohne Experimente, Flucht in Aktionismus.

Nicht nur katholische Geistliche sehen sich zunehmend als "lebende Fossilien". In einer Art beruflichem Masochismus suhlen sich manche mitleidheischend in abnehmenden Gottesdienstbesucherzahlen und überbieten sich gegenseitig in der Schilderung immer dramatischerer Formen des Traditionsabbruchs: "Was haben wir doch einen fürchterlichen Beruf..." Andere hauptamtliche Kräfte, im Verwaltungs- und Diakoniebereich, kritisieren den eigenen Laden in einer Weise, die in keinem Industrieunternehmen geduldet würde. Im besten Fall bieten sie sich damit der öffentlichen Meinung an. Letztlich steht dahinter fehlende Mitarbeitermotivation, negative Erfahrungen mit der kirchlichen Hierarchie, die sich über Jahre zu Frust und Ärger aufgestaut haben. Es grassiert zuviel Pessimismus, der übersieht, was an zahlreich Gutem noch ist: die stille Atmosphäre einer Andacht, die vorbildliche Arbeit des Kindergartens, die herzliche Stimmung auf einem Gemeindefest.

## Die New-Age-Bewegung

Die NEW-AGE-BEWEGUNG (= Neues Zeitalter) wird getragen von der Vorstellung, daß die Menschheit sich aufgrund eines Bewußtseinswandels am Endes dieses Jahrtausends auf dem Weg zu einer neuen Spiritualität und Kreativität befände. "Wendezeit", "Transformation und Ganzheit" oder "kosmisches Denken" heißen die Stichworte; rund 450 Methoden der "neuen Menschwerdung" bieten die verschiedenen New-Age-Schulen dem Interessierten derzeit in Europa an. Sie gründen auf den Lehren des Reiki, Shiatsu, der Reinkarnation oder der Strukturlogik, orientieren sich an buddhistischen, lamaistischen oder naturreligiösen Mythen, Energielehren (Synergismen) oder ökologisch ausgerichteter Spiritualität. Zu den Bestsellern der Bewegung zählen Rudolf Steiner (Die Theosophie), Carlos Castaneda (Don Juan, Eine andere Wirklichkeit, der Zweite Ring der Kraft), Robert Anton Wilson (Illuminatus, Der neue Prometheus), Douglas A. Hofstadter (Das Neue Denken), Fritjof Capra (Wendezeit) und Marilyn Ferguson (Die sanfte Verschwörung). Der richtige New-Ager ist Vegetarier, hört Musik von Larkin, Klaus Schulze, Eberhard Deuter, Kitaro, Paul Vincent oder Michael Horn, liebt beim Sport Grenzerfahrungen und denkt positiv.

Eva Labouvie

## Die neuen Hexen

Den NEUEN HEXEN, die sich seit den 80er Jahren in Hexenworkshops, Zirkeln und Seminaren organisieren, geht es um die Wiederentdeckung weiblicher Macht, alten magischen Wissens und speziell weiblicher Spiritualität. Durch Therapien, Trainingsprogramme und rituelle Schulung wollen sie die eigenen Stärken, die Naturkräfte des weiblichen Geschlechts, Fähigkeiten zu Trance, Wahrsagekunst bis zur Nutzbarmachung körperlicher und kosmischer Energien durch Mond-, Stein- oder Naturrituale reaktivieren. Bewußtwerdung und Selbstfindung schaffen schließlich, so das selbsterwählte Ziel all dieser Gruppierungen, am Ende dieses Weges die "weisse Frau".

**Eva Labouvie**

Vergessen oder nie erlebt, daß aller Dienst in der Kirche dazu dient, daß das, was ich tue, anderen Freude bringt, damit sie dazu kommen, mittun, mithören und -sehn. Aber dazu muß es einem selbst Freude machen.

## Gestaltungsschwäche

Keine Freude macht in der Regel das Hauptangebot der Kirche: der Gottesdienst. Es gibt keinen anderen Bereich, in dem Anspruch und Wirklichkeit derart auseinanderklaffen wie bei diesem geistlichen Regangebot aller Kirchengemeinden. David Jordahl, ein harter Kritiker des deutschen Protestantismus – ohne die säuerliche Verbissenheit und den messianischen Anspruch des katholischen Eugen Drewermann: "Die Kirche und ihr Bodenpersonal sind durchaus in der Lage, Religion, die Institution Kirche, das Glaubensleben und Gott selbst uninteressant zu machen. (...) Nirgends wird die Langeweile so effektiv und massiv verdrängt wie in der Kirche."

Eine autoritäre Theologie, die in der Nachkriegszeit in Deutschland zur Regel-Ideologie für angehende Pfarrer und Pfarrerinnen wurde, ging einher mit

einer begründeten Mißachtung aller religiösen Formen, die nicht Predigt im Sinne von "Wort von der Kanzel" sind; Riten und Symbole, Handlungen und Gesten, Farben und Formen – alles galt und gilt als obsolet: weitgehend verschüttet sind die mystischen Traditionen des Protestantismus aber auch die geistlichen Erneuerungsansätze der zwanziger Jahre. Im Protestantismus grassiert eine Angst vor dem Gefühl, vorm Ergriffenwerden, vor Ekstase: für den Religionswissenschaftler die erfahrbare Seite jeder Religion, die gestaltete Transzendenz. So sollte sich für die Kirchen nicht die Frage nach dem "ob" von Taufe und Abendmahl stellen, sondern dem "wie" – wie werden die Teilnehmer am Fest ergriffen, wie gestaltet sich ihr Verhältnis zu Gott. Letztlich fehlt den Kirchen an dem, was das alte Wort Frömmigkeit meint. Die Menschen suchen Brot und bekommen Steine, sie suchen transzendierende Erfahrungen, Entgrenzungen, die ihrem Leben neuen Sinn geben; stattdessen werden ihnen Dogmen und politisch-moralische Auffassungen vorgesagt oder Lebensstile verordnet.

Es regen sich aber Kräfte in der Kirche, die dieses Problem erkannt haben: Einrichtungen, die sich konzentriert dem geistlichen Leben zuwenden, haben über mangelnden Zulauf nicht zu klagen; fast jede protestantische Kirche beginnt, "Häuser der Stille" einzurichten. Eine Renaissance von Rüstzeiten, Meditationen und Gebetsformen deutet sich an.

## Erosion der Grundhaltung

Für den kirchlichen Außenseiter sicher völlig unbegreiflich: wie kann eine Religion, das Christentum, Angst vor Religion haben?

David Jordahl arbeitet heraus, woraus sich die Angst vor Religion – also vor Ritualen, vor Priestern, vor dem religiösen Fest – speist: aus der Theologie Karl Barths, der ein Christentum jenseits von Religion konstruierte, und christlichen Glauben kontra "heidnische" religiöse Bedürfnisse stellte; Jordahl zu dieser Entwicklung: "In den letzten Jahrzehnten haben wir in Deutschland keine einheitliche 'Evangelisch-Lutherische Kirche', aber dafür fast eine umfassende 'Evangelisch-Barthianische Kirche' gebildet. In keiner anderen großen evangelischen Kirche auf der

## Satansverehrung

SATANSVEREHRUNGEN in sog. "SCHWARZEN MESSEN" entstanden im 17. Jh. am Hofe Ludwigs XIV. Die Geliebten des Sonnenkönigs hatten – um die Gunst des Königs weiterhin zu genießen – mehrere Kleriker zur Zelebrierung ketzerischer Messen veranlaßt, in denen auf dem Bauch einer nackten Frau, Satan getötete oder abgetriebene Kinder und tote Tiere geopfert wurden. Im 18. und 19. Jh. lebte diese Tradition in den bürgerlichen Salons großer europäischer Städte in abgewandelter Form wieder auf. Zum bedeutendsten Satanisten des 20. Jh. avancierte Alester Crowley, Gründer des "Ordo Argentium Astrum" (heute: Thelema-Orden, Hauptsitz in der Schweiz, Zweigniederlassung in Berlin); daneben kam es in den 50er Jahren zur Gründung zahlreicher Logen, Kirchen und Geheimbünde in Europa und Amerika (Fraternitas Saturni, OTO, Church of Satan). Der heutige Satanismus ist eher ein Jugend- und Massenphänomen. Seine Anhänger fühlen sich zumeist keiner der satanischen Schulen zugehörig, sondern gestalten eigene Zeremonielle und Vorschriften. Allen gemeinsam ist eine schwarzmagische, antichristliche und sexuelle Ausrichtung der Rituale sowie das Streben nach Macht mit Hilfe Satans in streng hierarchisch organisierten Gruppen.

### Eva Labouvie

Welt wurde seine spröde, gottverherrlichende und menschenabwertende Theologie derart begeistert aufgenommen wie bei den deutschen Protestanten."

Das Programm von Barths vielbändigem, in den zwanziger Jahren begonnenen Werk, von Insidern respektlos wegen der weißen Schutzumschläge "Moby Dick" genannt: Kirchliche Dogmatik. Die Parole "Kirchlichkeit" wurde umgesetzt, die evangelischen Kirchen begannen, ihr Dasein im Gegenüber zur weltlichen Gesellschaft zu gestalten, das Wort stand im Mittelpunkt, das Barthsche Mißtrauen gegenüber den Sinnen machte Schule.

Im Gefolge dieser Entwicklung gerieten die, die sich der sonntäglichen Mammutpredigt entzogen und trotzdem treu aber eben von fern bei der Kirche blieben, ins Abseits und schließlich sogar in die Schußlinie. Die Kirche predigt seit Luther von der "freien Gnade Gottes" und der "Rechtfertigung des Sünders", sieht den Glauben als Geschenk Gottes, das ohne Vorbedingung gewährt wird und nicht durch fromme Werke verdient werden kann – und macht gleichzeitig deutliche Unterschiede: zur Gemeinde gehören nicht die, die "nur" Steuern zahlen, die "nur nicht austreten"; das sind allenfalls "U-Boot-Christen", die nur an Weihnachten oder zu Taufe und Beerdigung auftauchen.

Es fehlt "protestantisches Profil", die evangelische Grundhaltung wird nicht mehr gelebt: das Vertrauen auf die vollkommene Güte, aus der heraus die Welt gestaltet wird, die dem Christen möglich macht, in aller Freiheit die Welt zu erleben, statt saueröpfisch penetrant und kasuistisch ethische und moralische Forderungskataloge aufzublättern. Als Kennzeichen protestantischen Christentums galt einmal seine geistige Offenheit, seine kritische Kraft, seine Freude am Gestalten, das immer neue Überschreiten eigener Grenzen.

Grundlage aller Religion – auch in ihrer ethischen Dimension – ist das Sehen und Hören. Die Theologie beginnt seit einigen Jahren zaghaft sich von den Epigonen der Nachkriegstheologie zu lösen und Theologie als Ästhetik zu begreifen: eine Entwicklung der modernen Theologie, die viel spannender ist als die sensationslüstern hochgepuschten archäologischen Funde Marke "Und die Bibel hat doch recht!". Immer mehr Christen beginnen neu zu ahnen und v.a. auch religiös zu leben, daß am Beginn aller Religion die Kontemplation steht, zu betrachten, zu hören, alle Sinne zu gebrauchen, um Gott zu entdecken in den eigenen Erfahrungen. In diesen Kontext gehört es, daß immer mehr Christen die verborgene und verschüttete Verwandtschaft mit der Kunst entdecken; Rainer Volp, führender Theo-

retiker des Verhältnisses von Kunst und Kirche im protestantischen Bereich: "Die Kirche braucht die Künstler, weil sie lehren, einander mit Aufmerksamkeit zu begegnen."

## Es wird weitergehen – so oder so

Wem die Grundorientierung nicht mehr klar ist, dem gerät auch keine geordnete Planung mehr: deshalb erscheinen die Kirchen als Institutionen mit diffussem Angebot. Sie tun Gutes, aber sie können selbst nicht sagen, wozu sie eigentlich da sind. Fast alle ihre Beteiligungsformen sind ebenso diffus: sie haben den Anspruch, sich an alle zu richten – erreichen aber de facto nur die immer gleichen wenigen. Aus Angst, jemanden auszugrenzen, ignoriert man das vielverzweigte Netz von milieu- oder situationsbedingten, kulturellen, politischen und weltanschaulichen Gruppierungen – und formt am Ende – "Volkskirche" als Anspruch! – selbst nur eine marginale Gruppe. Jede Gemeinde hat ein ungefähr gleiches Angebot, jede dilettiert auf denselben Arbeitsfeldern. Nicht nur wegen der zurückgehenden finanziellen Möglichkeiten steht eine Spezialisierung und Kooperation der verschiedenen Gemeinden gerade in Ballungsräumen an: in den Gottesdienstzeiten, der Jugendarbeit, im Angebot an Gruppen und Kreisen, in den Gottesdienstformen.

Andere Non-Profit-Organisationen planen längst zielgerichtet, setzen ihre Visionen schrittweise in Strategien und Leitziele um, planen mittel- und langfristige – in den Kirchen als noch größten Non-Profit-Organisationen böhmische Dörfer. Aber: begeistern kann man nur, wenn man weiß, was man will und einem nicht egal ist, was "hinten herauskommt"!

Trotzdem halten immer noch erstaunlich viele Menschen an den Kirchen fest, lassen ihre Kinder taufen: 93% aller westdeutschen Evangelischen bekundeten 1992 im Rahmen der EKD-Befragung die Absicht, ihre Kinder taufen zu lassen, 5% mehr als zehn Jahre zuvor. Selbst 32% (!) der Ausgetretenen wollen ihre Kinder taufen.

Es gibt neue und vielversprechende Ansätze, daß die Kirchen eine Zukunft haben: Gemeindeleitungen,

## Osiris-Kulte

OSIRIS-KULTE und die KULTE DER ISIS (Schwester des Osiris) fanden im 19. und zu Beginn des 20. Jh. eine außerordentlich große Anhängerschaft in Europa. Die aus Unterägypten stammenden Fruchtbarkeits- und Naturgottheiten werden heute in zahlreichen geheimen Zirkeln als Symbole der Vegetation und Zeugung in jahreszeitlichen Ritualen verehrt.

### Eva Labouvie

die aus der Nische heraustreten und ihre Mitglieder in ganzer Breite wahrzunehmen versuchen, Pfarrer und Pfarrerrinnen, die den eingefahrenen theologischen Jargon durchbrechen wollen und beginnen, neue Arbeitsfelder neben den alten, eingefahrenen und sterbenden Formen zu erschließen.

Sind die Kirchen also noch zu retten? Sie werden sich retten, so oder so. Die Frage ist, ob sie als Institutionen mit gesellschaftlicher Funktion überleben oder zu Sekten degenerieren. Wobei der Stellenwert als Institution weniger von außen als vielmehr von innen gefährdet ist, denn es gibt Versuche, die besonders Frommen, die besonders Treuen, die besonders Bezahlten als Kerntruppe und Beispiel den anderen, der Mehrheit der "kirchentreuen Fernen" entgegenzustellen und den Verlust dieser Mehrheit sogar als theologisch wünschenswert zu begrüßen.

Die zweite Gefahr: Im 19. Jahrhundert hat die Kirche viele Arbeiter verloren; im 20. die Intelligenz. David Jordahl: "Schönheit und Vernunft, Tradition und Toleranz, Religion und Kultur sind scheinbare Gegensätze, welche die Elite nicht trennen, sondern vereinbaren möchte. Genau dies tun aber die Kirchen mit ihrer 'theologischen Ideologie der Schwachen' und ihrem Ideal 'gescheitert und erfolglos'." Die Kirche wird nicht an Armut ersticken, sondern an Phantasie- und Geistlosigkeit. Die Menschen suchen keine Kirche, die das, was andere machen, auch macht – nur ein wenig schlechter.

Die größte Gefahr ist jedoch die besorgniserregende Mischung von hektischer Aktivität und lähmender Larmoyanz, die einige derer befallen hat, die jetzt – wenn auch mit Schmerzen – den Umbau, eine Reform der Kirchen vorantreiben müssen.

Literaturhinweise:  
Person und Institution, Volkskirche auf dem Weg in die Zukunft. Arbeitsergebnisse und Empfehlungen der Perspektivkommission der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Frankfurt/M 1992  
Studien- und Planungsgruppe der EKD: Fremde Heimat Kirche. Ansichten ihrer Mitglieder. Dritte EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft. Hannover 1993  
David Jordahl: Die zehn Ängste der Kirche. Stuttgart 1993  
Rainer Volp: Ist die Kirche noch zu retten? 9,5 Thesen zur Reformation heute. Unveröffentlichter Vortrag, 5. November 1993 Johanneskirche, Saarbrücken

# Kämpferisch, Offen, Trotzig, Zupackend

*Schröder Feinschmeckerjournal, Winter'94, Schröder Fleischwaren GmbH & Co, Saarbrücken 1994*

Kaum hat der Kampf um das Überleben der SAARBRÜCKER HEFTE gezeigt, daß eine zu schmale finanzielle Basis einen unabhängigen Journalismus nur bedingt zuläßt, da fällt uns ein Konkurrenzjournal in die Hände, welches beachtenswerte Wege geht. Mit breiter Unterstützung der saarländischen Wirtschaft wird gegenüber allen potentiellen Pressionen ein Enthüllungsjournalismus abgesichert, der uns in der Redaktion der HEFTE vor Neid blaß werden läßt. Mußten wir uns in Heft 71/72 noch mit einer Gerüchteküche zufrieden geben, so legt das hier vorgestellte Journal sorgfältig recherchierte Fakten, teilweise bildlich belegt, offen auf den Tisch. Großzügige Plazierung von Anzeigen erlaubt sogar die kostenlose Verteilung dieses brillanten Publikationsorgans in ausgesuchten Geschäftslokalen, und das bei einer hochqualitativen Aufmachung, die die HEFTE durch den hier verwendeten Mehrfarbendruck blaß aussehen läßt.

Schon der Name des Organs spricht Bände. Deutet "Feinschmeckerjournal" auf den ersten Blick noch auf Camouflage, geniales Verstecken des umstürzlerischen Treibens hin, so schmeckt man schon bald den damit assoziierten bewußten 'Haut Gout'.

Wenden wir uns aber nun dem

Inhalt der uns vorliegenden Ausgabe, Winter 94 zu. Der brisanteste Artikel ist überschrieben "Wenn guter Rat teuer ist ...". Er beschreibt den Mechanismus der Amigo-Flüge mit bisher ungewohnter Klarheit und Detailfreude: SPIEGEL mal herhören! Am Beispiel eines sogenannten Fachkongresses - exzellent gewähltes Thema "zuvorkommende Beratung" - lernen wir, wie man auf Kosten des Steuerzahlers Lobbyismus betreibt. Da reserviert man eine ansprechende Insel für sich, z. B. Rhodos im Oktober (immerhin noch 25<sup>o</sup> Wassertemperatur), fliegt zum Verbergen des eigentlichen Geschäftszwecks eine mit dem Veranstalter beruflich lose verbundene Gruppe von Menschen ein, etwa Metzger, Darmsortierer und Filialisten und versteckt unter ihnen die kleine Zielgruppe der Unternehmung. Die Mitglieder dieser Zielgruppe

lektuelle des Landes, der den Geschäftszweck des veranstaltenden Unternehmens durch Serien von Publikationen fördert. Sie alle sollen durch kostenlosen Rundumservice dem Veranstalter gewogen gemacht werden. Um die Steuerbegünstigung wasserdicht abzusichern, absolvieren sie einen Proforma-Auftritt vor dem oben erwähnten Publikum. Der eingeflogene Intellektuelle etwa spricht zum Thema "Beratung, eine Bringschuld, die man sich viel zu oft holen muß", einem Thema, welches in diesem Kontext ja durchaus mehr als eine Interpretation haben kann. Er stellt seine KEKS-Methode für den Verkauf von Fleisch- und Wurstwaren vor. Die eher vegetarischen Anklänge im Namen der Methode täuschen; KEKS steht für Kurz, Ehrlich, Konkret und Sympathisch.

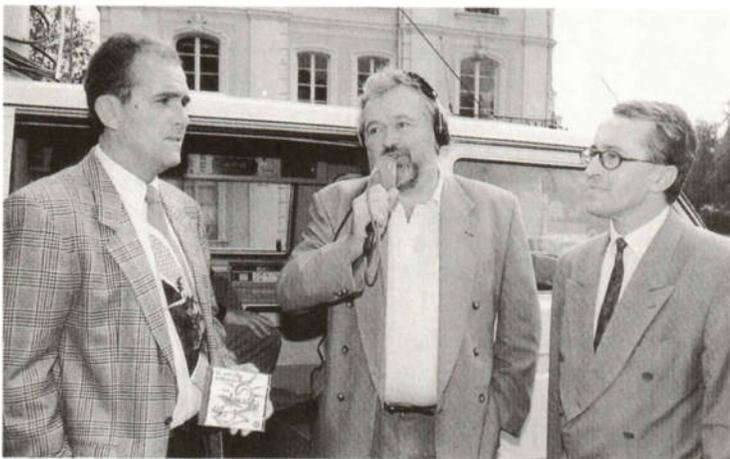


sind mal der Ressortminister (Wirtschaftsförderung!), ein Rundfunkunterhaltungschef (Werbeeinnahmen!), ein Verbandspräsident (Wiederwahl!) oder auch mal der führende Intel-

Auf Seite 16 der Winterausgabe publiziert das Feinschmecker-Journal ein absolut sensationelles Foto. Hatte man bisher nur aus blackout-behafteten Vernehmungen in Bundestagsuntersu-

chungsausschüssen einen gewissen Einblick in die Praktiken der dinglichen Übergabe von Unternehmen an das politische Führungspersonal bekommen, so wird hier eine solche Übergabe erstmals im Bild festgehalten. Ein einflußreicher Staatssekretär der saarländischen Landesregierung nimmt vom Geschäftsführer eines führenden saarländischen Unternehmens unter Assistenz des oben schon erwähnten Intellektuellen "ein originelles Geschenk" entgegen. "Jo", (wahrlich) "mir sinn e kloores Land".

In einem weiteren Bericht, Titel "Weltmeisterliches bei Schröder", hat die Autoren dann offensichtlich der Mut verlassen. Sie berichten über eine Weltmeisterin im Achter, die bei diesem saarländischen Unternehmen einen Sponsor gefunden hat. Wenn



man die Doping-Gepflogenheiten in der Welt der Ruderei kennt, vermißt man entsprechende klare Aussagen. Nur der Kontext legt es nahe, daß es sich um den - offensichtlich juristisch noch

nicht wasserdicht belegten - Verdacht des Lyonerdopings handelt.

Man ist natürlich geneigt, weitere Parallelen zu den SAARBRÜCKER HEFTEN zu ziehen. An eine Rezension des Lyoner-ABCs (Seite 20 im Feinschmeckerjournal) haben sich die HEFTE bisher nicht gewagt, obwohl dieses Buch das Dauerthema der HEFTE, die saarländische Identität, zentral berührt. Was erfahren wir dort von Ludwig Harig: "Jeder saarländische Freitag, jeder Zahntag, jedes Richtfest ist zugleich auch ein Lyonerfest, und das respektiert der Saarländer, sofern er noch nicht bedroht ist von Identitätskrise und anderen schmähhlichen Irritationen". Der Lyrikteil im Feinschmecker-Journal kommt mundartlich und eher unbedarft daher; mit der Dichtung "Jo, mir sinn e kloores Land" hätten sich

die HEFTE wohl kaum vor ihr Publikum getraut. Dafür besticht das Journal mit der größeren Spannweite in seiner Berichterstattung. Müssen sich die HEFTE immer wieder zu recht vorwerfen

### Beraten mit der KEKS-Methode

Der Saarbrücker Journalist und PR-Berater Gerhard Bungert sprach zu dem Thema: „Beratung, eine Bringeschuld, die man sich viel zu oft holen muß“. In seiner bekannten lockeren Art entwickelte er ein Beratungsschema für den Verkauf von Fleisch- und Wurstwaren, bei dem die Verkäuferin den Kunden nicht um Beratung betteln läßt. Sie kommt ihm zuvor, sie gibt ihm Tips und Anregungen und macht ihm detaillierte Vorschläge. Allerdings erst, nachdem sie - wie im Journalismus - sauber recherchiert hat. Nur wer ausreichende Informationen hat, kann den Kunden auch professionell beraten. Wichtig dabei: die KEKS-Methode. KEKS steht dabei nicht für süßes Gebäck, sondern als Abkürzung für **K**urz, **E**hrlich, **K**onkret und **S**ympathisch.

lassen, daß das Positive, das Erfreuliche und das Genußvolle fehle, so wäre gegenüber dem Feinschmecker-Journal solch ein Vorwurf völlig fehl am Platze. Schrammt es auf der investigativen Seite hart an den Begrenzungen des saarländischen Pressegesetzes, so erfreut es auf der positiven Seite z. B. mit einer Fülle von Kulinaria, griechisch wie südostfranzösisch, und wagt sich sogar an einen Bericht über die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an den "kompromißlosen Qualitätsfanatiker" Otto Schröder.

Man kann nur dankbar sein, daß dieses Journal finanziell so gut abgesichert ist, daß es nicht mit den HEFTEN um Zuschüsse aus dem städtischen Kulturretat wetteifern muß. Es sähe sonst schlecht aus!

Reinhard Wilhelm

# Die Reise nach St. Arnual

## oder: Die Anfänge des deutschen Unterhaltungsromans

*Elisabeth von Lothringen: Sibille. Das Buch von König Karl von Frankreich und seiner Hüsfröwen Sibillen die umb eins Getwerch willen verjaget wart. Eine freie Übertragung von Yvonne Rech. Röhrig Verlag, St. Ingbert 1994*

Bevor man mit der Lektüre von Elisabeth von Lothringens Roman beginnt, sollte man unbedingt der Stiftskirche in Saarbrücken-St. Arnual einen Besuch abstatten. Es gibt keinen Ort, an dem man sich besser auf den Text einstimmen könnte als diese prächtig restaurierte, jetzt wieder der Öffentlichkeit zugängliche spätgotische Kirche! Zum einen befindet sich in St. Arnual das Grab der Autorin. Elisabeth von Lothringen war nämlich eine leibhaftige Gräfin von Nassau-Saarbrücken. Zum anderen wird der Besucher in dem gotischen Sakralbau wie in einer Zeitmaschine ins Mittelalter und in die Zeit des Romans zurückversetzt.

Zunächst zu Punkt eins: Aus lothringischem Adel stammend, kam Elisabeth im Jahre 1412 mit fünfzehn Jahren nach Saarbrücken und wurde die Ehefrau des Grafen Philipp von Nassau-Saarbrücken. Nach Philipps Tod im Jahre 1429 übernahm sie für zwölf Jahre die Regentschaft über die Grafschaft. Sie starb im Jahre 1456 und wurde in der Arnualer Stiftskirche, der Grablege der Nassau-Saarbrücker Regenten, beigesetzt. Seitdem ruht sie nun auf ihrer Tumba im Chor der Kirche, lebensgroß in Stein gehauen. So wie sie daliegt, im Fal-

tenlabyrinth ihres Mantels, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, scheint sie der Welt weit entrückt zu sein. Doch wenn man etwas genauer hinschaut, werden ihre Gestalt und ihre Gesichtszüge verblüffend lebendig und man glaubt, hinter ihrem strengen Gesichtsausdruck die Züge einer klugen und aufgeschlossenen Frau zu erkennen.

Und tatsächlich: Elisabeth von Lothringen war ein ungewöhnlich kluger, gebildeter und kunstsinziger Mensch. In ihrer französischen Kindheit auf dem Schloß ihrer Eltern in der Nähe von Nancy hatte sie eine umfassende Ausbildung erhalten. Auch ihre literarische Bildung muß beträchtlich gewesen sein. Mit der Literatur, die damals in den gebildeten Kreisen des französischen Adels gelesen, gehört und diskutiert wurde, war sie bestens vertraut. Elisabeths literarische Karriere im eigentlichen Sinne begann jedoch erst viel später, mit vierzig nämlich. Jetzt, nachdem sie die Regentschaft an den Sohn übergeben und sich zur Ruhe gesetzt hatte, begann sie zu schreiben. Sie schrieb allerdings nicht in ihrer französischen Muttersprache, sondern in der Sprache ihrer Umgebung, in Frühneuhochdeutsch. Außerdem begann sie zu übersetzen. Sie übertrug aus den "Chansons de geste", das sind französische Versepen aus dem 9. Jahrhundert aus dem Sagenkreis um Karl den Großen, die Epen "Herpin", "Loher und Maller", "Huge Schepel" und den hier vorliegenden Sibillen-Roman ins Frühneuhochdeutsche. Elisabeth von

Lothringen, die übrigens eine Zeitgenossin von Jeanne d'Arc, Karl dem Kühnen und Oswald von Wolkenstein war, wurde damit zur ersten deutsch-französischen Literatur-Übersetzerin. Mit dem französischen Original ging sie allerdings sehr frei um. Einem Trend der Zeit folgend verzichtete sie auf die Versform der französischen Vorlage und aktualisierte den Text nach eigenem Gutdünken: Sie fügte Bekanntes und Aktuelles aus ihrer Zeit und ihrer Umgebung hinzu. Bei dieser Art von Übersetzung ging zwar viel vom künstlerischen Charme und der künstlerischen Substanz des gereimten und gesungenen Originals verloren, sodaß uns - aus heutiger Sicht betrachtet - die deutsche Prosafassung geradezu als grob, oberflächlich und banal vorkommt. Das Publikum des 15. Jahrhunderts muß diese populären Übertragungen jedoch sehr geschätzt haben. Und das nicht nur, weil sie neu und revolutionär waren, sondern gerade auch, weil sie, befreit vom künstlich-artifiziellen des Originals, so gut verständlich waren. Man darf nicht vergessen, daß wir uns in der Zeit des Übergangs der höfischen Literatur zur Volksliteratur befinden, daß es mit dem Rittertum und der höfischen Kultur des Mittelalters rapid zu Ende ging. Neue populäre literarische Ausdrucksformen, Passions- und Mysterienspiele z.B., später auch der bürgerliche Meistersang und eben, wie gesagt, die populären Nachdichtungen der alten Sagen- und Ritterstoffe, kamen in Mode. Diese Volksliteratur jedenfalls, so kann man in dem im-

mer noch sehr lesenswerten Klassiker "Herbst des Mittelalters" von Johan Huizinga nachlesen, war beim Publikum damals sehr geschätzt. Sie genoß, was für uns Heutige schwer nachzuvollziehen ist, genauso viel Ansehen wie die bildende Kunst dieses Jahrhunderts, z.B. der Genter Altar der Brüder van Eyck, die flämische Malerei, aber auch die alten deutschen Meister wie Matthias Grünewald u.a.

Der zweite Grund, weshalb eine Wallfahrt nach St. Arnual unbedingt empfehlenswert ist, hat - wie schon angedeutet - mit der Kirche selbst zu tun. Wie in einer Zeitmaschine wird der Besucher in St. Arnual ins Mittelalter zurückversetzt. Daß das funktioniert, liegt nicht zuletzt am ungewöhnlich reichen mittelalterlichen Statuenschmuck dieses bemerkenswerten Baues. Viele der mehr als vierzig Grabmäler, die St. Arnual beherbergt, sind mit prächtigen Statuen geschmückt. Die schönsten dieser Statuen sind im burgundisch-niederländischen Stil ausgeführt. Sie, die jetzt wieder in neuem Glanz und frischen Farben erstrahlen, verwandeln den gotisch-strengen Sakralbau in eine prächtige Schaubühne des späten Mittelalters. Ein bißchen derb sehen sie zwar schon aus, die Ritter und Grafen, die Burgfräuleins und Äbtissinnen, vielleicht auch etwas grob hin und wieder, irgendwie auch rührend-naiv, aber so wie sie dastehen mit ihren Rüstungen und Gewändern, mit ihren Häubchen, Hüten und Kragen, wirken sie bewundernswert unverfälscht, handfest und

bodenständig. So oder so ähnlich, denkt man, während man durch die Kirche wandelt, haben wohl auch die Helden und Schurken des Sibillen-Romans der Elisabeth von Lothringen ausgesehen!

Nach soviel Einstimmung kann dann mit der Lektüre des Romans nichts mehr schief gehen! Der Roman muß jetzt nicht mehr unseren an moderner Literatur orientierten Erwartungen genügen. Man versteht ihn jetzt als historisches Dokument, ja als literaturhistorische Kostbarkeit. So hat das mit unserer Prosa also einmal angefangen in grauer Vorzeit! So sieht also die Geburtsstunde des modernen Romans aus! Fahrende Sänger und adlige Frauen wie Elisabeth von Lothringen erzählten an gräflichen und anderen Kaminen Geschichten von Rittern, Schurken, Helden und verstoßenen Königinnen, sammelten sie und schrieben sie auf. Daß diese Geschichten in einer nach heutigen Maßstäben eher bescheidenen Prosa erzählt werden, tut der Sache keinen Abbruch. Im Gegenteil! Jetzt kann man alles richtig genießen: Die Schlichtheit der Handlung, die Holzschnittartigkeit der Personen und die Einfachheit der Sprache. Man steht schließlich an der Wiege des deutschen Prosaromans!

Der Romaninhalt selbst ist moritatenhaft einfach und schnell erzählt. Sibille, die wunderschöne Kaisertochter aus Konstantinopel, wird durch Intrige und Verleumdung des Zwerges Syweron und anderer mißgünstiger Schurken von ihrem Gemahl, dem König Karl von Frankreich,

verstoßen. Unterstützt von getreuen Helfern widerfährt der Vertriebenen jedoch nach langen Irrfahrten und gefährlichen Abenteuern Genugtuung. Der verblendete König erkennt sein Unrecht, läßt alle Verräter aufknüpfen und schließt die geliebte Gemahlin wieder in seine Arme. Yvonne Rech, die Übersetzerin und Herausgeberin, hat dem Text eine Art Prolog vorangestellt. In ihm malt sie für uns heutige Leser aus, wie es wohl damals bei einer Lesestunde Elisabeths zugegangen sein mag. Außerdem hat Yvonne Rech eine Nachbemerkung mit nützlichen Informationen über Autorin, Romanstoff und Rezeption verfaßt. Ein bibliografisches Verzeichnis rundet den ansprechend gestalteten Band der Edition Röhrig ab. Bei soviel Positivem fällt es dann auch weiter nicht ins Gewicht, wenn die Herausgeberin in ihrer Einleitung auf S. 6 schreibt: "Es dürfte Freude bereiten, den weiblichen Blick zu entdecken, der ihren Texten ( Anm. des Rezensenten: gemeint sind die Texte Elisabeths) die sehr persönliche Note verleiht." Ich muß gestehen, ich habe diesen weiblichen Blick nirgendwo gefunden, ihn eigentlich auch gar nicht erwartet in einer frühmittelalterlichen Rittergeschichte, in der die Frau als Opfer und Objekt der Männerwelt präsentiert wird. Ansonsten aber hat mir die Reise zu den Anfängen des deutschen Unterhaltungsromans, die gleichzeitig auch eine Reise zur Stiftskirche nach St. Arnual war, großen Spaß gemacht.

**Dietmar Schmitz**

# Sibylle Knauss: Die Nacht mit Paul

*Sibylle Knauss, Die Nacht mit Paul, Hoffmann & Campe, Hamburg 1994*

Die Nacht mit Paul - sie sieht im neuen Roman von Sibylle Knauss ganz anders, hintergründiger aus, als der Leser beim ersten Blick auf den Titel des Romans assoziieren mag ...

Im Vergleich zu den früheren Romanen der Autorin "Ach Elise oder Lieben ist ein einsames Geschäft" oder "Charlotte Corday" wirkt dieser neue Roman, dem Thema und der Ich-Form entsprechend, wesentlich persönlicher, weniger distanziert.

Beschrieben wird die Suche der Ich-Erzählerin nach ihrem lieblichen Vater, ihren Wurzeln, ihrer Identität. Als ihr bei der Suche in Unterlagen ihrer Mutter bewußt wird, daß der Ehemann der Mut-

ter, 1944 in Rußland verschollen, nicht ihr Vater sein kann, beginnt diese Suche, und sie endet mit der Erkenntnis und der Annahme der eigenen Herkunft und Identität. Die Fremde, die sie schon immer in sich gespürt hat, - fremd in der Kinderwelt der Lügen und der Anpassung, ihn der sie es akzeptierte, Geheimnisse nicht zu hinterfragen, - beherrscht von Leidenschaften, Phantasie und dem "Verlangen nach Glück der eigenen Art", kann sie nun akzeptieren und lieben.

Der Leser folgt dieser Suche durch verschiedene zeitliche Ebenen, kontrastierende Reflexions-, Traum- und Phantasiebilder, die sprachlich am schönsten sind, die Wahrheit durch die Andeutungen der Erzählerin langsam erkennend, - eine spannende und reizvolle Suche bis zum Auffinden der Wahrheit.

Eindrucksvoll auch die Darstellung der deutschen Nachkriegszeit aus der Kinderperspektive und die Beschreibung der Erziehung der Ich-Erzählerin, der Versuch ihrer Mutter, der Tochter ihr Klischee von einer weiblichen Identität aufzuoktroieren, das die Ich-Erzählerin später von sich wirft.

**Margret Wilhelm**

## **Alain Lance**

### **Und wünschte kein Ende dem Umweg**

Gedichte in französisch und deutsch, Edition Karlsberg, Homburg 1994, 183 S.

Alain Lance, Lyriker und bis dahin Direktor des Institut Français in Saarbrücken, ist im Februar nach Paris zurückgekehrt, wo er nun das Maison des Ecrivains leitet. Wir sehen ihn ungern gehen, trösten uns aber ein wenig an dem Abschiedsgeschenk, das er uns hinterlassen hat.

Es ist eine Auswahl aus seinen Gedichten aus den Jahren 1970 bis 1993. Diese sind von Volker Braun, Fritz Rudolf Fries, Ludwig Harig, Eugen Helmlé u.a. übersetzt, von Reinhart Büttner mit Zeichnungen und von Karl-Heinz Götze mit einem Nachwort versehen worden. Aniela Kuenne hat das Buch wundervoll gestaltet. Wir werden es im nächsten Heft ausführlich würdigen.

## **Ellen Diesel Der Fingerabdruck des Farns**

In Ausgabe Nr. 68, Dez. 1992 haben die SAARBRÜCKER HEFTE einige der schönen Gedichte abgedruckt, die Ellen Diesel über den Saarbrücker Ortsteil Von der Heydt verfaßt hat. Wer mehr davon lesen will, sei auf ihr Buch hingewiesen:

*Der Fingerabdruck des Farns. Von der Heydt und Kirschheck in Gedichten samt Orts- und Wörterverzeichnis sowie Karten.*

Es ist in bemerkenswert guter Aufmachung im Röhrig-Verlag St. Ingbert 1994 erschienen.

# Ein Lesebuch für Geschichtswerkstätten

*Gerhard Paul, Ungehorsame Soldaten - Dissens, Verweigerung und Widerstand deutscher Soldaten (1939-1945). (Saarland Bibliothek, Band 9) Röhrig Verlag, St. Ingbert, 233 S.*

Die Absicht Pauls, sich auf bislang weitgehend unbekanntes Terrain mit einer ersten Deutung zu begeben, ist insgesamt gesehen als gelungen zu betrachten. Er bereitet Material auf, das über die unmittelbar regionale Fragestellung hinaus Bedeutung hat: Sein Werk behandelt auch ein Stückchen der Entstehungsgeschichte der Bundesrepublik.

Der Kern des Werks besteht aus einer Aufbereitung von 67 soldatischen Einzelschicksalen, die den Weg in die Akten des Landesentschädigungsamtes gefunden haben. Es handelt sich um saarländische Soldaten, die mit der Militärstrafjustiz des dritten Reiches in Konflikt gekommen sind. Dabei geht es einerseits um die Klassiker abweichenden Verhaltens in der Truppe: Desertion und Befehlsverweigerung. Aber auch die spezifisch nationalsozialistischen Fallgründe wie Wehrkraftzersetzung und bewaffneter Widerstand werden behandelt. Um diesen Kern herum bemüht sich Paul um eine systematische Analyse der Entstehung des Militarismus und Nationalismus vom Kaiserreich zur Weimarer Republik (bzw. Völkerbundszeit im Saarland), schildert die Genese der Militärstrafjustiz und des militärischen Strafvollzugs sowie die Politik der Wiedergutmachungsbehörden nach Kriegsende. Ein Exkurs ist der Desertion in

den internationalen Brigaden gewidmet.

Die Dramatik der Zeit und die Verzweiflung der Menschen, deren militärische und - soweit möglich - auch zivile Biografie dargestellt wird, kann der Leser zumindest ahnen, vollständig begreifen werden sie letztlich nur die Zeitgenossen, wenn sie es denn wollen. Aber es ist auch wichtig, daß diese bislang weitgehend unbekannt, oder besser verschwiegene Variante des Nationalsozialismus ins Gedächtnis einer breiteren Öffentlichkeitsgerufen wird.

Zum Verdienst Pauls ist mehrfach Stellung genommen worden, zuletzt von Heinz im "Arbeitnehmer", der Zeitschrift der Arbeitskammer. Die durchgehend positive Bewertung des Werks ist begrifflich, zumal des Pioniergeistes wegen. Es lohnt sich aber auch auf einige Schwächen von Pauls Vorgehensweise aufmerksam zu machen.

Es verwundert schon ein wenig, wenn militaristische Tendenzen im Kaiserreich und der Zwischenkriegszeit ausschließlich mit Kriegervereinen und Denkmalspflege erklärt werden. Paul verliert kein Wort über die quasi militärisch organisierte Arbeitswelt, zumal in der im Saarland dominierenden Montanindustrie. Die Disziplinierung der jungen Leute auf Befehl und Gehorsam fand schon im zivilen Alltag statt, in den Gruben und Hütten. Dabei hätte sich ein Rekurs auf die Arbeitswelt bei Pauls Methodik geradezu angeboten. In den

Röchlingschen Werken mußten die Arbeiter zu Kaisers Geburtstag Uniform anziehen; die Industriemeister trugen den Säbel. Eine augenfälligere Demonstration der militärisch organisierten Fabrik ist kaum denkbar.

Dieser fehlende Bezug zur soziologischen Deutung der Arbeitswelt ist aber bei Paul kein Zufall. In seinem umfassenden Werk über den Nationalsozialismus im Saarland ("Herrschaft und Alltag"), das er mit Mallmann bestritten hat, wendet er sich entschieden gegen die Sozialwissenschaft, "die Menschen zu statistischen Datenkonglomerationen reduziert". Der Verzicht auf industriesoziologische Erkenntnisse hat aber Folgen. Zum einen ist er damit auf das mit historischen Methoden quellenhaft analysierbare Material verwiesen. Er kann die Sozialisation der Menschen in der Arbeitswelt nicht erkennen. Zum anderen beschert ihm die spärliche Quellenlage eben nur die in den Akten des Landesentschädigungsamtes vorfindlichen 67 Einzelschicksale. Ein wenig mehr Methodenmix hätte diese Schwäche vermieden. Im übrigen hätte Paul ein Blick in ein Lehrbuch der Statistik vor den Peinlichkeiten seiner quasi "soziologischen" Interpretation der 67 Fälle bewahrt. Der Unterschied der fünf unter den ungehorsamen Soldaten, die dem sozialdemokratischen und der acht, die dem kommunistischen Lager zuzurechnen sind, begründet keine irgendwie statistisch haltbare Interpretation (S. 37). Der statistische Fehlerspielraum ist bei Stichproben dieser Zahl zu

groß. Auch der Gebrauch des Fachbegriffs "Sample" täuscht hier eher eine Profession vor, die nicht zu erkennen ist.

Zu den unbestreitbaren Stärken von Pauls Werk gehört der Exkurs über die Desertion in den internationalen Brigaden. Dennoch hätten hier klarere Worte über die Rolle der Sowjetunion fallen können. Die nachgerade kritischste Passage besteht aus folgendem Satz (S. 73): "Der Versuch der Durchsetzung der kommunistischen Hegemonie mit all ihren negativen Begleiterscheinungen wie Machtintrigen, Denunziantentum und Bespitzelung stand quer zu den großen Erwartungen der Freiwilligen." Das Massaker unter den anarchistischen Gewerkschaftsbrigaden im Frühjahr 1937 in Barcelona und der Export der Säuberungsprozesse aus Stalins Imperium in das ums Leben ringende republikanische Spanien war mehr als nur "Machtintrige". Das wissen wir beispielsweise von George Orwell. Man mag aber Paul zu-

gute halten, daß es nicht sein Hauptthema ist und daß er den Finger überhaupt in diese Wunde gehalten hat.

Eine weitere politisch wichtige Stärke seines Werks ist die Schilderung der Spruchpraxis in den Wiedergutmachungsbehörden. Paul setzt damit ein Thema fort, das schon in "Herrschaft und Alltag" zu den hervorragendsten Aspekten gehörte. Es geht um die Kontinuität im Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik. Daß ausgerechnet Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschafter unmittelbar nach Kriegsende die Entschädigung der ungehorsamen Soldaten mit der Sprache und der Begründung des alten Regimes ablehnten, ist unbegreiflich und verweist auf tiefer liegende psychische Komponenten, die den Ungehorsam der Soldaten für die anderen so unerträglich machen. Die gesetzliche Absicherung dieser Spruchpraxis durch das Bundesentschädigungsgesetz mit seiner

antikommunistischen Tendenz belegt die restaurativen Elemente der jungen Bundesrepublik eindrucksvoll.

Diese kritischen Anmerkungen sollen Pauls Werk nicht schmälern, sondern ihm die Bedeutung zuweisen, die er selbst in der Einleitung für sich in Anspruch nimmt. Es ist eine erste Annäherung an die im Saarland bislang nicht geführte Debatte. Es richtet sich an Geschichtswerkstätten und interessierte Einzelpersonen - also an den gebildeten Laien, der einen Einstieg in die Thematik finden will. Pauls Werk kann man im übrigen wünschen, daß es zu einer Art Lesebuch auch für Schulen wird, denn die Stärke besteht in der eindrucksvollen und plastischen Schilderung von Einzelschicksalen verzweifelter Menschen, die sich gegen den allgemeinen Strom der Konformität und des Opportunismus unter einer terroristischen Herrschaft wendeten.

**Bernd Grass**

## Anschauliche Geschichtslektionen

*Harald Glaser: Museumsweg Alte Völklinger Hütte; ders.: Hüttingeschichtlicher Rundweg Völklingen, beide Saarbrücken 1994, 72 bzw. 60 S.*

Wie das Impressum sorgfältig verzeichnet, haben die Geschichtswerkstatt Völklingen, die Initiative Völklinger Hütte, die Völklinger Stadtverwaltung, das Staatliche Konservatoramt,

das Arbeitsamt, das Kultusministerium und die Arbeit und Kultur Saarland GmbH die organisatorischen und finanziellen Voraussetzungen für die beiden Broschüren geschaffen, die hier anzuzeigen sind. Nicht ganz untypisch für die heutige Zeit, hat ein halbes Dutzend Beteiligte konferiert, kontaktiert, das fund raising gemanagt, Drähte heiß telefoniert; einer hat - unterbezahlt

und in prekären Anstellungsverhältnissen - die Arbeit geschafft. Letzterer ist Harald Glaser, der seit Jahren die Technik- und Sozialgeschichte der Völklinger Hütte erforscht und als ihr bester Kenner gelten darf.

Glaser versteht etwas von seinem Gegenstand und auch etwas davon, dem Laien die komplizierten und vom Denkmal ja nicht

unmittelbar abzulesenden Ingenieurskünste und Knochenarbeiten zu erläutern, die die Ruine einst mit Lärm und Hitze und Gestank füllten.

Wer mit seiner Museumsbrochure in der Hand durch das Hüttengelände spaziert (vielleicht wird ja, nachdem die Hütte zu höchsten Denkmalsehren gekommen ist, dieses Vergnügen bald legalisiert), der sieht nicht mehr bloß rostende Ungetüme vor sich, er gewinnt ein anschauliches und aufregendes Bild von der infernalischen Produktionsschlacht, die hier geschlagen wurde.

Wer sich zudem dafür interessiert, wie die Hütte die Völklinger Stadtentwicklung geprägt hat, wie die Arbeiter, Meister und Hüttenbeamten lebten und welche Sozialeinrichtungen ihnen zur Verfügung standen, der sollte sich bald auf den hüttengeschichtlichen Rundweg machen, bevor die Spuren der Völklinger Sozialgeschichte noch mehr verwischt werden. Anhand der zweiten Glaserschen Broschüre, die die Erklärung der jeweiligen Denkmäler mit den notwendigen Hintergrundinformationen bestens verbindet, kann er ersehen, mit welcher ausgeklügelten Methoden die saarländischen Arbei-

ter einst kontrolliert, integriert und – mit bleibenden Folgen für die regionale Mentalität – diszipliniert wurden.

Beide Broschüren sind von Klaus Schön klar und ansprechend gestaltet worden. Wer für die Geschichte dieses Landes auch nur ein wenig übrig hat, sollte sie besitzen. Sie können für sieben Mark pro Stück über den Buchhandel von der Ottweiler Druckerei bezogen werden oder direkt von der Geschichtswerkstatt Völklingen, Torhaus 1, 66333 Völklingen, Tel.: 06898/295975.

**Hans Horch**

## Der Duft von tausend Jahren

Vorabdruck aus den SAARBRÜCKER HEFTEN Nr. 83, März 2000

*Rolf Wittenbrock (Hg.): Geschichte der Stadt Saarbrücken. Herausgegeben aus Anlaß der 1000-Jahr-Feier im Auftrag der Stadt Saarbrücken, Saarbrücken 1999, 2 Bde., zus. 970 S.*

Schon vor sieben Jahren hatte der damalige Oberbürgermeister Hajo Hoffmann die Anregung gegeben, eine Stadtgeschichte in Angriff zu nehmen, damit diese rechtzeitig zur Millenniumsfeier des Jahres 1999 erscheinen möge. Hoffmann hatte sich persönlich für eine anständige Finanzierung des Projekts eingesetzt und es dann in die Hände bewährter Fachleute gelegt. Für seine Initiative war er seinerzeit sehr gelobt worden. Sogar die sich damals noch über-

trieben kritisch gerierenden SAARBRÜCKER HEFTE, die der Verwaltung allenfalls eine in letzter Minute zusammengeschusterte Multi-Media-Show zugebraut hatten, rangen sich widerwillig einige Worte der Anerkennung ab, war doch in diesem Jahr die bis dahin einzige Saarbrücker Stadtgeschichte von Albert Ruppertsberg just 90 Jahre alt geworden.

Leider war es Hoffmann verwehrt, das nun erschienene Werk selbst der Öffentlichkeit zu übergeben. Nachdem die leider so unflexible Kaiserstraße sich in der stursten Weise unserer im Prinzip wohldurchdachten Stadtbahn entgegengestemmt hat, ist er nun als spezieller Un-

ternehmensberater des Beratungsunternehmens Kopp, Hase, Leinen und Leonhard tätig. So mußte er von weitem her zusehen, wie die für den gesamten mittelwestdeutschen Regierungsbezirk Saarbrücken bedeutsame Präsentation der beiden voluminösen Bände vom Liegenschafts-, Kultur- und Friedhofsdezernenten Dieter Schwan vorgenommen wurde, der sich dieser Aufgabe mit traumwandlerischer Sicherheit entledigte.

Die ungeachtet aller politischen Wirren nun glücklich zustandegewordene Saarbrücker Stadtgeschichte beschränkt sich keineswegs auf die Darstellung der zurückliegenden 1000 Jahre, vielmehr beginnt sie buchstäb-

lich beim Urknall, für dessen Behandlung mit dem o. Universitätsprofessor (em.) Quasten sicherlich der richtige Autor gefunden worden war. Alles, was an Ton, Steinen und Scherben im Saarbrücker Raum ausgegraben wurde, ist von den o. Universitätsprofessoren (em.) Lichardus und Stein sowie dem Akad. Oberdirektor i.R. (§ 29 UG 1964) Freis mit Akribie registriert und penibel beschrieben worden. Dank der Mitarbeit von Honorarprofessor Miron fallen ihre Beiträge ebenso spannend aus wie ein Besuch in dem von diesem geleiteten Museum für Vor- und Frühgeschichte. Während die archäologisch vorgehende Forschung sich durch eine gewisse Tiefe auszeichnet, hat der o. Universitätsprofessor (em.) Haubrichs eher zur Verbreiterung der historischen Erkenntnis beigetragen, indem er mehr als 15.000 Siedlungs- und Flurnamenbelege aufbereiten ließ, was ihm bereits eine rühmende Erwähnung im Guinness-Buch der Rekorde einbrachte.

Die sonstigen, die eigentliche Stadtgeschichte nachzeichnenden Beiträge entstammen den Federn des o. Universitätsprofessors (em.) Jäschke, des Universitätsprofessors (em.) (§ 4 PHAUfG) Krämer, des Honorarprofessors Archivobdirektor i.R. Herrmann sen., des Honorarprofessors OStD. Wittenbrock, des Ministerialdirigenten Linsmayer, der Aushilfsprofessoren mit Putzauftrag (§ 7 TUGründG. 1998) Burg, Jung und Herrmann jun. sowie des Privatdozenten Thomes. Sie sind intellektuell

ähnlich stimulierend wie die vorgenannten und damit ein gelungenes Spiegelbild der vergangenen wie wohl auch der kommenden 1000 Jahre Saarbrücker Stadt- und Geisteslebens. Als luminoses Exempel sei hier nur der Beitrag des Herausgebers genannt, der die Vorgeschichte der Großstadtgründung anno 1909 untersucht. Wer sich dafür interessiert, welcher Beamte wann an welchen Beamten geschrieben hat, um ihm welche künftige – dann aber doch nicht realisierte – Straßenführung vorzuschlagen, der kommt hier ebenso auf seine Kosten wie der Liebhaber von Kanalisations- und sonstigen Tiefbauproblemen. Stadtentwicklung erscheint in dieser Sichtweise – wie schon in des Autors Dissertation – als das Ergebnis von Verwaltungsvorgängen, eine sozialgeschichtlich provozierende Theorie, die dennoch, da sich bisher niemand die Mühe einer Wiederlegung gemacht hat, als unbestritten gelten darf.

Auch die weiteren Beiträge sichern ihre Darstellungen sorgsam ab durch ihre Nähe zu Quellen, die meist von Verwaltungen produziert worden sind. Jeder von gutbelegten Fakten abstrahierenden Spekulation abhold, erlauben sie dem Leser, sich in einem überschaubaren Reich zwar etwas enger, aber quellenmäßig gesicherter Erkenntnis zu bewegen. Zugleich lernt er: Wer es versäumt, Akten zu hinterlassen, der purzelt durch die löchrigen Taschen des Mantels der Geschichte. Sollte hierin ein Grund für die zunehmende

Bürokratisierung der Welt liegen?

Die außersaarländische Fachwelt hat die Saarbrücker Stadtgeschichte leider nicht gebührend gewürdigt. In der deutschen Geschichtswissenschaft sind kurz vor der Jahrtausendwende überraschend sogenannte moderne Methoden hegemonial geworden, und deshalb gelten dem größeren, sich für aufgeklärt haltenden Publikum heute vor allem solche Darstellungen etwas, die sich auf die neue bis neueste Zeit konzentrieren und beispielsweise die Umweltgeschichte, die langfristigen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen und ihre Dynamik, die Arbeit und die Technik, das Alltagsleben und das Selbstverständnis der verschiedenen Schichten, die etablierte und populäre Kultur, den Umgang mit Minderheiten resp. deren eigene Geschichte, die soziale Positionierung der Frauen, die Beziehungen der Geschlechter, die Erziehungspraktiken, die Freizeitgewohnheiten und dergleichen mehr ins Auge fassen. Gegen den auch der Saarbrücker Stadtgeschichte zugrundeliegenden traditionellen, als trocken akademisch verschrieenen Ansatz erheben die Anhänger gesellschafts-, alltags-, mentalitäts- und kulturgeschichtlicher Schulen den Anspruch, historische Prozesse aus der Innensicht der sie erlebenden Menschen darzustellen und so heutige Lebensweisen durch den Vergleich mit früheren begreifbarer zu machen.

Dergleichen ficht die Saarbrücker Publikation nicht an.

Dem Wesen dieser Stadt und der Kulturlandschaft, in die sie eingebettet ist, konnte nur eine gerontokratisch orientierte Auswahl von Herausgeber, Beirat und Autoren gerecht werden. Die Niederschrift der Stadtgeschichte mußte einfach solchen Autoren überantwortet werden, die von fortgeschrittenem Alter, männlichem Geschlecht, hohem akademischem Grad und jener Weisheit waren, die von ihren Gegnern als konservatives Wissenschaftsverständnis abgetan wird. Sie legten in ihrer letzten Schaffensperiode eine solch achtungsgebietende kreative Potenz zutage, daß die rund zwei Dutzend jüngerer Historiker – resp. in der Mehrzahl Historikerinnen –, die zu den Planungszeiten der Publikation bereits regionalgeschichtlich hervorgetreten waren und sich als methodisch modern ausgewiesen hatten, selbstverständlich zurückstehen mußten bzw. nur zum Zuge kamen, wenn sich trotz intensiver Nachsuche kein traditionalistischer Autor finden ließ. Forschungsstipendien zu ihrer Förderung konnten leider nicht vergeben werden, denn die verfügbaren Personalmittel wurden von wissenschaftlichen Hilfskräften aufgezehrt, die den beamteten Autoren nun einmal zwecks Erledigung niederer Rechercharbeiten und gelegentlicher Formulierungshilfe zustehen.

Zwischenzeitlich sind einige der damals mißachteten jungen Leute anderswo zu akademischen Ehren und einflußreichen Positionen gekommen. Unfairerweise rächen sich heute manche von

ihnen, wie etwa jene in Tübingen lehrende Wortführerin der sog. feministischen Historiografie, die in der ZEIT der "Saarbrücker Herrenrunde" mit gnadenloser Milde "die schütterten Häupter streichelte" (Nr. 43/1999, S. 51: "Nachrichten aus dem Museum für Geschichtsschreibung").

Damit die Kritik an dem angeblich antiquierten Ansatz der Saarbrücker Stadtgeschichte endlich verstumme, sollte man die Anregung des Universitätspräsidenten Reinhard Wilhelm aufgreifen und eine Fassung auf einer interaktiven Virtual-Reality-CD ROM GTI 2001 herausbringen.

Doch zuvor muß gefragt werden, wie es zu all diesen Ärgerlichkeiten just im Jahr der nicht zuletzt als standortförderlich gedachten Feierlichkeiten kam. Die meisten schreiben dies dem "Prinzip Hoffmann" zu, das seit dem Sturz des Oberbürgermeisters in aller Munde ist. "Prinzip Hoffmann" taufte Hans Horch notorisch polemisierend "das Verfahren, Entscheidungen hinter verschlossenen Türen und unter Ausschluß potentieller Kritiker zu treffen und anschließend das Publikum so lange propagandistisch zu behämmern, bis dieses vor Schmerz 'Hurra' schreit" (Neueste Saarheimat, Sept. 1999, S. 7: "Der Untergang der europäischen Kultur, Teil 19"). Nach diesem Prinzip seien große Entscheidungen wie die zum Bau der Stadtbahn getroffen worden und ebenso kleine wie die zur Herausgabe der Stadtgeschichte. Anstatt, so argumentiert der Kritiker, unter sorgfältiger Ver-

meidung von Kontroversen Herausgeber und Beirat "auszumuscheln", hätte man in öffentlicher Diskussion verschiedene Konzepte entwickeln und dann einen traditionelle und moderne Autoren zusammenbringenden pluralistischen Kompromiß finden müssen.

Wer so daherredet, diskreditiert sich als Historiker, denn er läßt erkennen, daß er die Entwicklung der Stadt nicht kennt. Im vergangenen Jahrtausend war die Kulturtechnik der diskursiven Entscheidungsfindung nämlich noch gar nicht bis hierher vorgezogen. Mittlerweile hat man von ihr gehört, aber da von ein paar hartnäckigen Meckerern abgesehen niemand nach ihr verlangt, wird sie auch weiterhin ein Fremdkörper bleiben. Weshalb wir dem eben beginnenden Jahrtausend in Ruhe entgegenblicken können.

**Harald Herold**

#### **Frisch eingetroffen**

Tillier, Claude: Der Spazierstock des Herm Paillet. Pamphlete und Erzählungen. dipa-Verlag. Ffm. 1993.

Erich Renner (Hrsg.) Die Pfalz ist ein gelobtes Land. Geschichten und Gedichte, Lieder, Briefe und Erinnerungen. Pfälzische Verlagsanstalt. Landau/Pfalz 1994.

Pfalz Wanderführer. Pfälzerwald und Donnersberg. Pfälzische Verlagsanstalt. Landau/Pfalz 1994.

**Für Hartgesottene:** Mund-Art II. Die Kunst der Volkssprache. Logos-Verlag. Saarbrücken 1994.

# Autorinnen und Autoren

**Hervé Atamaniuk**, geb. 1961, bei der Einrichtung "Haus der Kulturen an der Grenze" in Freyding-Merlebach beschäftigt, Beauftragter für die Vereinigung der Vorstädte in Europa und für die Ausbildung der "mediateur culturelle et artistique" zuständig; als Musiker und Mitglied der Gruppe 'Schaukelpferd' verfaßt er auch Texte für die Saarländische Rockgruppe 'Saarbrück libre'; Doktorand an den Universitäten Metz und Saarbrücken, schreibt über die Kulturarbeit im Saarland und in Lothringen

**Ikbal Berber**, stammt aus der Türkei, seit 1976 in der BRD, Studium der Germanistik u. Sozialpsychologie, mehrjährige Tätigkeit als wissenschaftl. Mitarbeiterin und Dozentin an der Universität, seit 1993 Berufsberaterin für Abiturienten beim Arbeitsamt Saarbrücken

**Heiko Breit**, Dipl.-Soziologe, Studium der Sozialwissenschaften an der Universität Saarbrücken, 1987-1990 wissenschaftlicher Mitarbeiter am ISO-Institut Saarbrücken; jetzt wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Psychologie an der Universität Saarbrücken

**Selma Ceylan**, geb. 1956 in Ankara, seit 10 Jahren tätig als Sozialarbeiterin und freie Journalistin für verschiedene türkische Zeitungen, Schriftstellerin; lebt seit 1990 in Saarbrücken, beschäftigt sich mit den Problemen türkischer Frauen in der BRD; zur Zeit Sozialbetreuerin im Altenwohnstift in Saarbrücken

**Bernhard Dahm**, geb. 1953, Rechtsanwalt in Saarbrücken; Schwerpunkt seiner Tätigkeit ist das Asyl- und Ausländerrecht

**Stefan Fricke**, geb. 1966, M.A., Mitarbeiter am musikwissenschaftlichen Institut der Universität des Saarlandes

**Harald Glaser**, Sozialwissenschaftler und Historiker, beschäftigt sich u.a. mit Industriegeschichte und arbeitet zur Zeit an Besichtigungskonzepten für das Industriedenkmal 'Völklinger Hütte'

**Dr. Bernd Grass**, Sozialwissenschaftler und Mitarbeiter der "Beratungsstelle für sozialverträgliche Technologiegestaltung e. V.", Saarbrücken

**Dipl.-Ing. Dieter Heinz**, bis 1989 Denkmalpfleger der Landeshauptstadt Saarbrücken und Redakteur der SAARBRÜCKER HEFTE

**Harald Herold**, Stadtpressesprecher und seit 1996 Chefredakteur der SAARBRÜCKER HEFTE

**Dr. Hans Horch**, Ausbildung als Deutschlehrer und Sozialwissenschaftler, in der außerschulischen Jugendbildung beschäftigt.

**Margit Hübner**, geb. 1967 in Frankfurt/Main, Studium der Kulturanthropologie und Europäischen Ethnologie, Auslandssemester an der Universität Lumière II in Lyon, Magisterarbeit zum Thema: "Maghrebinische Frauen der zweiten Generation in Frankreich"

**Fritz Kremser** ist Redakteur beim Saarländischen Rundfunk

**Dr. phil. Eva Labouvie**, geb. 1957, Studium der Geschichte, Germanistik und Sozialkunde in Saarbrücken; zur Zeit leitende wissenschaftliche Mitarbeiterin eines Projekts zur Regionalgeschichte des Saarraumes am Historischen Institut der Universität des Saarlandes

**Suat Mentès**, geb. 1965 in der Türkei, seit 1973 im Saarland, handwerkliche Ausbildung, seit 1984 politisch, sozial und kulturell für Immigranten und Jugendliche ausländischer Herkunft ehrenamtlich tätig; zur Zeit bei der Arbeitsstelle "Migration und Fremdenfeindlichkeit" des Landesjugendwerks, seit 1994 Mitglied des Ausländerbeirats der Stadt Saarbrücken

**Jörg Metzinger**, geb. 1962 in Dillingen/Saar, Studium der Evangelischen Theologie in Saarbrücken, Mainz und Heidelberg, Sondervikariat an der Universität Mainz bei Prof. Rainer Volp mit den Arbeitsschwerpunkten 'Kunst und Kirche', Semiotik sowie 'Citykirchenkonzept', Vikariat in Wiebelskirchen; seit 1992 Pastor an der Saarbrücker Johanneskirche mit dem Auftrag, ein neues Konzept von Citykirchenarbeit dort umzusetzen

**Moshen Ramanzani-Moghaddam**, geb. 1950 in Teheran, nach der Schule zwei Jahre Dorfpolizist, seit 1973 in der BRD, Studium der Physik, Promotion 1988, Gründungsmitglied des 'Bingert Kollektivs'.

**Guy Rewenig** ist Schriftsteller in Luxemburg

**Dr. habil. Wolfgang Schlott**, Literatur- und Kulturwissenschaftler, Universität Bremen und Forschungsstelle Osteuropa in Bremen; Spezialgebiete: Vergleichende Literaturgeschichte, Jugendsoziologie und Kulturtheorie

**Dr. phil. Dietmar Schmitz**, politikwissenschaftliches Studium, Tätigkeiten als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft und im Saar. Umweltministerium; seit 1988 beschäftigt in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung; journalistische Tätigkeit

**Frank Seibel**, geb. 1965, Studium der Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie in Frankfurt, Magisterarbeit über das "Verhältnis von Lokaljournalisten zur Urbanisierung am Rand des Rhein-Main-Gebietes"; seit 10 Jahren nebenberufl. Praxis als Journalist, u.a. bei FRANKFURTER NEUE PRESSE und FRANKFURTER RUNDSCHAU

**Hamid Shokat**, geb. 1948 im Iran, seit 1978 in Saarbrücken, Publizist; Buchveröffentlichungen u.a.: "Die verlorenen Jahre – Von der Oktoberrevolution bis zu Lenins Tod"; sein letztes Buch erschien im Jahre 1994: "Geschichte der Konföderation Iranischer Studenten. National Union (CISNU)"

**Wolfgang Stauch**, Schriftsteller in Saarbrücken, veröffentlichte den Roman "Eine schlechte Geschichte" im Suhrkamp Verlag

**Wilfried Voigt**, Redakteur des SPIEGEL in Mainz

**Margret Wilhelm**, Deutschlehrerin am Ludwigsgymnasium in Saarbrücken

**Prof. Dr. rer. nat. Reinhard Wilhelm**, Studium der Mathematik und Informatik in München, Münster und Stanford/USA; seit 1978 Hochschul-lehrer für Informatik an der Universität des Saarlandes und seit 1990 wiss. Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl

# GROSSE REDAKTIONSVERSAMMLUNG

Die SAABRÜCKER HEFTE wollen Bürgern, die sich eine eigene Meinungsbildung und die dazu notwendigen Kontroversen zutrauen, ein Forum sein.

Sie laden hiermit ein zu ihrer dritten  
**Großen Redaktionsversammlung**  
**am Donnerstag, den 6. April 1995, 19.00 Uhr,**  
**im Café Museum, Bismarckstr. 13,**  
**in der Modernen Galerie.**

Die Versammlung ist öffentlich.  
Eingeladen ist jeder, der an den HEFTEN insgesamt  
oder einzelnen Beiträgen Kritik üben,  
Vorschläge für die weitere Themenplanung  
unterbreiten oder in zwanglosem Rahmen  
die Redaktion kennenlernen will.

